Grenzlandkirche

Eine Evangelische Kirchengeschichte
Elsaß-Lothringens 1870-1918.

Grenzlandkirche

Eine Evangelische Kirchengeschichte Elsaß-Lothringens 1870—1918

von Otto Michaelis

Lichtweg-Verlag · Essen · 1934



Einband: A. Westerdorf, Essen.
Druck: Essener Druckerei Gemeinwohl GmbH., Essen.

Der Straßburger Pastoralkonferenz, der Hüterin wissenschaftlichen Geistes und Förderin kirchlichen Lebens, zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens gewidmet vom Verfasser

Vorwort

Dieses Buch wurde nicht auf irgendeine äußere Veranlassung hin geschrieben. Es entstand aus einem inneren Drang seines Verfassers. Mir lag zunächst daran, selbst ein klares Bild über den Gehalt und Ertrag einer Zeit zu gewinnen, die ich z. T. miterlebt habe. Zugleich beseelte mich aber auch der Wunsch, der Kirche meiner Heimat mit solcher Darstellung einen Dienst zu leisten. Dieser Dienst wurde dadurch erschwert, daß ich ihr äußerlich ferngerückt bin, auch dadurch, daß mir für manchen Abschnitt Urkunden von grundlegender Bedeutung nicht erreichbar waren. Ein Gegenstück zu der Amtlichen Sammlung der Akten des Oberkonsistoriums und des Direktoriums und zu dem Synodalblatt der Reformierten Kirche fehlt für die Geschichte der reformierten Konsistorien bis zu ihrer Zusammenfassung in der Reformierten Synode. Auch weist, was sonst an gedruckten Darstellungen des von mir behandelten Zeitabschnittes vorliegt, empfindliche Lücken auf. Eine unter diesen Umständen doppelt dankbar begrüßte Fügung war es für mich, daß ich benutzen konnte, was der Sammeleifer Paul Grünbergs als Material für eine von ihm geplante Evangelische Kirchenkunde Elsaß-Lothringens hinterlassen hatte.

Was mir als Ideal meiner Schrift vorschwebte, war kein trockener Leitfaden, keine alle irgendwie bemerkenswerten Tatsachen aneinanderreihende Chronik, auch kein nur für Theologen berechnetes Buch. Ich dachte an einen größeren Kreis, an alle diejenigen, die gerne einmal diese Wegstrecke geschichtlichen Werdens im Geiste durchwandern. Manches Erzählenswerte habe ich nicht berichtet, um Raum für anschauliche Einzelbilder und Einzelzüge zu gewinnen, die einem lebendigen Verständnis dienen möchten. Daß ich manchmal weit ausgeholt habe, zurück in den vor 1870 liegenden Zeitabschnitt, weiter, als mit strengen Grundsätzen über Verteilung des Stoffes sich vereinbaren läßt, geschah nicht ohne Bedacht. Es fehlt uns ja eine zusammenfassende Darstellung der Zeit von 1802 bis 1870, ohne die die folgende nicht verstanden werden kann. Ich durfte daher bei der Mehrzahl meiner Leser nicht mit gründlicher Kenntnis jener Epoche rechnen.

Wenn anerkannt werden sollte, daß mein Buch trotz aller seiner Unvollkommenheiten eine Lücke ausfüllt, bin ich zufrieden; noch mehr sollte mich freuen, wenn man herausspürte, daß Liebe zu der Kirche meiner Heimat und ehrlicher Wille nach Wahrhaftigkeit, Sachlichkeit und Gerechtigkeit im Spiele war.

Weimar, im Februar 1934. Otto Michaelis.

Inhaltsverzeichnis

A Fronten

1. Kirche und Staat

Wenn in diesem Buche die Zeit von 1870 bis 1918 als ein eigener Abschnitt evangelischer Kirchengeschichte Elsaß-Lothringens behandelt wird, so bedarf dies keiner weiteren Begründung. Es sind Jahre deutscher Herrschaft, nach der Vergangenheit und nach der Folgezeit abgegrenzt durch Zeiten der Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zu Frankreich. Gewiß hat es in diesem Zeitabschnitt Entwicklungen gegeben, für die der Wechsel des politischen Machthabers nur von geringerer, vielleicht von gar keiner Bedeutung war. Aber aufs Ganze gesehen gingen von jenen großen politischen Geschehnissen doch sehr starke Wirkungen auf das innere Leben der beiden evangelischen Kirchen aus. Zwar hatte der elsässische Protestantismus vor 1870 trotz all der vielen Fäden, die ihn mit Innerfrankreich verbanden, in gewisser Weise sein eigenes Leben gelebt. Dennoch ist er immer wieder in die politische und geistesgeschichtliche Entwicklung Frankreichs hineingezogen worden, ja in dem dem Schicksalsjahr 1870 vorausgehenden Jahrzehnte hatten die Bemühungen Frankreichs um die geistige Eroberung des Landes besondere Fortschritte gemacht. Noch stand zwar unbezwungen inmitten einer immer bedrohlicher anschwellenden Flut als letzter Hort der deutschen Kultur das Kirchentum da, als dessen Sachwalter die Geistlichkeit beider Konfessionen der französischen Sprachenpolitik den Kampf angesagt hatten. Dieser wurde aber zuletzt nicht mehr mit der vorher aufgebrachten Tatkraft geführt. Wohl war die einst im Jahre 1838 von Eduard Reuß, dem großen protestantischen Theologen des Elsaß, in den Tagen des anhebenden Nationalitätenkampfes ausgegebene Losung „Wir reden deutsch!" nicht ganz vergessen. Und gerade Protestanten sind es gewesen, die tief in den Schatzkammern des deutsch-elsässischen Volkstums gruben und feine Worte zur Erhaltung heimatlicher Sprache und heimatlicher Art prägten. Man denke nur an die Gebrüder Stöber, an Candidus und Mühl. Aber ihr Einfluß war begrenzt. Um ihr Panier sammelte sich nur eine Minderheit der gebildeten elsässischen Jugend, deren Blicke sich sonst immer mehr nach Westen wandten, und die im Begriff stand, unter Vernachlässigung des eigenen Volkstums

sich ganz dem französischen Geiste zu öffnen. So traf die Annexion das Land in einer für die Erhaltung dieses Volkstums von Tag zu Tag bedrohlicher werdenden Lage. Da wurde das Steuer in einem Augenblick herumgeworfen, als das Schiff eben mit doppelter Fahrtgeschwindigkeit sich nach der entgegengesetzten Richtung zu bewegen begonnen hatte. Um so mehr wirkte der Wechsel der politischen Herrschaft als ein Ereignis von erschütternder dramatischer Kraft. Aber nicht bloß für die Auseinandersetzung zwischen heimatlicher und französischer Kultur war nun eine Zeitwende angebrochen, auch für die politische Entwicklung des Landes waren ganz neue Voraussetzungen geschaffen. Elsaß und Lothringen wurden einem Staate mit völlig anders gearteter Verteilung der politischen Kräfte, mit einer wesentlich anderen geistigen Atmosphäre angegliedert. So mußte die elsaß-lothringische Geschichte der folgenden Jahrzehnte einen von Grund aus anderen Inhalt bekommen, als wenn jene Verbindung mit dem französischen Staate angedauert hätte.

Wären damals die Würfel anders gefallen, würde Elsaß-Lothringen zu der Zeit, da es die Wirkungen des preußischen Kulturkampfes verspürte, unter der Präsidentenschaft Mac Mahons jene Blütezeit des Bundes zwischen „Säbel und Weihwedel" miterlebt und später jenen französischen Kulturkampf zwischen dem „schwarzen" und „roten" Frankreich mit durchkämpft haben: es hätte sich 1905 wohl in jene Trennung von Kirche und Staat fügen müssen, um deren Abwendung sich bereits im Jahre 1847 eine sorgenvolle Entschließung der Straßburger Pastoralkonferenz bemüht hatte. Eine Fortführung der napoleonischen Sprachenpolitik der 60er Jahre wäre auch nicht ohne sehr starken Einfluß auf das religiöse Leben geblieben. Ob der französische Staat Elsaß-Lothringen seine Ausnahmestellung durch Duldung des konfessionellen Schulwesens und Weiterbestehens des Konkordates gelassen hätte, erscheint ebenfalls fraglich. Nicht zum wenigsten aber hätte das kirchliche Leben der starken Anregungen und mancherlei Veränderungen entraten müssen, die die evangelische Einwanderung aus Altdeutschland zur Entwicklung dieser Jahrzehnte beigesteuert hat. Auch die zahlenmäßige Erstarkung, die der Protestantismus erlebte, wäre ausgeblieben. Während die Gesamtbevölkerung zwischen 1870 und 1910 sich von rund 1 500 000 auf 1 800 000 hob, stieg die evangelische Zivilbevölkerung von 250 000 auf 360 000 (im Elsaß von 237 000 auf 300 000, in Lothringen von 13 000 auf 60 000), der Anteil der Protestanten an der Zivilbevölkerung von 16 auf 20 (im Elsaß von 22 auf 25, in Lothringen von 3 auf 10) Prozent. So erscheint es als das unbedingt Gegebene, daß eine Besinnung auf das auf dieser Wegstrecke 1870—1918 Erlebte zunächst den schicksalhaften

Wirkungen der Annexion auf den Kampf der beiden Völker und Kulturen nachgeht.

In der Auseinandersetzung zwischen den beiden politischen Mächten, die während dieses Zeitraumes um die Seele des elsaß-lothringischen Volkes rangen, sind die beiden evangelischen Kirchen nie als Ruferinnen im Streite aufgetreten. So wenig für sie als christliche Kirchen dem Staate gegenüber eine von den Grundsätzen von Röm. 13 abweichende Haltung in Frage kommen konnte, so wenig durften sie vergessen, daß sie auch den dem neuen Staate feindlich gegenüberstehenden Kreisen in ihrer Mitte Achtung vor deren Ueberzeugung schuldig waren. In allem Getümmel des politischen Kampfes mußten sie klar und unverrückt sich vor Augen halten, daß sie nicht zu politischer Propaganda, sondern nur zur Betreuung eines religiösen Gutes bestellt waren und die Aufgabe hatten, einen gemeinsamen Boden für die im politischen Kampf sich oft heftig Bekämpfenden zu bilden. Und sie haben danach ihr Handeln eingerichtet, und niemand hat es ihnen gewehrt. In den offiziellen Verlautbarungen der evangelischen Kirchen wird man denn auch bis in die Tage des Weltkrieges hinein kein Wort finden, das jene Rücksicht auf die Nichteinheitlichkeit der politischen Grundstimmung des Landes irgendwie vermissen ließe. Im Gegenteil wurde in diesen Auslassungen sehr strenge Abstinenz von irgendwie politisch gefärbten Gedankenwendungen geübt, wiewohl doch die Mehrzahl der Mitglieder des Direktoriums direkt von der deutschen Regierung ihr Amt erhalten hatte, und ein nicht geringer Teil der Bevölkerung zuweilen einen etwas weniger frostigen Ton erwartete. So nichtssagend (oder vielsagend?) die lakonische Kürze war, mit der sich Präsident Kratz bei offiziellen Festessen gewisser Verpflichtungen zu entledigen pflegte, („Meine Herren, es ist Brauch, daß des jeweiligen Herrschers bei diesem Anlaß gedacht wird. Ich fordere Sie daher auf, auf das Wohl Kaiser Wilhelms Ihr Glas zu erheben"), so kühl war der amtliche Nachruf gehalten, den der Präsident Petri Kaiser Wilhelm I. nach dessen „Ableben" widmete, und der jegliche Würdigung dieser doch im evangelischen Glauben fest verankerten, fraglos frommen Herrscherpersönlichkeit vermied. Anders beim Tode Kaiser Friedrichs. Das tragische Schicksal dieses Fürsten, dessen liberale Grundrichtung ihm manche Sympathie im Elsaß erworben hatte, griff auch dem Direktorium ans Herz. So fehlte diesmal der Gemütston nicht ganz: „Lang und schwer hat Kaiser Friedrich gelitten; aber er hat sein Kreuz getragen als ein Held. Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet!" Wenn es somit den evangelischen Kirchen trotz einer durch die napoleonische Gesetzgebung namentlich bei der Kirche A. K. ständig nahegelegten Gefahr einer Verfilzung staatlicher und kirchlicher Interessen durchaus fernlag, Losungsworte für

den Nationalitätenkampf auszugeben, so konnte doch ihr Leben selbstverständlich nicht unberührt bleiben von dem Gegensatz deutsch—französisch.

Die schmerzliche Erregung, die die Loslösung Elsaß-Lothringens von Frankreich in den Herzen französischgesinnter evangelischer Elsässer hervorrief, zittert nach in einem Abschiedsgruß, den die drei damals im Amt befindlichen Mitglieder des Direktoriums an die lutherische Kirche Frankreichs richteten. Er wurde im Recueil officiel veröffentlicht. An demselben Tage, an dem er von Straßburg nach Paris gesandt wurde, fanden sich Mitglieder des Oberkonsistoriums zu einer Beratung zusammen, die sich zu einem Antrage an das Direktorium in Sachen der kirchlichen Verfassung verdichtete.

Als sich nämlich das politische Schicksal Elsaß-Lothringens entschied, befürchtete man kirchlicherseits grundstürzende Aenderungen der Kirchenverfassung unter Mißachtung der geschichtlichen Entwicklung und Eigenart des Landes. Es war keine Gespensterfurcht, denn was Dr. Fabri, der Berater des Generalgouverneurs von Bismarck-Bohlen, plante, hätte in der Tat, wenn es zur Ausführung gekommen wäre, tief nicht bloß in das Verfassungsleben, sondern auch in die innere kirchliche Entwicklung eingegriffen. Es würde aber auch geradezu in verhängnisvoller Weise das Verhältnis von Staat und Kirche, Regierung und Bevölkerung, Kirchenbehörde und Kirchenvolk belastet haben. Wenn vor allem durch die rechtzeitige Organisation des Widerstandes durch Professor D. Bruch, der seine taktische Position durch eine einmütige Kundgebung der Straßburger Pastoralkonferenz in eindrucksvoller Weise verstärkte, diese Pläne vereitelt wurden, so diente diese Tat der allgemeinen Befriedung und der Beruhigung der damals von den Kriegsereignissen noch sehr erregten und durch den großen politischen Wandel im Innersten aufgewühlten Gemüter. Aber daß die Kirche in jenen Tagen allen Anlaß gehabt hat, sich gegen einen drohenden gewaltsamen Eingriff in ihr inneres Leben zur Wehr zu setzen, blieb in der Erinnerung haften, schon weil der Liberalismus natürlich gerne und mit Stolz jenes geschichtlichen Verdienstes seines Führers gedachte. Noch Jahrzehnte später mußte das verunglückte kirchliche Intermezzo der Herren von Bismarck-Bohlen und Fabri, dessen Mißlingen übrigens nicht bloß die Linke, sondern auch die äußerste Rechte sich als Verdienst anrechnen durfte, dazu herhalten, um Mißtrauen zu säen, wo ein solches nicht mehr am Platze war. Auch hat die Besinnung auf den der Kirche damals aufgedrungenen Abwehrkampf, über dessen näheren Verlauf an anderer Stelle (Seite 90) noch eingehender zu reden sein wird, späterhin den Reformwillen auf dem Gebiete der kirchlichen Verfassung gedämpft.



Johann Friedrich Bruch, 1792 bis 1874

den Nationalitätenkampf auszugeben, so konnte doch ihr Leben selbstverständlich nicht unberührt bleiben von dem Gegensatz deutsch—französisch.

Die schmerzliche Erregung, die die Loslösung Elsaß-Lothringens von Frankreich in den Herzen französischgesinnter evangelischer Elsässer hervorrief, zittert nach in einem Abschiedsgruß, den die drei damals im Amt befindlichen Mitglieder des Direktoriums an die lutherische Kirche Frankreichs richteten. Er wurde im Recueil officiel veröffentlicht. An demselben Tage, an dem er von Straßburg nach Paris gesandt wurde, fanden sich Mitglieder des Oberkonsistoriums zu einer Beratung zusammen, die sich zu einem Antrage an das Direktorium in Sachen der kirchlichen Verfassung verdichtete.

Als sich nämlich das politische Schicksal Elsaß-Lothringens entschied, befürchtete man kirchlicherseits grundstürzende Aenderungen der Kirchenverfassung unter Mißachtung der geschichtlichen Entwicklung und Eigenart des Landes. Es war keine Gespensterfurcht, denn was Dr. Fabri, der Berater des Generalgouverneurs von Bismarck-Bohlen, plante, hätte in der Tat, wenn es zur Ausführung gekommen wäre, tief nicht bloß in das Verfassungsleben, sondern auch in die innere kirchliche Entwicklung eingegriffen. Es würde aber auch geradezu in verhängnisvoller Weise das Verhältnis von Staat und Kirche, Regierung und Bevölkerung, Kirchenbehörde und Kirchenvolk belastet haben. Wenn vor allem durch die rechtzeitige Organisation des Widerstandes durch Professor D. Bruch, der seine taktische Position durch eine einmütige Kundgebung der Straßburger Pastoralkonferenz in eindrucksvoller Weise verstärkte, diese Pläne vereitelt wurden, so diente diese Tat der allgemeinen Befriedung und der Beruhigung der damals von den Kriegsereignissen noch sehr erregten und durch den großen politischen Wandel im Innersten aufgewühlten Gemüter. Aber daß die Kirche in jenen Tagen allen Anlaß gehabt hat, sich gegen einen drohenden gewaltsamen Eingriff in ihr inneres Leben zur Wehr zu setzen, blieb in der Erinnerung haften, schon weil der Liberalismus natürlich gerne und mit Stolz jenes geschichtlichen Verdienstes seines Führers gedachte. Noch Jahrzehnte später mußte das verunglückte kirchliche Intermezzo der Herren von Bismarck-Bohlen und Fabri, dessen Mißlingen übrigens nicht bloß die Linke, sondern auch die äußerste Rechte sich als Verdienst anrechnen durfte, dazu herhalten, um Mißtrauen zu säen, wo ein solches nicht mehr am Platze war. Auch hat die Besinnung auf den der Kirche damals aufgedrungenen Abwehrkampf, über dessen näheren Verlauf an anderer Stelle (Seite 90) noch eingehender zu reden sein wird, späterhin den Reformwillen auf dem Gebiete der kirchlichen Verfassung gedämpft.



Johann Friedrich Bruch, 1792 bis 1874



Eduard Reuß, 1804 bis 1891

Weit schneller waren Nöte des Uebergangs vergessen, wie sie die kirchliche Verwaltung in jenen Kriegsjahren erfuhr, als die Einführung vor dem Kriegsausbruch ernannter Pfarrer in ihr Amt nicht gestattet wurde und die Bestätigung von Pfarrernennungen monatelang ausblieb. Hingegen erwies sich, mehr noch in der späteren Zeit, die Bestimmung, die 1873 das zu einer Verwaltungsbehörde umgestaltete Thomasstift verpflichtete, aus seinem freigewordenen Pfründeneinkommen bis zu 36 000 Mark zur Besoldung der Professoren der Theologie an die Landeskasse abzuführen, als äußerst unglücklich und von dauernder folgenschwerer Tragweite. Als dies Gesetz nach mühevollen Verhandlungen zustande kam, wurde das Thomaskapitel zwar durch die ihm auferlegte Last im Augenblick nicht hart betroffen. Bald aber zeigte es sich, daß jene kurzsichtige, rücksichtslose Ueberordnung fiskalischer Gesichtspunkte über staatsmännische Erwägungen dem Thomaskapitel und mit ihm der Kirche einen ganz bedenklichen Hemmschuh angelegt hatte. Man rieb sich an diesen Fesseln wund, ohne sich von ihnen befreien zu können. Erst 1911 brachte ein Vergleich durch Bewilligung eines jährlichen Zuschusses von 25 000 Mark an das Protestantische Gymnasium eine gewisse Erleichterung. Der Unmut, daß die Lösung lebenswichtiger Aufgaben wie z. B. die Errichtung eines Predigerseminars an den damals übernommenen finanziellen Verpflichtungen scheiterte, wurde dadurch verstärkt, daß der Staat bei Gründung der Straßburger katholisch-theologischen Fakultät in großzügiger Weise die Mittel für Besoldung dieser Theologieprofessoren zur Verfügung stellte. Ein weiterer folgenschwerer Fehler der deutschen Verwaltung in jener ernsten Zeit bestand darin, daß der Staat es versäumte, in der Frage der Schulentlassung der Mädchen gleich von Anfang an den von der Kirche gewünschten und durch triftigste volkserzieherische Gründe gestützten Standpunkt einzunehmen. Die auch im Gegensatz zu der Praxis anderer deutscher Länder stehende schwer begreifliche Stellungnahme der Regierung, die die Schulentlassung der Mädchen bereits im 13. Lebensjahre zur Regel machte, wirkte sich „geradezu als eine Quelle der Verwilderung" aus; immer wieder zwangen laute Klagen zur Erörterung dieser Mißstände im kirchlichen Parlamente. Sie erreichten aber keine Beseitigung des Uebels, da die Regierung bald nicht mehr von sich aus, sondern nur im Einvernehmen mit dem Landesausschuß und später mit dem Landtag eine Aenderung herbeiführen konnte und die hier widerstrebenden klerikalen Kräfte nicht bezwungen wurden. In einem anderen Punkte brachte schon die Verwaltung der ersten Jahre deutscher Herrschaft Linderung eines drückenden Notstandes. Die Aufbesserung der gänzlich unzureichenden

Pfarrgehälter um 50 Prozent (auf 3200, 2800 bzw. 2400 Fr.) erfolgte bereits am 1. Januar 1872. Kirchliche Kreise sahen hierin ebenso wie in der Bereitstellung von Mitteln für Wiederaufbau oder Reparatur der Kirchen und Pfarrhäuser den Ausdruck eines „väterlichen Wohlwollens". Daß es, auch von jenen oben genannten unerfüllten Wünschen abgesehen, zwischen Vater und Sohn da und dort zu Spannungen kam, kann nicht Wunder nehmen. Einige Beispiele: Befremden erregte die engherzige und kleinliche Art, mit der die Regierung bis 1908 an ihrem innerlich überlebten Rechte festhielt, zur Veröffentlichung der Verhandlungen des Oberkonsistoriums allemal die Genehmigung zu erteilen. Ein anderes Mal lag Grund vor zum Widerspruch gegen übrigens nur vereinzelte Fälle von Nichtbeachtung von Rechten der Kirche bei Genehmigung von Religionsschulbüchern oder Anstellung von Theologieprofessoren. Größere Erregung rief es hervor, als 1878 der Oberpräsident die Erlaubnis, den vorjährigen Kommissionsbericht über die Gymnasialangelegenheiten und das Protokoll der sich daran anschließenden Verhandlungen des Oberkonsistoriums zu veröffentlichen, verweigerte, „da dieselben nicht Gegenstand der Tagesordnung waren und in Gebiete hinüberschweiften, welche nicht zum Geschäftskreis des Oberkonsistoriums gehören". Dies Verhalten der Regierung empfand man als eine Kränkung, die auch der greise Professor Reuß mit scharfen Worten zurückwies: „Das Oberkonsistorium ist nicht gewohnt, auf solche Weise behandelt zu werden. Unter der napoleonischen Herrschaft haben wir ähnliches nicht erlebt." Nach der Auffassung des Kommissionsberichterstatters war ähnliches in siebzig Jahren nur zweimal vorgekommen. In derselben Tagung wurde aber auch aus dem Kreise der Abgeordneten sehr eindringlich betont, daß grundsätzlicher Protest gegen die Regierung, die durch gewisse cäsaropapistische Exzesse damals allerlei Porzellan zerbrach, an der Tatsache nichts ändere, daß im Oberkonsistorium keine Politik und namentlich keine antideutsche getrieben werde, und der Abg. Schützenberger verwahrte sich, die Nachgiebigkeit des Direktoriums scharf kritisierend, gegen den Verdacht, daß die Straßburger „frondeurs" seien. „Aber sie haben den Nacken nicht beugen gelernt. Der freie Geist der alten Reichsstadt lebt noch in ihnen". So gab es wohl gelegentlich Verstimmungen und Spannungen, zuweilen mit Schuld, manchmal auch ohne Schuld der Regierung. Auch die allgemeine Politik der Regierung war für die bei diesen Verhandlungen herrschende Temperatur mitbestimmend. Wenn die Regierung die sämtlich protestantischen Führer der Autonomiebewegung, die Bergmann, North, Nessel und Schneegans wegen ihres Antiklerikalismus glaubte bekämpfen zu sollen, so war dies gewiß nicht dazu

angetan, moralische Eroberungen im elsässischen Protestantismus zu machen. Aber wenn man auch alles zusammenträgt, was etwas wie Konfliktstimmung im Laufe der Jahre erzeugte: aufs Ganze gesehen mutet es doch nur an wie ein Wellengekräusel im ruhigen Fluß einer zwischen Staat und Kirche unter gegenseitiger Beachtung der einem jeden gezogenen Grenzen verlaufenden Zusammenarbeit. Auch in der ersten Zeit mit ihrer weitverbreiteten Oppositionsstimmung gegen den neuen staatsrechtlichen Zustand wurden in den Verhandlungen des Oberkonsistoriums recht friedliche und freundliche Klänge laut. So äußerte sich 1872 der Abg. Bergmann als Berichterstatter: „Es fängt an, sich immer mehr aufzuhellen an unserem kirchlichen Horizont, der monatelang nach dem Kriegssturm verdüstert war. Die alte Ordnung tritt wieder ein mit ihren Rechten. Auch die höheren Organe unseres Kirchenregimentes, die verstümmelt und gelähmt waren, sind wieder hergestellt und verrichten in normaler Weise ihre frühere heilsame Bestimmung." Auf den gleichen Ton gestimmt heißt es 1873 in dem Kommissionsbericht desselben Berichterstatters, daß in sämtlichen Berichten aus den Inspektionen die Freude ausgesprochen sei, daß unsere Kirchenverfassung sowohl als der kirchliche Geschäftsgang wieder in ihr gewohntes normales Geleise getreten sind, und besonders auch darüber, daß in fast allen Fragen ein ganz friedliches Verhältnis und freundliches Einverständnis zwischen unserer evangelischen Kirche in Elsaß-Lothringen und der Regierung im Reich und im Reichslande besteht.

Diese guten Beziehungen wurden erleichtert durch die schonende und den Wünschen kirchlicher Kreise entgegenkommende Art, wie die deutsche Regierung, darin weit abrückend von den Plänen, mit denen sich einst Dr. Fabri getragen hatte, schwebende Personalfragen löste. Das fünfköpfige Direktorium hatte bereits Anfang August 1870 ein Mitglied verloren, den tüchtigen Juristen Professor Rau, der als Rat am Kassationshof nach Paris übersiedelte. Von größerer Bedeutung wurde der durch die Annexion veranlaßte Rücktritt des Präsidenten des Direktoriums Braun, der unter den veränderten Verhältnissen nicht gewillt war, sein Amt weiter zu verwalten. In einer Zeit gewaltiger politischer Erregung hatte Präsident Braun einst (1850) dies Amt angetreten, in einer Zeit noch viel größerer Spannungen schied er aus ihm. Aus dem Richterstande hervorgegangen, hatte er durch unparteiliche Führung der Geschäfte sich Ansehen erworben. Er starb erst 1887. Die Regierung ersuchte nunmehr Professor Bruch, der schon 1848 in kritischer Lage nach dem Sturze des Direktoriums als Mitglied der Direktorialkommission und dann seit 1866 als Mitglied des Direktoriums der Kirche durch sein Verwaltungstalent erhebliche Dienste geleistet hatte, einstweilig die Leitung der Geschäfte des Direktoriums zu übernehmen,

wozu Bruch sich bereit erklärte. Auch die übrigen beiden noch verbliebenen Mitglieder der Behörde wurden aufgefordert, einstweilen ihre Aemter zu behalten. In einer außerordentlichen Tagung schlug das Oberkonsistorium der Regierung am 19. Oktober 1871 das Mitglied des Oberkonsistoriums Kratz für die Präsidentenschaft vor (an ein dauerndes Bekleiden dieses Postens durch D. Bruch war schon deshalb nicht zu denken, weil D. Bruch als geistliches Mitglied galt), nachdem dieser erst im dritten Wahlgang die erforderliche Stimmenmehrheit (9 von 14) erhalten hatte. Indem die Regierung vor der Ernennung Kratz' die Meinung des Oberkonsistoriums einholte, tat sie etwas, das man in französischer Zeit nicht kannte und das sich auch späterhin nicht wiederholt hat. Es war eine Geste, durch die man das durch die Machenschaften Fabris angestaute Mißtrauen zu vermindern sich bestrebte und auch tatsächlich verminderte. Indem sie an die Spitze der Verwaltung der Kirche A. K. im Einklang mit dem Oberkonsistorium den elsässischen Notabeln Kratz stellte, bekundete sie noch deutlicher, daß sie das Steuer nicht herumwerfen wollte, sondern dem Schiffe seinen alten Kurs im großen und ganzen zu lassen geneigt war. Sie hatte viele Schwierigkeiten von seiten der katholischen Kirche zu gewärtigen. Je reibungsloser sich die Zusammenarbeit mit den evangelischen vollzog, je ruhiger hier alles seinen alten Gang ging, um so besser erschien es ihr. Den alten, biedern, freundlichen Kratz, der 1853 schon der ersten Tagung des Oberkonsistoriums beigewohnt, vordem bereits in mehr als zwanzigjähriger Mitgliedschaft dem Direktorium und Oberkonsistorium angehört hatte und als fast Siebzigjähriger an die angeblich leitende Stelle berufen wurde (er hatte einen Generalsekretär an der Seite), ließ man noch volle 13 Jahre gewähren, bis er in den Sielen als 82jähriger starb. Wieder stellte das im Franzosentum am stärksten verwurzelte Notabelntum den Nachfolger. Der Notar von Sulz u. W. F. Petri war der Erkorene. Er hatte kurze Zeit vorher schon dem Direktorium angehört, war aber aus ihm verdrängt worden. So sorgte die Regierung in der Art, wie sie diese Stelle besetzte, reichlich, fast überreichlich dafür, daß ihr nicht der Vorwurf mangelnder Rücksichtnahme auf die Eigenart der elsässischen evangelischen Kirche gemacht werden konnte. Doch läßt sich nicht leugnen, daß Präsident Petri mit Würde und Ernst die Kirche vertreten hat. Einen gewissen Ausgleich gegenüber der Tendenz dieser Präsidentenernennungen bedeutete die Besetzung der Stelle des Vertreters der Regierung im Direktorium. In der Wahl dieser Persönlichkeiten hatte man eine glückliche Hand. Ministerialrat Richter, der dann später an die Spitze des Oberschulrats trat, hat 1872 bis 1880 als Mitglied des Direktoriums durch sein einfühlendes Verständnis für die kirchlichen Verhältnisse, durch mildes freundliches Wesen

und durch seine juristischen Kenntnisse sich Sympathie erworben und in der schweren Uebergangszeit ausgleichend gewirkt. Von herberer Art war sein Nachfolger, der Ministerialrat Freiherr von der Goltz, der bis 1912 dem Direktorium angehörte, der Sproß einer altpreußischen Adelsfamilie, durch dessen Berufung die kirchlichen Rechte eine verläßliche Stütze und die Innere Mission einen warmen Befürworter ihrer Interessen gewann. An seine Stelle trat in der Vollkraft der Jahre ein Altelsässer, der weitblickende spätere Ministerialdirektor Adolf Götz, mit den kirchlichen Verhältnissen wie denen des öffentlichen Lebens genau vertraut. Hätten ihn nicht die Ereignisse von 1918 aus seiner Heimat verdrängt, so hätte dieser tüchtige, charaktervolle und gewandte Beamte, dessen Berufung auf den Präsidentenposten später an dem Widerspruch der konfessionellen Lutheraner scheiterte, der Kirche sicher noch wertvolle Dienste leisten können.

Nach dem Ausscheiden des durch friedliebendes, mildes Wesen, aber sicher nicht durch sonderliche geistige Befähigung ausgezeichneten Präsidenten Petri ging die Regierung nicht wieder auf die Suche nach einem Notabeln. Sie berief 1903 den Kreisdirektor von Thann, Dr. Friedrich Curtius. Mit ihm trat endlich eine Persönlichkeit von geistigem Format an die Spitze des Direktoriums, ein durchgebildeter Jurist, vor allem aber ein für die Fragen seiner Zeit aufgeschlossener, sich selbständig mit ihnen auseinandersetzender Intellektueller, als Gelehrtensohn freilich auch mit einem gewissen Zug zur Weltfremdheit belastet. Sein Nachfolger wurde der Sohn des Ministerialrats Freiherr von der Goltz, Hans Freiherr von der Goltz, der in den kurzen Jahren seines Wirkens an dieser Stelle den Ernst seiner Berufsauffassung namentlich auch darin bekundete, daß er keine Mühe scheute, um durch Besuch der evangelischen Pfarrhäuser Fühlung mit der Praxis zu gewinnen und das Band des Vertrauens zwischen Behörde und Pfarrwelt enger zu knüpfen. So waren die auf die Altelsässer Kratz und Petri folgenden beiden Altdeutschen Curtius und von der Goltz wohl befähigt, an der Aufgabe des Ausgleichs und des harmonischen Zusammenwirkens der beiden Bevölkerungsgruppen nutzbringend ihre Kraft einzusetzen.

In der reformierten Kirche hatte die Regierung infolge der anders gearteten Rechtslage, die ihr keine Ernennung, sondern nur Bestätigung von an hervorragende Stellen der kirchlichen Verwaltung berufenen Persönlichkeiten erlaubte, keine nennenswerte Möglichkeit der Einwirkung auf wichtige Personalbesetzungen. Die Uebergangszeit bereitete ihr also nach dieser Richtung wenig Schwierigkeiten.

Nur einmal ist im späteren Verlauf der politische Faktor bei der Besetzung der Stelle eines reformierten Konsistorialpräsidenten maßgebend in Erscheinung getreten. Das Reformierte Konsistorium Metz legte 1916 seinem Präsidenten Fritz Hoffet den Rücktritt nahe, da es bei ihm die klare Bestimmtheit vaterländischer Haltung vermißte. Die Regierung war an diesem Schritte nicht beteiligt. Sie hat dann dem Pfarrer Hoffet, von dem niemand Aufgabe seines Kurzeler Pfarramtes forderte, den es aber nunmehr aus dem Land fortdrängte, goldene Brücken gebaut und ihm die Uebersiedlung in die Schweiz, wo sich ihm in Pruntruth eine neue Wirkungsmöglichkeit bot, nach Kräften erleichtert. Daß in dieser Angelegenheit wohl der Gegensatz zwischen deutsch und französisch, nicht aber der zwischen einheimisch und eingewandert die treibende Kraft war, zeigte die Wahl des Nachfolgers Hoffets, die auf den Altelsässer Georg Fath fiel. Die Wiedereinsetzung Hoffets durch die französische Regierung in das Amt des Präsidenten des Metzer Reformierten Konsistoriums stand im Widerspruch mit dem Kirchenrecht und hatte daher den Protest des Vorsitzenden des Synodalvorstandes der reformierten Kirche zur Folge. Er blieb jedoch unbeachtet. Die Pfarrer wurden gezwungen, die widerrechtliche Verordnung der Regierung zur Kenntnis der Gemeinden zu bringen.

Unsere Darstellung der amtlichen Beziehungen zwischen Staat und Kirche bedarf noch einer Ergänzung. Wie spiegelte sich außerhalb der behördlichen Bezirke das Ineinander und Gegeneinander völkischer Strebungen wieder? Der Lösung der offiziellen Bande zwischen den evangelischen Kirchen Innerfrankreichs und denen Elsaß-Lothringens entsprach alsbald auch die Lockerung sonstiger Beziehungen im kirchlichen Leben. Die Gemeinsamkeit des Erlebens war zwischen dem Protestantismus Innerfrankreichs und dem Elsaß-Lothringens auch vor 1870 nicht sonderlich stark gewesen. Man wußte sich als etwas Eigenes und hatte in seinem Selbstgefühl kein starkes Anlehnungsbedürfnis an Paris. Nun wurden die Fäden herüber und hinüber erst recht loser. Doch rissen sie nicht ab, und es kam zu keinem eigentlichen Bruch. Einzelne Werke, bei denen Straßburg und Paris sich die Hand gereicht hatten, behielten diesen Charakter. Für die Pariser Mission arbeitete im Elsaß weiter ein Hilfsverein, der zunächst auch für die Baseler Mission Gaben sammelte, bis sich die Wege trennten, so daß von da ab die Pariser Mission ihren eigenen Hilfsverein besaß. Die Straßburger Pastoralkonferenz, die 1861 mit Befremden erfuhr, daß die Regierung ihr untersagte, die „Brüder aus Baden" einzuladen, sah in den ersten Jahren nach dem Kriege gelegentlich französische Kollegen unter ihren Gästen. 1876 berichtete auf ihr Pfarrer

Theodor Monod, Paris, über sein Missionswerk, 1878 Pfarrer Röhrig, Paris, über die mission intérieure de l'Eglise de la Confession d'Augsbourg. Das 1845 gegründete Hilfswerk der Konferenz für die deutschredenden Protestanten in Algier bestand bis 1891. Nicht nur die Beziehungen waren immer loser geworden; die Gründung einer algerischen und tunesischen Evangelisationsgesellschaft, die alsbald über die erforderlichen Mittel verfügte, machte die elsässische Bruderhilfe schließlich überflüssig. Stark wirkten sich die verwandtschaftlichen Bande mit Landsleuten aus, die nach dem Kriege das Land verlassen hatten und nach Frankreich übergesiedelt waren. (Von 1870 bis 1914 betrug die Zahl aller ausgewanderten Elsaß-Lothringer 461 000, dennoch belief sich der Bevölkerungszuwachs auf 324 000.) So fehlte es nicht an lebendigen Brücken über die Kluft, die der Frankfurter Friede aufgerissen hatte. Eine starke Einschränkung erfuhr der Dienst, den die Straßburger theologische Fakultät vor 1870 dem französischen Protestantismus geleistet hatte. Sie war eine Brücke gewesen vom deutschen Protestantismus hinüber zum französischen. Diese Brücke hätte vom Elsaß aus nicht gebaut werden können, wenn elsässische Theologen nicht in dauernder Fühlung geblieben wären mit deutscher theologischer Arbeit, wenn auch diese Fühlung keineswegs gleich stark gewesen ist mit den einzelnen Bewegungen innerhalb der deutschen Theologie jener Zeit. „Vergessen wir nicht", hatte 1851 auf der Tagung des Oberkonsistoriums Präsident Braun erklärt, „daß die Quellen der theologischen protestantischen Wissenschaft in Deutschland sind". Den zu theologischer Forschung und Uebermittlung theologischer Kenntnis besonders Berufenen hatte es aber nicht genügt, diese Quellen in Büchern aufzusuchen. Es hatte sie nach persönlicher Vertrautheit mit den namhaftesten Vertretern deutscher Theologie gedrängt. Männer wie Koch, Schweighäuser, Dahler, Herrnschneider hatten auf deutschen Universitäten studiert. Die Hallische theologische Fakultät hatte einst Haffner, die Bonner Emmerich den theologischen Doktorhut verliehen. Blessig war es bei seinen Studien in Deutschland vergönnt gewesen, in Frankfurt die Bekanntschaft mit Goethe, in Wolfenbüttel mit Lessing und in Berlin mit Moses Mendelssohn zu machen. Haffner war Walch in Göttingen und Zollikofer in Leipzig nähergetreten, Matter, Fritz und Reuß hatten zu den Füßen von Eichhorn in Göttingen gesessen, Reuß hatte dann in Halle Niemeyer, Tholuck, Wegscheider und Gesenius auf sich wirken lassen. Cunitz hatte die Universitäten Göttingen und Berlin besucht, auch Kreiß hatte seine Schritte nach Göttingen gelenkt. A. Sabatier hatte seinen Blick in Basel, Tübingen und Heidelberg geweitet und von so verschieden gerichteten Theologen wie Tob. Beck

und Richard Rothe bleibende Eindrücke empfangen. So war, was in Straßburg an deutscher Theologie gelehrt wurde, vielfach zuvor durch persönliche Berührung mit den Führern deutscher theologischer Wissenschaft in den Herzen der Lehrer besonders lebendig geworden. Daß diese Ausbildung in Deutschland in der Regel durch eine solche in Paris ergänzt wurde, konnte nicht ausbleiben. Schließlich hat die Straßburger theologische Fakultät auch selbst an der theologischen Entwicklung derer, die dann später an ihr wirkten, starken Anteil gehabt. Das Bewußtsein einer inneren Verpflichtung, mit dem so gewonnenen geistigen Gut der evangelischen Theologie Innerfrankreichs zu dienen, ist jedoch nur langsam gewachsen. Auch derjenige Theologe, der dann später in der Uebermittlung deutscher kritischer Bibelwissenschaft an den französischen Protestantismus das Größte geleistet hat, Eduard Reuß, hat diese Bahn anfangs nur zögernd betreten. Seine zweibändige Histoire de la théologie chrétienne au siècle apostolique, seine Abhandlungen in Colanis Revue de théologie, vor allem aber sein sechzehnbändiges Bibelwerk La Bible, traduction nouvelle avec introductions et commentaires, dessen Abfassung bereits in die deutsche Zeit fällt, sind reichste und reifste Gaben des Elsasses an den französischen Protestantismus. Jenseits der Vogesen hat dann besonders H. Lichtenberger (1864—1872 Professor in Straßburg) sich als Vermittler deutscher Theologie um seine Landsleute verdient gemacht. Daß Männer wie er, Colani und Sabatier durch die Annexion sich veranlaßt sahen, dem Elsaß den Rücken zu kehren, bedeutete ebenso gewichtige Posten auf dem geistigen Verlustkonto jener Tage wie die Tatsache, daß ein zu so weit- und tiefgreifender Wirkung berufener theologischer Redner und Schriftsteller wie Charles Wagner seine Heimat verließ. Andere Theologen traten in die Lücken, denen jene Blickrichtung nach dem Westen hin nicht eignete. Notgedrungen mußte mit der Umbildung der Fakultät in deutscher Zeit jener bewußte Dienst am französischen Protestantismus zurücktreten. Doch wurde die Tradition fortgesetzt durch die Altelsässer Lobstein und Ménégoz, wenn ihre in französischer Sprache erschienenen theologischen Veröffentlichungen auch nicht so aus praktischen Bedürfnissen gerade des französischen Protestantismus herauswuchsen wie etwa das große französische Bibelwerk von Reuß.

Die allgemeine Entwicklung drängte immer mehr nach der anderen Seite hin, nach engerem Anschluß an Altdeutschland. Inwieweit hier auf den einzelnen Gebieten kirchlichen Lebens ein gegenseitiger Austausch, ein Geben und Nehmen stattfand, soll hier nicht vorweggenommen werden. Doch darf in diesem Zusammenhang der Evangelische Bund nicht ungenannt bleiben. Als eine Vereinigung zur



Johann Wilhelm Baum, 1809 bis 1878



Heinrich Julius Holtzmann, 1832 bis 1910

Wahrung deutsch-protestantischer Interessen hatte er eine nach Osten weisende, auf engeren Zusammenhang mit dem gesamtdeutschen Protestantismus hinzielende Tendenz. In seinem elsässischen Hauptverein trat diese bald stärker, bald schwächer, bald überhaupt nicht hervor. Es waren hier die verschiedensten Schattierungen vertreten, vom glühenden deutschen Patrioten bis hin zu Männern, denen an den deutsch-protestantischen Interessen so wenig gelegen war, daß sie nach dem Zusammenbruch dem neuen Besitzer des Landes freudig zujubelten. Anders beim lothringischen Hauptverein, bei dem die deutsch-vaterländische Saite immer stark mitklang. Jedoch war man von nationalistischem Ueberschwang soweit entfernt, daß man auf die Wiederbelebung der heroischen Vergangenheit der alten Metzer Hugenottenkirche im Bewußtsein des lothringischen Protestantismus besonderen Eifer verwandte. Freudig wurde das Große in der französischen Vergangenheit des lothringer Protestantismus anerkannt. Der lothringische Protestantismus ermattete in solchem Bestreben selbst in den von nationalen Leidenschaften aufgewühlten Jahren des Weltkrieges nicht, wofür seine Reformationsjubiläumsschrift „Die evangelische Kirche in Lothringen" (Metz 1917) Zeuge ist.

2. Einheimische und Eingewanderte

Wie wirkte sich im kirchlichen Leben das Verhältnis der beiden großen Bevölkerungsgruppen, der Einheimischen und der Eingewanderten, zueinander aus?

Das Metzer Konsistorium, bei dem sich 1918 der Uebergang in die neue Zeit, wie wir sahen, unter dramatischen Umständen abspielte, war das einzige größere Gebilde im Rahmen des reichsländischen Kirchentums, in dem sich frühzeitig ein Uebergewicht des altdeutschen Elementes infolge der starken Einwanderung altdeutscher Beamter und des Zustroms Altdeutscher durch die Entwicklung der Industrie ergab. Sonst blieben die Altdeutschen in der Minderheit. So hatte die Kirche im Metzer Gebiet nicht mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, vor die sie sich anderwärts gestellt sah; denn naturgemäß errangen die Altdeutschen im kirchlichen Leben, wo die personellen Entscheidungen nicht wie sonst vielfach durch die Macht des deutschen Staates erfolgten, nicht ohne Schwierigkeiten ihren wachsenden Einfluß.

Als das Heer der deutschen Einwanderer nach dem Kriege nach Elsaß-Lothringen kam, wurde es mit kritischen Blicken auch von solchen



Heinrich Julius Holtzmann, 1832 bis 1910

Wahrung deutsch-protestantischer Interessen hatte er eine nach Osten weisende, auf engeren Zusammenhang mit dem gesamtdeutschen Protestantismus hinzielende Tendenz. In seinem elsässischen Hauptverein trat diese bald stärker, bald schwächer, bald überhaupt nicht hervor. Es waren hier die verschiedensten Schattierungen vertreten, vom glühenden deutschen Patrioten bis hin zu Männern, denen an den deutsch-protestantischen Interessen so wenig gelegen war, daß sie nach dem Zusammenbruch dem neuen Besitzer des Landes freudig zujubelten. Anders beim lothringischen Hauptverein, bei dem die deutsch-vaterländische Saite immer stark mitklang. Jedoch war man von nationalistischem Ueberschwang soweit entfernt, daß man auf die Wiederbelebung der heroischen Vergangenheit der alten Metzer Hugenottenkirche im Bewußtsein des lothringischen Protestantismus besonderen Eifer verwandte. Freudig wurde das Große in der französischen Vergangenheit des lothringer Protestantismus anerkannt. Der lothringische Protestantismus ermattete in solchem Bestreben selbst in den von nationalen Leidenschaften aufgewühlten Jahren des Weltkrieges nicht, wofür seine Reformationsjubiläumsschrift „Die evangelische Kirche in Lothringen" (Metz 1917) Zeuge ist.

2. Einheimische und Eingewanderte

Wie wirkte sich im kirchlichen Leben das Verhältnis der beiden großen Bevölkerungsgruppen, der Einheimischen und der Eingewanderten, zueinander aus?

Das Metzer Konsistorium, bei dem sich 1918 der Uebergang in die neue Zeit, wie wir sahen, unter dramatischen Umständen abspielte, war das einzige größere Gebilde im Rahmen des reichsländischen Kirchentums, in dem sich frühzeitig ein Uebewiegen des altdeutschen Elementes infolge der starken Einwanderung altdeutscher Beamter und des Zustroms Altdeutscher durch die Entwicklung der Industrie ergab. Sonst blieben die Altdeutschen in der Minderheit. So hatte die Kirche im Metzer Gebiet nicht mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, vor die sie sich anderwärts gestellt sah; denn naturgemäß errangen die Altdeutschen im kirchlichen Leben, wo die personellen Entscheidungen nicht wie sonst vielfach durch die Macht des deutschen Staates erfolgten, nicht ohne Schwierigkeiten ihren wachsenden Einfluß.

Als das Heer der deutschen Einwanderer nach dem Kriege nach Elsaß-Lothringen kam, wurde es mit kritischen Blicken auch von solchen

gemustert — es waren ja nicht allzu viele —, die ihr Kommen nicht von vornherein unfreundlich begrüßten. Dem kirchlich empfindenden evangelischen Elsässer lag die Frage nahe: Werden diese unsere neuen Mitbürger und Kirchgenossen einen vollgültigen Ersatz darstellen für diejenigen unserer Landsleute, die unsere Heimat, die „Vaterland und Freundschaft" verlassend, nach Frankreich auswandern, weil sie unter deutscher Herrschaft nicht leben mögen? Man hatte ein lebendiges Gefühl dafür, daß diese Abwanderung der für Frankreich Optierenden für das kirchliche Leben ein ernsthaftes Passivum darstellte. Wertvolle Elemente gingen ihm verloren. Mancher hat erst nach schwerem inneren Kampf zum Wanderstab gegriffen, und er verdiente es, daß man ihn nur mit Schmerzen scheiden sah. So zum Beispiel der Straßburger Theologieprofessor F. Lichtenberger, der diesen inneren Konflikt seinen Landsleuten geschildert hat:

„Gehen, das heißt die Verbannung wählen mit all ihrem Entbehren und Entsagen und brechen mit allen Banden, Gewohnheiten und Erinnerungen der Vergangenheit; das heißt, seine Laufbahn drangeben und das Leben wieder von vorne anfangen müssen, von den Stätten scheiden, wo unsere Wiege gestanden und unsere Lieben im Grabe schlummern, wo wir bis heute gedacht, geliebt, gehandelt haben, wo die Stätten sind, deren Bild, mit unserem Leben unzertrennlich verbunden, auf dem tiefsten Grund unserer Seele eingegraben ist.

Bleiben? Das heißt zusehen müssen, wie es jeden Tag leerer um uns wird und auf welche Weise die Lücken sich füllen, wie alles um uns her ein anderes Gesicht bekommt; das heißt sich heimatlos fühlen in der Heimat und unter einem Drucke leben, den jeder Schritt, den wir tun, jedes Gesicht, dem wir begegnen, von neuem bitter macht. Das ist die Wahl, vor die wir gestellt sind." (l'Alsace en deuil, S. 6.)

Wie der französisch gesinnte Elsässer, so ringt sich auch der evangelische Christ unter Schmerzen zu innerer Klarheit durch:

„Das Gesetz, welches uns Christen regiert, ist (im Gegensatz zu den am Schluß des 137. Psalms ausgesprochenen Gedanken) das Gesetz der Liebe, nicht das jüdische Gesetz der Wiedervergeltung. Fern sei von uns jeder Gedanke an Rache! Die deutschen Mütter haben das gleiche Recht auf Erbarmen wie die französischen Mütter. Der Christ, der die Erde noch feucht sieht von so vielem vergossenen Blut, seufzt bei dem Gedanken an eine Vergeltung (Revanche), selbst wenn diese seine patriotischen Wünsche erfüllen würde. Er würde glauben, seine Befreiung zu teuer zu bezahlen, wenn er sie um den Preis neuer Opfer erkaufen müßte. Er ruft nicht nach der Gewalt, um sein Recht wieder aufzurichten . . . So sage ich aus vollster Ueberzeugung: Wenn es kein anderes Mittel gibt als den Krieg, um uns unser Recht zu schaffen, dann werden wir elsässischen Christen es nicht zurückfordern: Lieber Sklaven bleiben als Europa zu neuem Blutvergießen aufzureizen!" (L'Alsace en deuil, S. 9.)

Diese Absage an Revanchegedanken, die dann freilich im Kreise seiner Schicksalsgenossen eine eifrige Pflege fanden, wurde ihm wohl erleichtert durch ein durch keine Massenpsychose verdunkeltes lebhaftes Empfinden, wieviel er der deutschen Bildung schuldete:

„Ich kann es mit voller Aufrichtigkeit aussprechen, und die Mehrzahl meiner unglücklichen Landsleute sind in derselben Lage wie ich: Wir hatten in keiner Weise Partei gegen Deutschland ergriffen. Wir haben es im Gegenteil immer geliebt und zu würdigen gewußt. Die Erziehung der elsässischen Generation, der ich angehöre (L. war 1832 geboren), ist mehr deutsch als französisch gewesen. Deutsch waren die ersten Klänge, die ich auf den Knien meiner Mutter vernahm; in den träumerischen Jahren meiner Jugend haben Schiller und Goethe mich ebenso begeistert als unsere französischen Dichter. Ich lernte die Bibel in der Sprache Luthers lesen, die ich immer unsern blassen französischen Uebersetzungen vorgezogen habe; ich habe nie aufgehört, die deutschen Choräle und Erbauungsbücher zu schätzen, in denen die Frömmigkeit einen so intimen Charakter annimmt und eine so stärkende Sprache redet. Mit Lessing, Schleiermacher und Rothe begann mein Theologiestudium. Deutschland verdanke ich den größten Teil meiner wissenschaftlichen Bildung; ich kann hinzufügen, daß ich niemals gegeizt habe mit meiner Dankbarkeit. Als vor sieben Jahren das Gymnasium nach dem Brande sich wieder aus seinen Ruinen erhob, wurde ich gerufen, öffentlich zu erklären, daß seine Aufgabe darin besteht, das Band, das uns mit Deutschland verbindet, unberührt zu lassen und unsere alten örtlichen Ueberlieferungen vor dem Untergang zu bewahren."

Lichtenbergers Anerkennung deutscher Art machte nicht halt vor der Gegenwart. Es ist bezeichnend, daß er auch in seiner gegen die deutsche Politik gerichteten Streitschrift (Le protestantisme et la guerre de 1870) in einem der dritten Auflage beigefügten, im Januar 1872 verfaßten Vorwort der deutschen Verwaltung durchaus Gerechtigkeit widerfahren läßt:

„Die neue Verwaltung läßt wenig zu wünschen übrig; mit den sorgfältig ausgewählten Beamten kommt man leicht in Beziehung; die Polizei verursacht wenig Scherereien; dank der reichlich bewilligten Entschädigungen erholt sich die Stadt wieder und der Landmann wird zufriedengestellt; Handel und Industrie sind in Blüte; die Einführung des Schulzwangs, seit Jahren vergeblich gefordert, wurde mit Freude begrüßt; die städtische Selbstverwaltung wird geachtet; die Wahlen sind vollkommen frei."

So verband sich — und doch wohl nicht bloß bei Lichtenberger — Gegnerschaft gegen den deutschen Staat mit einer von Gehässigkeiten freien, objektiven Beurteilung der neuen Eingewanderten und ihrer Leistungen. Ja, man begegnet in dieser ersten Zeit da und dort einer gewissen *Idealisierung des Deutschtums* auf elsässischer Seite, naturgemäß auf Kosten Frankreichs. Durch geschichtsphilosophische Betrachtungen war man bemüht, diesen Werturteilen etwas von ihrer Peinlichkeit zu nehmen. Als 1871 zum erstenmal wieder nach

Neuordnung der politischen Verhältnisse die Straßburger Pastoralkonferenz zusammentrat, suchte ihr Präsident, Professor D. Bruch, in seiner Eröffnungsrede die tieferen Gründe des Falls Frankreichs aufzudecken. Ohne die Verwerfung der Reformation und die Unterdrückung des Protestantismus würde, so führte er aus, die Willkürherrschaft Ludwigs XIV. das Land nicht so entsetzlich zerrüttet haben, wären die Greuel der ersten Revolution nicht möglich gewesen. Was das vom fressenden Gifte des Unglaubens und der Sittenlosigkeit infizierte Frankreich darniedergeschmettert habe, sei „nicht sowohl die materielle Uebermacht und die Kriegsübung der deutschen Heere, sondern die ganze Richtung der Geister in den deutschen Landen, die Macht der Bildung, der Geist des Gehorsams, der Zucht, der Eintracht, des Vertrauens auf Gott, der Deutschlands Heere beseelte", gewesen, „und dies sind ja die eigentlichen großen Lebensmächte, die der Protestantismus entwickelt". Man spürt diesen Ausführungen an, daß sie unter dem frischen Eindruck vielfach geschauter Zuchtlosigkeit des in innerer Auflösung begriffenen französischen Heeres gemacht waren. Die hohe Wertschätzung des deutschen Volkes entsprach aber doch nicht bloß einer Augenblicksstimmung. Sie war auch nicht bloß Bruchs Privatansicht. Wieviel sympathisches Verständnis für ideales Drängen im deutschen Volke der sechziger Jahre spricht aus Worten von Eduard Reuß, die er 1868 an seine Schüler richtete:

„Schaut nur hinüber in jenes Land, das ja auch euch nicht ganz fremd ist, in dessen frischer Bergluft wir morgen uns stärken wollen und wo der akademische Geist seine reichsten Blüten entfaltet hat; wie da nach unsäglicher Mühe, nach unendlichen Mißgriffen und verzweiflungsvollen Täuschungen endlich die Verjüngung einer großen Nation vor sich geht, wenn auch nicht im Sturmschritt, aber nur desto sicherer, nachdem einst der Gedanke der Wiedergeburt und Einigung von der unverdorbenen Jugend der Hochschulen erfaßt war und sie durchs Leben begleitet hatte, das köstlichste Erbe, das sie ihren Söhnen hinterlassen konnten."

So konnte 1878 Inspektor Riff, dessen Vater, um mit dem Sohne zu reden, einst „von Liebe zu Deutschland gebrannt" und „mit Heimweh an Deutschland zurückgedacht hatte" sich dahin äußern, daß man im deutschen Volk „das religiöseste Volk der Welt zu sehen gewohnt gewesen sei". Aber eben — „gewohnt gewesen sei"! Der Glaube hatte einen Stoß bekommen. Er war einst genährt worden durch Beschäftigung mit deutscher Vergangenheit, besonders mit der Zeit der Reformation und der Klassik, aber nicht durch enge Fühlung mit dem jenseits des Rheins wohnenden stammesverwandten Nachbarvolk. Auch von elsässischen Männern der Wissenschaft war in der Zeit vor dem Kriege fast nichts zum Verständnis der neueren deutschen Entwicklung Dienendes veröffentlicht worden. So wußte man wenig

um die tiefen Schatten, die doch auch über diesem Bilde lagen, neigte zu einer gewissen Idealisierung. Je mehr man ihr nachgegeben hatte, um so empfindlicher machte sich nun allerdings die Enttäuschung geltend, die der durch die damalige Hochflut des Materialismus gekennzeichnete innere Zustand des deutschen Volkes der Gründerzeit bereitete. In diesem starken Verhaftetsein an den Materialismus bestand ja auch kein Unterschied zwischen der altdeutschen Bevölkerung des Reichslandes und der des übrigen Reiches. Im Gegenteil: Als Entwurzelte erlagen die Einwanderer ihm besonders leicht. Deutschland machte auf ernste Elsässer nun den Eindruck, daß es „von dem so üppig wachsenden Unkraut der Irreligiosität und Entsittlichung übersponnen werde". Dies Bild der Wirklichkeit stimmte schlecht zu dem, das die Phantasie sich geschaffen hatte. Dem kirchlich gesinnten Beobachter drängte sich natürlich unter den Erscheinungen des materialistischen Geistes besonders die Zurückhaltung gegenüber dem kirchlichen Leben auf. Ein Pfarrer ließ in seinen Bericht über die Verhältnisse seiner Gemeinde folgende Betrachtungen einfließen: „Endlich dürfte zu verzeichnen sein die absolute Nichtbeteiligung am Gottesdienst, selbst an den hohen Festtagen, von seiten der aus Deutschland eingewanderten Beamten; die totale Unkirchlichkeit dieser Leute macht unter der hiesigen protestantischen und katholischen Bevölkerung dem evangelischen Deutschland einen solchen Ruf, daß es von ihnen sagen muß, was Jakob von seinen Söhnen sagte: 1. Mose 34, 30." An der angezogenen Stelle heißt es: „Jakob sprach zu Simeon und Levi: Ihr habt mir Unglück zugerichtet, und mich stinkend gemacht vor den Einwohnern dieses Landes, den Kananitern und Pheresitern; und ich bin ein geringer Haufe." Besonders viel Anstoß erregte die durchschnittliche Unkirchlichkeit der höheren Beamtenschaft. Und der Spott über die sogenannten Kaisers-Geburtstags-Christen, das heißt diejenigen Beamten, die nur an Kaisers Geburtstag den Weg ins Gotteshaus fanden, ist bis zum Ende der deutschen Zeit nicht verstummt. Wurden somit über diese Zustände recht bittere Klagen laut, nicht selten in sarkastischer Form, so fehlte doch auch nicht der Wille, zu verstehen und zu entschuldigen, und auch nicht minder der andere, an einer Besserung mitzuhelfen. So heißt es in einem auf dem Oberkonsistorium 1873 erstatteten Bericht:

„Diese Unkirchlichkeit dieser Neueingebürgerten mag sich nun wohl, besonders in Landgemeinden, erklären lassen aus einer gewissen Scheu und Zurückhaltung, in für sie frischen Verhältnissen und Umgebungen unbedenklich gleich einzutreten, und vielleicht auch aus der unbegründeten Furcht derselben, sie mögen nicht gleich zu Anfang bei ihren Glaubensgenossen freundliche Aufnahme finden. Wie dem auch sein mag, wir dürfen der gerechten Hoffnung leben, daß unsere Geistlichen durch ihre Freundlichkeit, Einsicht und

christlichen Sinn unsere frisch ansässigen Glaubensgenossen in kurzer Zeit für unsere Kirche ganz gewinnen und dieselbe auf den religiösen Standpunkt bringen werden, auf dem früher die jetzt Ausgewanderten gestanden sind."

Das ist nun lange nicht überall gelungen. Und sicher hat diese Tatsache, daß ein erheblicher Teil der Eingewanderten seine Zurückhaltung dem kirchlichen Leben gegenüber nicht aufgab, lähmend auf dieses gewirkt. Aber was hier in Erscheinung trat, hatte sein Ursache doch nicht bloß in jenem materialistischen Zeitgeist und den unter seinem Einfluß mächtig gewordenen Anschauungen und Gewöhnungen. Eine gewisse Rolle spielten dabei zum Beispiel auch die Formen des gottesdienstlichen Lebens, die sich meist sehr merklich von denen unterschieden, die die Eingewanderten aus ihrer Heimat her kannten. Auch die Andersartigkeit des kirchlichen Klimas darf nicht übersehen werden; der stark rationalistische Einschlag im elsässischen Kirchenwesen erregte Anstoß, und dem betont freiheitlichen Geist, der von strengen Ordnungen sich nichts versprach, vermochte mancher Eingewanderte keine gute Seite abzugewinnen. All das steigerte eine gewisse Konkurrenzfähigkeit und Konkurrenzfreudigkeit der Garnisonkirchen, in denen viele Altdeutsche die ihnen vertraute „Liturgie" vorfanden, und die Militärpfarrer sahen es gern, wenn sie auch auf die Kreise der altdeutschen Zivilbevölkerung Einfluß bekamen, insbesondere auch aus diesen Schichten die Schar ihrer Konfirmanden vergrößern konnten. Daß sie damit das Sicheingewöhnen der altdeutschen Jugend in die Kirche ihrer Heimat erschwerten, bereitete den wenigsten unter ihnen bei solchen Expansionsbestrebungen ernsthafte Hemmungen. Natürlich spielten auch politische Momente öfters hier mit, dazu all die Spannungen und Distanzierungen, die die Gegensätzlichkeit und Verschiedenheit der Stammeseigentümlichkeiten hervorriefen. Doch: peccatur extra muros et intra. Auch die Alteinheimischen haben es denjenigen Altdeutschen, die guten Willen zu kirchlicher Mitarbeit mitbrachten, in den ersten Jahrzehnten nach dem Kriege nicht immer leicht gemacht. Die einst von Gambetta für das öffentliche Leben ausgegebene Losung „Abstention" hat auch unter elsässischen Kirchenmännern eifrige Anhänger gehabt. In der protestantischen Bourgeoisie, zu der Männer wie Lauth, Teutsch, Kablé, de Dietrich, Goldenberg, Dollfus gehörten, waren ja protestlerische Neigungen recht lebendig. So wie es im öffentlichen Leben erst des Mittels einer listigen Wahlkreisgeometrie bedurfte, um zum Beispiel in Straßburg der stark angewachsenen altdeutschen Minderheit einige Sitze im Gemeinderat zu verschaffen, so waren im kirchlichen Leben lange Bestrebungen im Gange, das eingewanderte Element

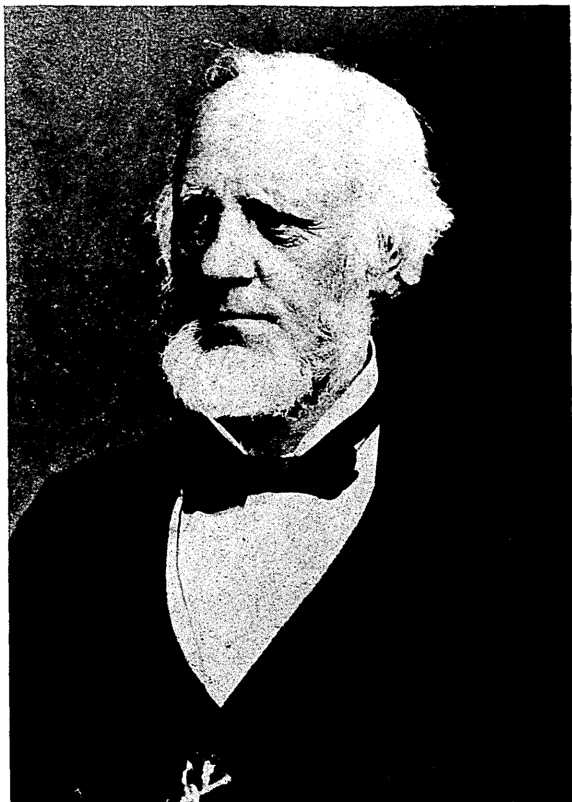
von wichtigen Stellen fernzuhalten. Es gab einzelne Werke und Körperschaften, in denen die Altelsässer unter sich bleiben wollten und wenig danach fragten, ob sie durch Verzicht auf Gesinnungsgenossen aus altdeutschen Kreisen den ihnen anvertrauten Zwecken schadeten. So hat es zum Beispiel lange gedauert, bis ein Altdeutscher in die Union libérale aufgenommen wurde — und auch diesen hatte man nicht gerufen, er hatte sich selbst gemeldet! Später wählte ihn das Vertrauen seiner Gesinnungsgenossen in das Oberkonsistorium.

Ein typisches Beispiel für Schädigung kirchlicher Interessen durch ihnen fremde politische Motive war die geflissentliche Hinausschleppung des Zeitpunktes, an dem die Straßburger Evangelisationsgesellschaft endlich ihren Anschluß an den Gustav-Adolf-Verein satzungsmäßig fand. Erst 1891 war man so weit. Wie lässig war man gewesen, das altdeutsche evangelische Element in die Arbeit der Evangelisationsgesellschaft einzuschalten, voller Verständnis für den Standpunkt derer, denen „die Elsässer Protestanten, welche das Schicksal nach Frankreich verschlagen hat, näherstehen, als die ins Reichsland eingewanderten Deutschen", aber mit wenig Blick dafür begabt, daß jene beharrliche Distanzierung vom Gustav-Adolf-Verein in diesen Kreisen viel guten Willen lähmen mußte. Es war nur eine Aeußerlichkeit, aber sie war bezeichnend: Noch 1886 erschien in dem zu Werbezwecken verbreiteten Bericht die gedruckte Zusammenstellung der Gaben für den Verein samt der Rechnungslegung nur in französischer Sprache. In nicht vereinzelten Fällen sind auch aus den Kreisen der nach Frankreich Ausgewanderten solche Abschließungstendenzen verstärkt worden.

Daß der elsaß-lothringischen Diaspora mit langjähriger, zäher Sabotage des schließlich doch unvermeidlichen und auch durch die großen Verdienste des Gustav-Adolf-Vereins um die beiden Kirchen wahrlich gut begründeten Anschlusses nicht gedient war, liegt auf der Hand. Manches Versäumte wurde dann später nachgeholt, und in dem Führer des Straßburger Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung, Pfarrer D. August Ernst, der in Gemeinschaft mit dem Generalsekretär Küß die Angliederung an den Gustav-Adolf-Verein schließlich durchgesetzt hatte, besaß die elsaß-lothringische Diaspora dann lange Jahre hindurch einen erfolgreichen Vertreter ihrer Interessen im Leipziger Zentralvorstand der Gustav-Adolf-Stiftung. Schließlich war eben doch über alle Bestrebungen, einen unaufhaltsam sich vollziehenden Prozeß zu verlangsamen, die Zeit hinweggegangen. Große gesamtdeutsche kirchliche Kongresse, die in Straßburg stattfanden, wie der Kongreß für Innere Mission (1899), der Evangelisch-Soziale Kongreß (1907), der Deutsch-Evangelische Kirchengesangstag (1900) und die Jahres-

versammlung des Gustav-Adolf-Vereins (1908) ließen auch nach außen hin in Erscheinung treten, daß der reichsländische Protestantismus mehr und mehr aufgehört hatte, in einer gewissen Isolierung vom gesamtdeutschen dahinzuleben.

Verschieden waren die Verhältnisse bei den studentischen Verbindungen gelagert. Ein Gegenstück zu den cercles des étudiants mit ihrer Pflege französischer Gesinnung vor allem unter Medizinern, Juristen, Pharmazeuten gab es unter den Theologiestudierenden nicht. Zwar galt das im Winter 1880/81 gegründete und im Lande alsbald feste Wurzeln fassende Akademisch-Theologische Collegium, wiewohl an seiner Wiege einst mehr altdeutsche als altelsässische Theologen gestanden hatten, während einiger Semester für politisch anrüchig und kam in den Ruf, einem verbissenen elsässischen Partikularismus oder gar antideutscher Propaganda seine Tore geöffnet zu haben. Es war die Zeit, wo sich als Reaktion dagegen von ihm die Wartburgia abzweigte, in der die Pflege eines evangelischen Ethos immer mit einer starken Betonung des Deutschtums verbunden war. Später bildete sich in dem Collegium dann wieder eine andere Atmosphäre, und es übte auch auf altdeutsche Studenten infolgedessen wieder eine Anziehungskraft aus. Für den Straßburger Wingolf (Argentina), am 12. November 1857 auf der „Bude" des stud. theol. Ihme, unter den „Gewerbslauben" gegründet, seit 1859 im Deutschen Wingolfsbund, bestand nach seiner ganzen Geschichte nie irgendwelche Neigung, sich in den Dienst französischer Kulturpropaganda zu stellen; seine Haltung war und blieb entschieden deutsch, wie er schon zu französischer Zeit einen regen Geistesaustausch zwischen hüben und drüben gepflegt hatte. Auf dem Stiftungsfest am 15. Juni 1871 erbrauste trotz Protestes einiger weniger das Lied: „Mag alles wanken und sinken, halt fest, mein deutsches Volk!" Ausgesprochen elsässischen Charakter trug die 1847 aus einem Singkränzel entstandene Wilhelmitana, das Rekrutendepot für den elsässischen Liberalismus. Hier waren verschiedene politische Schattierungen vertreten. Aber die Entwicklung ging der allgemein geistigen parallel, und beim fünfzigjährigen Jubiläum (1905) faßte der Festredner ihr Ergebnis in folgenden Sätzen zusammen: „Sie (die Wilhelmitana) hatte ihre politischen Kampfzeiten, und das waren die schwersten Stürme, die sie an den Rand des Verderbens führten; auch das ist verwunden. Ihr Alten, die ihr das alte Vaterland so lieb gehabt, ihr werdet's den Jungen nicht verargen, daß sie, die aus deutschem Geist wiedergeboren sind, nicht nur die Formen des deutschen Burschentums annahmen, sondern um der Wahrhaftigkeit willen auch von ganzem Herzen sich dem



Fritz Riff, 1824 bis 1883



Pfarrer Rittelmeyer, 1817 bis 1892

deutschen Vaterland verschreiben.“ Der Redner fand lebhaften Beifall. 1909 trat die Wilhelmitana dem Schwarzburgbund bei. Dem 1876 von Eduard Simons u. a. ins Leben gerufenen Akademisch-Theologischen Verein war es, solange er selbständig blieb und die Fusion mit dem Akademisch Theologischen Collegium nicht vollzog (sie erfolgte 1905), nicht vergönnt, in der altelsässischen Theologenschaft Fuß zu fassen. Er hat daher als Verein für die Eingewöhnung des Altelsässertums in die deutschen Verhältnisse keine Bedeutung erlangt, wenn auch Männer wie Paul Grünberg und Wilhelm Kapp aus seinen Reihen hervorgingen. Die Verschmelzung der beiden Verbindungen im „Akademisch-Theologischen Verein Collegium“ war, wenn auch durch politische Motive nicht hervorgerufen, immerhin auch unter politischem Gesichtspunkte ein Zeichen der Zeit.

Das innere Verhältnis zum deutschen Staate war bei den einheimischen Theologiestudierenden meist nicht unabhängig von der Schicht, aus der sie stammten: Studenten, in deren Adern Hanauer Bauernblut pulsierte, brachten auf die Universität eine andere politische Einstellung mit als Söhne der nach Frankreich hinneigenden Bourgeoisie. Die enge Fühlung mit deutscher Wissenschaft und der Eindruck altdeutscher Theologieprofessoren, von denen, obwohl oder vielmehr weil sie sich jeder aufdringlichen nationalen Propaganda enthielten, eine umso stärker werbende Kraft für das Deutschtum ausging, haben vielfach entscheidend gewirkt. Wenn Th. Gerold ihnen später, wohl nicht frei von der Psychose der ersten Jahre nach dem Weltkrieg, nachgesagt hat, ihr Beruf hätte vor allem in der Arbeit für die Germanisation der elsässischen Jugend bestanden, und sie hätten sich mit einem brennenden Eifer diesen Bestrebungen hingegeben, so erweckt das leicht falsche Vorstellungen. Diesen Professoren war das erste das Evangelium; daß sie mit ihrer Arbeit an einem deutschen Volksstamm auch ihrem Volkstum einen Dienst zu leisten glauben durften, war ihnen Freude. Aber in diesen Männern der Wissenschaft vor allem deutsche Propagandisten zu sehen, ist verkehrt. Und wenn Gerold behauptet, daß die wenigen Elsässer, die an der Seite dieser altdeutschen Professoren zu wirken hatten, seither Verminderung ihres Einflusses erleben mußten, so hatte dies, wo es zutraf, ganz andere als politische Gründe.

Von denjenigen Professoren des 1872 mit der Fakultät verschmolzenen Theologischen Seminars, von denen eine grundsätzlich oppositionelle Haltung und wohl auch lebhafte Propaganda gegen den deutschen Staat zu erwarten gewesen wäre, hatte Timothée Colani bereits 1871 Straßburg verlassen, war F. A. Lichtenberger ihm 1872 nach Ablehnung eines Rufes zum Eintritt in die neugebildete evangelisch-theologische Fakultät gefolgt, danach auch Auguste

Sabatier, den die Regierung wegen einer antideutschen Kundgebung aus dem Elsaß auswies. Charles Schmidt, dessen politischer Standpunkt von dem seiner eben genannten Kollegen nicht abwich, blieb zwar, ließ sich aber bereits 1877 emeritieren und zog sich nun ganz in seine Gelehrtenklause zurück, mit der Gegenwart und ihrem Leben immer mehr die Fühlung verlierend. Sein politischer Gesinnungsgenosse Paul Lobstein, von der Regierung nach einjähriger Privatdozententätigkeit 1877 zum außerordentlichen und 1884 unter Uebergehung Karl Hackenschmidts zum ordentlichen Professor berufen, hat seine kryptofranzösische Gesinnung, über die niemand, auch die Regierung nicht, im unklaren war, erst nach dem Waffenstillstand der Oeffentlichkeit offenbart (vgl. unter C). Seine Berufung an die Fakultät und sein langjähriges, ungehemmtes Wirken an ihr spricht dafür, daß es der Regierung nicht in den Sinn kam, bei der theologischen Fakultät wissenschaftlichen Gesichtspunkten nationalpolitische überzuordnen. Durch Berufung des Pfarrers August Kayser (er wurde 1873 außerordentlicher, 1879 ordentlicher Professor), der als Dozent dann durchaus versagte, was nach den Erfahrungen, die vorher mit dem Prediger gemacht waren, erwartet werden konnte, gab die Regierung erneut ihren guten Willen zum Ausdruck, an der Fakultät, deren hervorragendster Repräsentant bis weit hinein in die deutsche Zeit (1888) Eduard Reuß (seit 1874 neben Heinrich Holtzmann) war, das altelsässische Element nach Kräften zu erhalten. Durch Gelehrte wie August Eduard Cunitz, Paul Ernst Lucius, Gustav Anrich, Albert Schweitzer, Ferdinand Ménégoz und Georg Wehrung hat das protestantische Altelsässertum dann auch weiterhin im Rahmen der Fakultät einen hervorragenden Beitrag zur Entwicklung der theologischen Wissenschaft im Elsaß geliefert.

Im kirchlichen Parteiwesen gab es keine Parallele zur Protestpartei der ersten oder zum Nationalbund der letzten Zeit. Doch hatten diese Bestrebungen immer ihre Vertreter auch im elsässischen Protestantismus und wurden durch eine mehr oder minder geheime Propaganda nach Frankreich übergesiedelter Protestanten gefördert.

Als die Protestflagge vom Nationalbund wieder aufgepflanzt wurde, war der Protestant Jacques Preiß einer der Führer. Pfarrer D. Gerold stellte sich dem Souvenir français als Redner zur Verfügung. In dem Kreise der oberelsässischen Industrie, ob sie schon dem öffentlichen Leben eine um die Befriedung der politischen Verhältnisse so verdiente Persönlichkeit wie den protestantischen Gebweiler Fabrikanten Jean Schlumberger stellte, hat man nie aufgehört, stark mit Frankreich zu sympathisieren und die idée française zu

fördern. Aber zu einer kirchlichen Parteibildung auf dieser gesinnungsmäßigen französisch-nationalistischen Grundlage ist es nie gekommen. Wie andererseits die Gegengründung der Elsaß-Lothringer Vereinigung (1909) durch W. Kapp mit ihrer Zielsetzung einer „wirklich zukunftsreichen bodenständigen elsässischen Kultur, die sie sich freilich nur in engem Anschluß an die deutsche Gesamtkultur vorstellen kann", zwar sehr stark von Evangelischen getragen wurde, aber doch auf interkonfessioneller Grundlage aufgebaut war. Im allgemeinen kann gesagt werden, daß die französischen Bestrebungen sich stärker als in den Rechtsgruppen im kirchlichen Liberalismus auswirkten. Dieser unterhielt engere Fühlung mit der verwelschten Bourgeoisie; an seiner Spitze stand Jahrzehnte hindurch eine so entschieden französisch gesinnte Persönlichkeit wie D. Th. Gerold. Auch wirkte hier stärker die französische Geistesentwicklung der Zeit vor 1870 nach, als bei dem ganz aus deutschen Quellen gespeisten, in Wiedererweckung eines Abschnitts deutscher Geschichte seine besondere Sendung erkennenden konfessionellen Luthertum, das zudem sich zum Teil aus den besonders deutschbewußten Kreisen der Bevölkerung rekrutierte. Und wenn sein Begründer, der Straßburger Pfarrer Fr. Horning, während der Belagerung von Straßburg die Besorgnis geäußert haben soll, mit jeder preußischen Bombe fliege ein Stück des preußischen Oberkirchenrates in die Stadt, so war man ja bald solcher Aengste frei und ledig, und es bestand für diese Kreise kaum irgendwelcher Anlaß, von ihrem kirchenpolitischen Standpunkt aus und aus ihrer Gedankenwelt heraus die Ereignisse von 1870/71 zu bedauern. Doch ist auch innerhalb des kirchlichen Liberalismus der französische Einfluß nie unbestritten und unangefochten gewesen, und es widersprach den Tatsachen, wenn man den Liberalismus in seiner Gesamtheit der nationalen Unverläßlichkeit oder der stillen französischen Propaganda bezichtigte. Hiergegen wandte sich ein hervorragender altelsässischer Vertreter des Liberalismus während des Weltkrieges in einer Tagung des Oberkonsistoriums mit folgenden Ausführungen:

„Es liegt nicht so, als ob wir Pfarrer erst jetzt in dieser schweren Zeit uns auf unsere Zugehörigkeit zum deutschen Vaterlande besinnen würden. Wer die elsaß-lothringischen Verhältnisse genau kennt, weiß, daß der evangelische Pfarrerstand unseres Landes einer der vornehmsten Vermittler des inneren Anschlusses der Bevölkerung an das Deutsche Reich in den letzten Jahrzehnten gewesen ist. Die deutschfreundliche Stellung der großen Mehrheit unserer Geistlichkeit hängt mit dem Bildungsgang der evangelischen Theologen zusammen. Von jeher, auch schon lange vor 1870, haben einzelne Theologieprofessoren und durch diese eine ganze Reihe von Pfarrern Fühlung gehabt mit deutscher Wissenschaft und ihren Vertretern. Der Besuch deutscher Universitäten durch elsässische Theologiestudierende hat früh eingesetzt und ist

in den letzten Jahren immer erheblicher geworden. Diesen Verhältnissen ist es zu verdanken, daß der Pfarrstand, insbesondere soweit er seit den 70er Jahren herangewachsen ist, jetzt im Kriege in der Lage war, in der Ausübung seines Amtes wichtige, vaterländische Arbeit zu leisten in Predigt und Seelsorge an den Gemeindegliedern daheim und draußen und über diese hinaus an den Verwundeten und in den Lazaretten. Im Zusammenhang hiermit muß betont werden, daß zu dieser vaterländischen Arbeit nicht die theologische Richtung den Ausschlag gibt, sondern die Persönlichkeit des einzelnen Pfarrers und sein Entwicklungsgang. Es ist daher sonderbar, daß in gewissen Kreisen die Meinung hat aufkommen können und verbreitet worden ist, als ob die orthodoxe Richtung mehr Verdienste um das Deutschtum im Lande habe als die liberale und daß dieser Irrtum sich sogar gesteigert hat bis zu einer Verdächtigung der politischen Gesinnung der liberalen Geistlichkeit. In obere Bevölkerungsschichten, insbesondere in Gelehrtenkreise ist diese irrtümliche Meinung hineingetragen worden, und gewisse auswärts erschienene Zeitungsartikel haben sie zu verbreiten gesucht. Demgegenüber muß ich, gewiß unter Zustimmung vieler meiner Gesinnungsgenossen, betonen, daß die deutschnationale Gesinnung nicht minder in den Kreisen der liberalen als in denen der positiven Geistlichen verbreitet ist. Wir müssen fordern, daß man uns in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die vereinzelten Fälle einer unerfreulichen Haltung von Geistlichen ... lassen sich ruhig als Ausnahmen beurteilen, welche die Regel bestätigen, und diese Ausnahmen verteilen sich auf verschiedene theologische Richtungen. Der kirchliche Liberalismus unseres Landes hat übrigens schon seit vielen Jahren seinen Anschluß an den deutschen Protestantenverein gefunden und die Studentenverbindung Wilhelmitana, aus der die meisten liberalen Geistlichen hervorgehen, hat sich in den deutschen Schwarzburgbund aufnehmen lassen, was beides zu werten ist als eine Vertiefung deutsch-vaterländischer Gesinnung. Mit Rücksicht auf die Kriegszeit haben wir davon abgesehen, den üblen Nachreden, die gegen den elsaß-lothringischen Liberalismus ergangen sind, in Zeitungen entgegenzutreten, ich erhebe aber an dieser Stelle Protest gegen jeden Versuch, uns den Makel der Deutschfeindlichkeit anzudichten. Zum Schluß wiederhole ich, daß wenn irgendein Stand, der in seiner überwiegenden Mehrheit aus Altelsässern zusammengesetzt ist, als ein Hort deutscher Gesinnung und Bildung gelten darf, dieses der evangelische Pfarrerstand mit Einschluß seiner liberalen Vertreter ist."

(Das Ueberwiegen des altelsässischen Elementes betrug in der Pfarrwelt damals immer noch 90 Prozent; es entsprach somit ziemlich genau dem in der Gesamtbevölkerung. Im Gegensatz zu der Beamtenschaft, in der die Altdeutschen und die Söhne von Eingewanderten weit über den allgemeinen Durchschnitt vertreten waren.)

Es lag an dem Anlaß, der zu dieser Rede den Anstoß gab, daß nur die Stellung der P f a r r w e l t hier berührt wurde; sonst hätte der Redner sicher auch der Verdienste der reichsländischen L e h r e r s c h a f t um den innern Anschluß des Landes an Deutschland gedacht. Wenn unter anderem die Fühlung mit einzelnen Universitätsprofessoren

als für die politische Gesinnung vieler Pfarrer bedeutungsvoll hingestellt wurde, so kann diese Feststellung dahin erweitert werden, daß das persönliche Moment in diesen inneren Entscheidungen überhaupt eine große Rolle spielte. Das Mißtrauen und die Zurückhaltung altelsässischer Kreise gegenüber den altdeutschen hatte mit der Zeit auch im kirchlichen Leben vielfach herzlichem Vertrauen und aufrichtiger Wertschätzung Platz gemacht, wie auch die Altdeutschen, je mehr sie praktische Arbeit Hand in Hand mit ihren einheimischen Glaubensgenossen auf dem Boden der Kirche leisteten, manches Vorurteil abstreiften und mehr und mehr von denen abrückten, die Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst einmal so gekennzeichnet hat, daß „sie überhaupt von Versöhnung mit den Elsaß-Lothringern nichts wissen" wollten. So mancher hat die Wahrheit des Wortes erfahren dürfen, daß noch niemand dem Elsaß und den Elsässern Liebe entgegengebracht hat, der nicht Gegenliebe erfuhr. Wie weit um die Jahrhundertwende das einträchtige Zusammenarbeiten der beiden Bevölkerungsgruppen gediehen war, davon legt ein Artikel von Karl Hackenschmidt im „Daheim" 1901 Zeugnis ab: „Ich glaube nicht, daß es im Deutschen Reich eine zweite Stadt gibt, wo unter frischem, fröhlichem Zusammenarbeiten die nationalen Gegensätze so verschmelzen." Neun Jahre später hat freilich derselbe Karl Hackenschmidt (auf der Straßburger Pastoralkonferenz als deren Vorsitzender) unter dem Eindruck der inzwischen stark angewachsenen französischen Propaganda die Lage ganz anders geschildert. Er erhob Einspruch dagegen, „daß von dieser Seite Männer als Landfremde, als Eindringliche hingestellt werden, die durch ihre Liebe zum Elsaß, durch ihre opferfreudige, rastlose Arbeit am Wohl unseres Landes und auch unserer Kirche Fleisch von unserem Fleisch geworden sind, und wir machen kein Hehl von dem Unwillen, den wir empfinden, wenn wir sehen, wie es jenen Wühlern fort und fort gelingt, unter dem Vorwand des Nationalismus protestantische Männer in das Netz des Klerikalismus zu ziehen."

Ein paar Jahre später, und der Weltkrieg war entbrannt. Als die Pastoralkonferenz zum ersten Mal nach seiner Beendigung wieder zusammentrat, hatten sich ihre Reihen gelichtet. Das altdeutsche Element war verschwunden; auch 14 Altelsässer (unter 68 Pfarrern) waren freiwillig nach hartem inneren Kampf über den Rhein gegangen. Die aus Elsaß-Lothringen Verdrängten hatten nun keine Plattform, von der aus sie weithin hörbar von dem reden konnten, was sie der engen Zusammenarbeit mit den in der Heimat Verbliebenen verdankten. Anders war es bei diesen. Das Direktorium, das einst 1870 einen warmen Abschiedsgruß denen gesandt hatte, die infolge der politischen Umwälzung aus der heimatlichen Kirchgemeinschaft ausschieden

(vgl. S. 4), fand in dieser Stunde kein freundliches Wort brüderlicher Gesinnung. Anders der Synodalvorstand der Reformierten Kirche. „Indessen", erklärte er, „hat die Freude, unsere französischen Brüder wiedergefunden zu haben, nicht vermocht, die durch die Brüder, die das Land verlassen haben, geleisteten Dienste vergessen zu lassen. Wir wären undankbar, wenn wir nicht die fleißige und uneigennützige Arbeit erwähnen würden, die in den verschiedenen Teilen unserer Kirche ausgeführt worden ist. Die durch ihre Initiative errichteten Kirchen und Pfarrhäuser, Pfarreien und Schulen werden noch lange Zeit von dem Eifer Zeugnis ablegen, den viele aufgewandt haben, um ihre Glaubensgenossen zu vereinigen und wohleingerichtete und verwaltete Pfarreien zu schaffen. Die durch ihren Fortgang verursachten Schwierigkeiten haben beim Synodalvorstand eine lebhafte Anteilnahme hervorgerufen, und er hat zu deren Beseitigung soviel beigetragen, als die auf ihre Rechte Wert legenden Konsistorien es ihm erlaubten."

Auf einen ähnlichen Ton waren die Ausführungen des Vorsitzenden der Pastoralkonferenz gestimmt (17. Juni 1919). Da hieß es:

„Niemand soll es uns verargen, wenn wir nicht ohne Wehmut so mancher gedenken, die in der jetzt abgeschlossenen Periode, zum Teil an hervorragender Stelle, am Bau unserer Kirche mitgearbeitet haben. Wir denken an unsere frühere theologische Fakultät, der die meisten von uns den Hauptteil ihrer theologischen Bildung verdanken, und die in unserem evangelischen Gesangbuch und unserem Kirchengebetbuch auch den elsässischen Gemeinden Gaben von bleibendem Wert hinterlassen hat. Wir denken ganz besonders an so manche Kollegen, die teils gezwungen, teils freiwillig-gezwungen unser Land verlassen haben, nachdem sie ein beträchtliches Stück ihres Lebens und ihrer besten Manneskraft in den Dienst unserer Kirche gestellt."

3. Die Kirche im Sprachenkampf

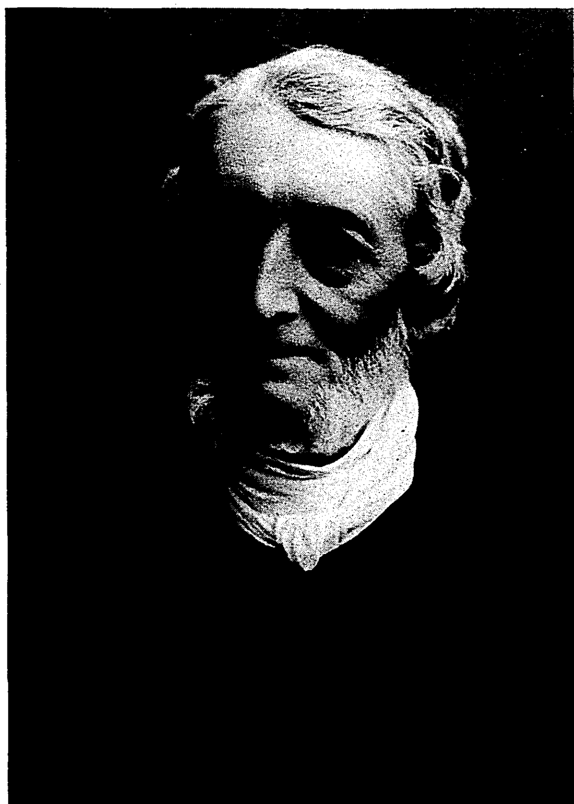
Durch den ganzen Zeitabschnitt von 1870 bis 1918 zieht sich ein zuweilen mehr im Verborgenen als in der Oeffentlichkeit geführter Kampf um den Machtbereich der deutschen und der französischen Sprache. In ihn wurde auch die Kirche hineingezogen. Die Sprachenpolitik der deutschen Regierung und deren Wirkung auf die evangelische Kirchengeschichte bedarf daher einer besonderen Behandlung.

Die auf Zurückdrängung des Deutschen hinzielende Sprachenpolitik der französischen Regierung nahm im dritten

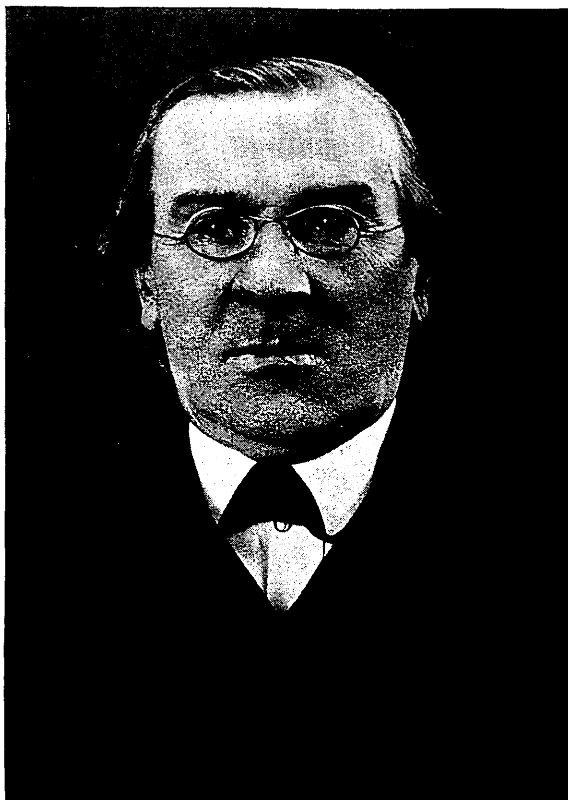
Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ihren Anfang. Als 1825 am Straßburger Protestantischen Gymnasium die französische Unterrichtssprache eingeführt wurde, setzten auch in den bis dahin rein deutschen Volksschulen die Französierungsbestrebungen ein. Der sich anbahnende Umschwung wird beleuchtet durch das bekannte Wort von Eduard Reuß (1838): „Wir reden deutsch“ (das Wort hat Anklang gefunden!) heißt ja nicht bloß, daß wir nicht unsere Muttersprache abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserem Glauben, Wollen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemütlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus!“ Das Jahr 1848 gab den Bestrebungen der Regierung neuen Auftrieb. Jetzt wurde auch im Protestantischen Seminar, der Bildungsstätte der elsässischen Pfarrerschaft, die französische Sprache für alle Pflichtvorlesungen, 1855 dann in den Volksschulen als Unterrichtssprache eingeführt. 1859 begrenzte man den von nun ab in französischer Sprache zu erteilenden deutschen Unterricht auf täglich 35 Minuten. Ein richtiges Lehr- oder Lernmittel für diesen Unterricht bekamen die Kinder nicht in die Hand. Die Schulbeamten ließen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß eine ernstliche Pflege der deutschen Sprache von der Regierung nicht gewünscht wurde. Das letzte Bollwerk bildete der Religionsunterricht, und über dessen Sprache kam es nun zum Kampf zwischen dem Staat und den Kirchen, in den sich früh auch die Straßburger Pastoralkonferenz einschaltete. Sie faßte 1859 folgenden Beschluß:

„Der Religionsunterricht in der Primärschule soll in der Sprache erteilt werden, welche in der betreffenden Gemeinde die herrschende und übliche ist und in welcher gepredigt wird.“ Sie griff damit in ein Wespennest. „Wir haben“, schrieb am 5. September 1859 Eduard Reuß an seinen Freund Graf, „jüngst die infamsten Angriffe erfahren und abwehren müssen, daß wir es gewagt haben, in der Pfarrkonferenz gegen die gewaltsame Einführung des Französischen im Religionsunterricht in den Dorfschulen zu protestieren. Vom Minister bis zum ultramontanen Lokalblatt fiel alles über uns her, und die Konferenz war nahe daran, verboten zu werden.“ Seele der französischen Sprachenpolitik war der Rektor der Akademie, Delcasso, ein Pariser, der sich in einem Bericht an den Minister bitter über die evangelischen Pfarrer beschwerte, als über Männer, „attachés à la langue de Luther, par les mêmes motifs qui les attachent à leur communion, dont les plus profondes racines ont poussé dans le sol germanique.“ Einige Jahre später (1862) erneuerte er an derselben

Stelle seine Klagen über den systematischen Widerstand einiger katholischer Geistlichen, und besonders einiger evangelischer Pfarrer. Beschwerden des Oberkonsistoriums, daß auf die besonderen Bedürfnisse der evangelischen Pfarreien bei dem Fehlen eines regelrechten deutschen Sprachunterrichtes zu wenig Rücksicht genommen werde (1863), fanden taube Ohren. Erwies sich immerhin eine Verbannung der deutschen Sprache aus dem Religionsunterricht zur Zeit noch als untunlich, und führten direkte Wege nicht zum Ziel, so standen doch allerlei Hintertüren offen. So mußte das Direktorium sich 1863 dagegen zur Wehr setzen, daß einzelne Schulinspektoren — sie waren fast durchweg Innerfranzosen — im Religionsunterricht die Kinder in französischer Sprache prüften. Im Kanton Wörth erlebte man es 1864, daß die französische Regierung einem Lehrer, der ein besonderes Spioniersystem unter den Kindern zum Zwecke der Verdrängung der deutschen Sprache erfunden hatte, ihr Wohlgefallen aussprach. Es bestand darin, daß der Lehrer seinen Schulkindern einen Ball zeigte, den er einem von ihnen zusteckte mit der Erlaubnis, außerhalb der Schule deutsch zu reden, und mit der strengen Weisung, an den ersten ihm begegnenden Kameraden, der dies ohne Erlaubnis tat, den Ball weiterzugeben. Da der Ball am nächsten Tage in der Klasse vorgewiesen werden mußte, und sein Besitzer dem allgemeinen Gespött preisgegeben war, ist es nicht verwunderlich, daß die Kinder, argwöhnisch gemacht, jeder Versuchung, deutsch zu sprechen, aus dem Wege gingen. Als 1857 die evangelischen Lehrer der Kantone Weißenburg, Selz und Sulz u. W. die Gründung einer Société de musique religieuse et de chant betrieben, äußerte der Präfekt in seinem amtlichen Bericht die Besorgnis, daß der ausschließlich protestantische Charakter des Vereins das Uebergewicht deutscher Sprache und deutscher Musik befürchten ließe, was zur Vereitelung seiner Bemühungen um Französierung des Landes beitragen müsse. Als ausgezeichnete Waffe der französischen Sprachenpolitik erwies sich die mit Hochdruck betriebene Ausbreitung der unter dem Protektorate der Kaiserin Eugenie stehenden Salles d'asile (Kleinkinderschulen). Es galt, „faire pénétrer par les salles d'asile la langue française dans les jeunes générations, avant qu'elles n'aient eu le temps de se familiariser avec aucun autre idiome". Ganz im Einklang mit diesen Worten des Ministers aus dem Jahre 1845 hatte Delcasso 1859 erklärt: „L'administration académique de Strasbourg a toujours considéré comme le plus national de ses devoirs de conquérir l'Alsace à la langue française par les salles d'asile et les écoles." Hatten bei den Volksschulen Notabeln und öffentliche Körperschaften die Sprachenpolitik der Regierung unterstützt, so halfen



Adolf Stöber, 1810 bis 1892



Friedrich August Ihme, 1834 bis 1915

in den Kleinkinderschulen Damen der Gesellschaft kräftig mit, um schon die kleinen Kinder ihrer Muttersprache zu entfremden. Diese Bestrebungen gewannen an Nachdrücklichkeit dadurch, daß die Leitung der meisten dieser Schulen den aus dem Innern von Frankreich stammenden Schwestern vom Sacré Coeur de Jésus übertragen wurde. Von dem Umfang dieser Bestrebungen, kleinen Kindern ihre Muttersprache abzugewöhnen, geben die folgenden statistischen Zahlen eine Vorstellung: Während das in bezug auf sein Schulwesen an der Spitze der französischen Départements stehende Département Doubs 1863 auf 296 000 Einwohner 2862 Kinder in dieser Weise betreute, waren es im Unterelsaß mit seinen 578 000 Einwohnern nicht weniger als 21098! Schulter an Schulter mit der evangelischen Kirche kämpfte die katholische, freilich wie jene mit der Zeit im Widerstand nachlassend gegen die Bemühungen, das Deutsche als Schulsprache auszumerzen und das Französische zur alleinigen Schul- und dann mit der Zeit zur alleinigen Umgangssprache zu machen. In der Anklageschrift des als Sproß einer französischen Familie in Klingenthal geborenen, an St. Johann in Straßburg wirkenden Kanonikus Cazeaux fand der katholische Widerstand kurz vor der Annexion noch einmal eine wirkungsvolle Begründung aus religionspädagogischen Erwägungen heraus (Essai sur la conservation de la langue allemande en Alsace, Strasbourg 1867). Seit 15 Jahren werde an der Ausmerzung der deutschen Sprache gearbeitet. Erfolg: ungefähr zwei Drittel der Schulkinder verließen die Schule, ohne ausreichend eine der beiden Sprachen zu kennen; sie hätten die Muttersprache vergessen oder verlernt, ohne die Nationalsprache gelernt zu haben. Aus dem allen ergebe sich der betrüblich logische Schluß, daß eine Kriegsführung gegen die deutsche Sprache im gewissen Sinne einen Angriff gegen die Religion, die Moral und damit gegen die elsässische Zivilisation bedeute. Die oppositionelle Stimmung in der Bevölkerung ließ der Regierung allerlei Beschwichtigungsversuche ratsam erscheinen, die aber damals nur auf naive Gemüter beruhigende Wirkung auszuüben vermochten. Später verblaßten die Erinnerungen an die Bitterkeiten dieser Kämpfe so sehr, daß zum Beispiel 1910 der Straßburger Rechtsanwalt Dr. F. Eccard in einer Schrift „Die französische Sprache im Elsaß" behaupten konnte: „Frankreich hat während der zwei Jahrhunderte seiner Herrschaft niemals Zwang- oder Gewaltmittel angewendet, um die Einwohner zu nötigen, seine Sprache zu sprechen. Die Entwicklung und die Fortschritte des Französischen im Elsaß stellen also nicht eine künstliche und oberflächliche Eroberung dar, sondern sind das Ergebnis einer langsamen, stetigen und von der Bevölkerung freiwillig angenommenen Durchdringung." Als die deutsche Regierung der Muttersprache des

weitaus größten Teils der Bevölkerung den ihr zukommenden Lebensraum wieder zurückgab, hatte sie nicht bloß Pädagogik und Staatsinteresse auf ihrer Seite. Sie konnte die Berechtigung ihrer infolge Einführung des das Analphabetentum fast zum Erlöschen bringenden Schulzwangs die ganze Jugend erfassenden Sprachenpolitik aus der gesamten Geschichte des Landes und nicht zum wenigsten aus der der letztvergangenen Jahrzehnte herleiten. War 1790 von der im Dienste der Revolutionsgedanken stehenden Société des amis de la Constitution die Tatsache, daß Verwaltungen und Gerichte sich ausschließlich des Französischen bedienten und nur die Dekrete der Nationalversammlungen, die Ordonanzen und öffentlichen Verordnungen übersetzt wurden, als Tyrannei, als verhaßter Zwang, als Antastung der Menschenrechte gebrandmarkt worden, so hatte der erste Präfekt des Unterelsasses unter dem Kaiserreich, Laumond, sich ebenfalls als Gegner des Sprachenzwangs bekannt. Daß wir immer in unserer Muttersprache denken, galt ihm als eine Ordnung der Dinge, gegen die keine Macht aufkommen könne. Die Mißhandlung des Volkstums in der Folgezeit, der sich hier auswirkende überhitzte Nationalismus, der in der eingebildeten oder wirklichen Wahrnehmung eines Staatsinteresses allen Einwendungen der Pädagogik gegenüber sich glaubte verschließen zu können, hat ja dann auch, wie wir sahen, den zu erwartenden Widerstand aus der Bevölkerung gefunden, in dem sich zwei so stark konkurrierende und sich vielfach gegensätzlich gegenüberstehenden Mächte wie die Kirchen beider christlicher Konfessionen schwesterlich zusammenfanden. Alle Kreise, mit Ausnahme jenes Teils des Bürgertums, der, ganz im Bann der französischen Kulturpropaganda, das völlige Auf- und Untergehen des elsässischen und lothringischen Volkstums im Franzosentum und den ausschließlichen Sieg der französischen Kultur über die deutsche wollten, haben diesen Kampf gekämpft, und zwar aus dem Instinkt heraus, daß es sich hier um Bedrohung eines Innersten im Menschen handele, da und dort auch mit der leidenschaftlichen Glut und Tiefe des Gemütes, die einen Adolf Stöber 1847 zu seinem Preis der deutschen Sprache drängte:

Muttersprache deutschen Klanges,
O wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heil'ge Laute gabst du mir.
Sollt' ich deine Fülle missen,
O wie kränkte der Verlust:
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust!

Wieviel hatte doch auf dem Spiel gestanden! Welche Gefühls- und Gemütswerte waren mit dem deutschen Volks- und Kirchenlied sowie mit der Lutherbibel bedroht gewesen! Nun hatte sich im letzten Augenblick das Blatt gewendet. Die Gefahr war beseitigt. An Stelle des Französischen trat das Deutsche als Unterrichtssprache, doch brauchte, wie der Zivilkommissar unter dem 14. April 1871 verfügte, das Französische in den Volksschulen nicht sofort fallengelassen zu werden, sondern sollte noch in den mittleren und oberen Klassen in wöchentlich vier Stunden gelehrt werden. Als allgemeine Erlaubnis wurde diese Bestimmung am 1. Oktober 1871 aufgehoben, doch wurde für mindestens dreiklassige Volksschulen in Orten mit vorzugsweise Handel und Gewerbe treibender Bevölkerung auf besonderen Antrag der Gebrauch und der Unterricht der französischen Sprache weiter gestattet. Solcher französische Sprachunterricht wurde 1881 in den Volksschulen von Colmar, Mülhausen, Altkirch, Sennheim, Masmünster, Dammerkirch, Thann, Gebweiler, Rufach und anderwärts erteilt. Natürlich blieb im Lehrplan der höheren Knabenschulen das Französische als Unterrichtsfach, in den Mädchenschulen wurde es bekanntlich zum Teil besonders gründlich betrieben.

So verfiel man nicht in dieselben Fehler und in dieselben Methoden wie die französische Regierung, war freilich auch von vornherein in einer viel angenehmeren und weniger versuchungsreichen Lage, da die Interessen des Staates sich mit den vitalen Bedürfnissen des elsässischen und lothringischen Volkstums völlig deckten. Für die Aufnahme, die diese Neuordnung in den kirchlichen Kreisen fand, ist kennzeichnend das Urteil eines hochangesehenen, in unabhängiger Stellung befindlichen Elsässers, des Dr. med. Böckel, der 1875 in seinen „Protestantischen Briefen eines Elsässers" unter dem Eindruck der Verhandlungen des Oberkonsistoriums schrieb:

„Auch das Verschwinden der französischen Sprache aus dem Schulunterricht wurde, auf dem Lande wenigstens, wo mit diesem Unterricht doch nie etwas zustande gebracht worden war, mit Freuden aufgenommen. In den Städten und in den höheren Unterrichtsanstalten mag das Französische noch immer den ihm zukommenden Platz behaupten. Es ist nicht davon die Rede, es zu verpönen oder auch nur vergessen zu wollen. Wir auch reden dem Hintansetzen des Französischen, da wo es etwa ausnahmsweise im Volk besteht, oder selbst da, wo es nur mit Erfolg und Nutzen erlernt werden kann, nicht das Wort. Aber mit Freuden konstatieren wir, wenn wir die bei weitem größeste Mehrzahl unserer Landschulen betrachten, das Aufhören einer unbegründeten, zu keinem Resultate führenden Tortur, die auf den zum Erlernen einer ihnen ganz unzulänglichen Sprache angehaltenen Kindern lastet. Wir müssen uns darüber freuen, daß den Kindern nun wenigstens Zeit gelassen

wird, ihre Muttersprache, und in derselben die wesentlichsten Gegenstände d
allereinfachsten Unterrichts sich anzueignen; daß sie nicht mehr in einer u
kannten Sprache das Unbekannte sich in unverständlicher Weise müssen
sagen lassen, daß der versuchten Maßregel der Einführung einer Spra
welche das Landvolk in Jahrhunderten noch nicht erlernt hätte, zum Be
der sonstigen Gegenstände der Lehre ein Ziel gesetzt ist. Mit den beiden
rührten Neuerungen: obligatorischer Unterricht und deutsche Schulsprache,
für unseren Primärunterricht eine bessere Aera begonnen, und es können d
selben diese zwei wichtigen Verordnungen nur im höchsten Grade förderlich se

In diesem Jahre 1875 begann ein Mitglied des Oberkonsistoriu
das früher auch dem Direktorium angehört hatte, der Abgeord
Goguel im Verein mit dem Abgeordneten Frh. Zorn von Bul
dem Vater des späteren Staatssekretärs, einem früheren Kammerhe
Napoleons III., den Kampf *für Einführung des Franzö
schen in den Volksschulen.* Es genügte ihm nicht, daß
einzelnen Elementarschulen des deutschen Sprachgebietes und in sä
lichen des französischen der französische Unterricht erhalten blieb und
dem von ihm als Zwitteranstalten bekämpften Mittelschulen A
bildung im Französischen zum Lehrplan gehörte. Nach der Ja
hundertwende hat dann die Propaganda für die allgemeine Einführ
des französischen Unterrichts in den Volksschulen mit neuer Wucht
gesetzt. Die deutsche Regierung, die ja sonst bekanntlich ihren K
wiederholt geändert hat, hielt hier eine klare Linie inne und ist
ihrer grundsätzlichen Ablehnung nicht wankend geworden. Man
ihren Gegnern in der Sprachenfrage gewiß nicht Unrecht, wenn m
annimmt, daß bei ihnen die Sorge um eine gute Ausbildung und
Schaffung günstiger Voraussetzungen für das wirtschaftliche V
wärtskommen der Jugend nicht die eigentlich treibenden Beweggrü
gewesen sind. Die parlamentarische Lage, auch das Zusammentre
mit den als notwendig angesehenen Aenderungen in der Verfassu
machten die Regierung schließlich zu einem Kompromiß gefügig. Zw
wurde auch weiterhin als Unterrichtssprache in der Schule wie
Geschäftssprache der Behörden und öffentlichen Körperschaften
deutsche erklärt, aber man stellte doch für die Praxis reichlichere An
kennung von Ausnahmefällen zugunsten des Französischen in Auss

An der grundsätzlichen Bekämpfung dieser Sprachenpolitik
deutschen Regierung in der Zeit von 1872 bis 1918 haben die o
ziellen Vertretungen der evangelischen Kirchen sich nicht beteil
Woher hätten sie auch eine *kirchliche* Begründung eines derarti
Widerspruches hernehmen sollen? Es war doch zu offenkundig,
hier die staatlichen und kirchlichen Interessen parallel liefen und
die religiöse Unterweisung der Jugend von hier aus nur Gewinn ha
konnte. Infolgedessen war es von vornherein nicht anzunehmen,

Meinungsverschiedenheiten zwischen Staat und Kirche in der grundsätzlichen Behandlung der Sprachenfrage aufkommen würden. Der Staat wollte ja beides: gründliche Pflege des Deutschen, aber auch Anerkennung des Rechtes der französischen Muttersprache da, wo von einer solchen ernsthaft geredet werden konnte, und das war nur ein verschwindend kleiner Teil evangelischer Gemeinden. Gegensätzlichkeiten konnten hingegen sehr wohl entstehen in der Beurteilung der praktischen Handhabung der Gesetze, und sie sind auch da und dort aufgetaucht. Sie berührten 1. die kirchliche Geschäftssprache, 2. den französischen Unterricht in den Schulen, 3. die französische Gottesdienstsprache und den Bestand sogenannter französischer Gemeinden — und hier entwickelte sich in der Atmosphäre des Weltkrieges schließlich doch noch ein Fall grundsätzlichen Charakters.

Als Geschäftssprache war das Deutsche durch Gesetz vom 31. März 1872 festgesetzt: Dieses Gesetz faßte die Sprache der Erlasse, Verfügungen, Entscheidungen und Protokolle ins Auge. Eine Verordnung vom 5. Mai 1891 redete von dem schriftlichen, amtlichen Verkehr mit den Staatsbehörden und mit den Gemeindebehörden, für den das Deutsche vorgeschrieben wurde, nicht ohne daß auch jetzt noch, nach zwanzig Jahren deutscher Herrschaft, Ausnahmen zugelassen wurden. Eine solche vom 13. Februar 1912 ging in ihrem Entgegenkommen gegen das Französische noch weiter, indem sie den Presbyterialräten für ihre mündlichen Verhandlungen und amtlichen Schriftstücke den Gebrauch der französischen Sprache insoweit gestattete, als sie sich in Gemeinden befänden, bezüglich derer Ausnahmen zugunsten der französischen Schriftsprache zugelassen worden seien. Grundsätzliche Bedenken konnten hier nicht erhoben werden. Nur wirbelte das Verhalten der Regierung in einem Einzelfalle etwas Staub auf. Als das Oberkonsistorium daran ging, sich eine Geschäftsordnung zu geben, ließ die Stellungnahme der Regierung Zweifel darüber aufkommen, ob auch in Zukunft in der Diskussion ausnahmsweise französisch gesprochen werden dürfe. Ob sie dies ernstlich unterbinden wollte? Dann dachte sie jedenfalls anders als der Statthalter, der einige Jahre vorher in seinen Aufzeichnungen für eine Besprechung des Ministeriums (1887) schrieb: „Meines Erachtens wird das Deutschtum nicht besonders gefährdet, wenn einige alte Herren, die nicht oder mangelhaft deutsch reden, es vorziehen, in den Bezirkstagen in französischer Sprache zu verhandeln." In § 14 wurde in Abänderung des ursprünglichen Entwurfs kurz und bündig erklärt: die Geschäftssprache ist die deutsche.

Gelegentlich haben sich die kirchlichen Organe auch für gründlichen und besseren Unterricht des Französischen eingesetzt; so

bekundete man Interesse für den französischen Unterricht im Protestantischen Gymnasium in Straßburg.

Aus Mängeln des französischen Unterrichtes in den Gymnasien sowie aus „dem stets rascheren Verfall der französischen Sprache unter unserer akademischen Jugend" leitete Professor D. Lobstein 1885 die Sorge her, daß die wenigen französisch-sprachigen Gemeinden eines Tages nicht mehr von Theologen aus dem Lande würden betreut werden können. Das Oberkonsistorium hatte, nachdem eine Eingabe des Presbyterialrates der französischen Nikolaigemeinde in Straßburg bei anderen Gemeinden weitgehende Unterstützung gefunden hatte, einen einstimmigen Beschluß für Ausbildung Theologie-Studierender in französischer Predigt und französischer Katechese gefaßt (1883). Die Verhandlungen mit der Fakultät hatten dazu geführt, daß Professor D. Lobstein sich bereiterklärte, derartige Uebungen zu halten, falls sich einige Studenten hierzu meldeten. Dem Angebot entsprach aber nur eine sehr geringe Nachfrage, und so erwies sich die Einrichtung als nicht von Dauer. 1903 klagte im Oberkonsistorium Inspektor Knittel über die Mangelhaftigkeit des französischen Unterrichts in dem sprachlich besonders schwierige Probleme bietenden Steintal (Patois!). Da hier das Französische auch die Sprache des Konfirmandenunterrichts war, folgerte er mit Recht aus dem von ihm behaupteten unzureichenden französischen Unterricht eine ernste Schädigung des religiösen Lebens. Es sei kein Wunder, wenn „jedes höhere Streben schwindet, nur das Schnapsglas noch Reiz behält und die protestantische Bevölkerung mehr und mehr verkommt." Seine Beschwerden wurden von dem Abgeordneten Dr. Emil Petri lebhaft unterstützt. Ein Wort der Anerkennung, daß die Regierung bemüht war, überhaupt die französische Muttersprache neben der deutschen Nationalsprache zu pflegen, wäre hier übrigens auch am Platze gewesen.

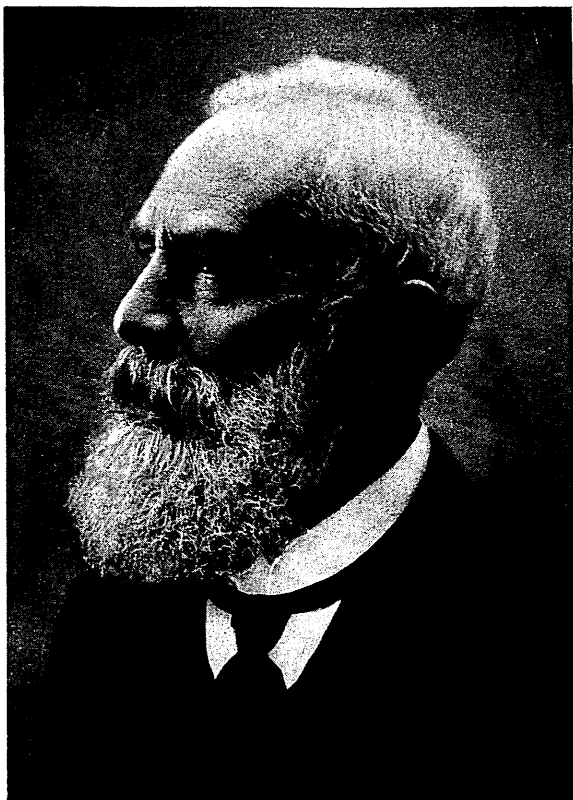
Von größerer Tragweite für das gesamte Leben der Kirche waren Fragen, die die Verbreitung der französischen Sprache als Gottesdienstsprache betrafen. Als die Regierung die Zahl der französischen Gottesdienste in Colmar auf zwei im Monat herabsetzte (in Mülhausen durfte allsonntäglich französisch gepredigt werden) setzten sich Direktorium und Oberkonsistorium mit Erfolg zur Wehr (1891) und erreichten die Beibehaltung des bisherigen Zustandes (dreimal im Monat französischer Gottesdienst). 1902 wurde vom Direktorium mitgeteilt, daß eine Herabsetzung der Zahl der französischen Gottesdienste und ein allmähliches Eingehen derselben ins Auge gefaßt sei, da das Bedürfnis nach ihnen von Jahr zu Jahr abgenommen habe.

Eine neue Lage schaffte der Weltkrieg. Unter dem 30. August 1914 erklärte der stellvertretende kommandierende General des XV. Armeekorps, die weitere Abhaltung von Gottesdiensten mit französischer Predigt erscheine für die im deutschen Sprachgebiet liegenden Gemeinden ebenso überflüssig wie das deutsche Empfinden verletzend. Er bestimme daher, daß innerhalb des ihm unterstellten Korpsbezirks französische Predigten nur in den Gemeinden gehalten werden dürfen, welche als zum französischen Sprachgebiet zählend anerkannt worden seien (es waren die des Steintals). Eine entsprechende Maßnahme wurde für den Bezirk des XVI. Armeekorps nicht getroffen. Hier kam es nur insofern zu einer nicht sehr erheblichen Aenderung des bestehenden Zustandes, als auf Veranlassung der Militärbehörde im Laufe des Krieges die Zahl der französischen Gottesdienste in der zum deutschen Sprachgebiet gehörenden Stadt Metz verringert wurde. Es waren übrigens nicht immer nur die Militärbehörden, die eine Aenderung der Praxis anregten. Ein Antrag der Pfarrer des Konsistoriums Rothau veranlaßte eine Vermehrung der deutschen Gottesdienste im oberen Breuschthal. Sie wiesen darauf hin, daß in diesen Pfarreien zahlreiche Gemeindeglieder altdeutscher Abstammung wohnten, die der französischen Sprache nicht genügend mächtig seien, um den französischen Gottesdiensten folgen zu können, und daß durch den Einfluß des deutschen Schulunterrichtes die junge Generation in zunehmendem Maße zum Verständnis der deutschen Sprache befähigt werde.

Eine folgenschwere Entscheidung bedeutete die auf Drängen des Ministeriums durchgeführte Aufhebung der französischen Pfarrstelle von St. Nicolai in Straßburg, zu der das Direktorium und das Oberkonsistorium die Hand boten. Ein Antrag D. Gerolds, die Angelegenheit zu vertagen, und zuvor den zuständigen Kirchenrat sowie das zuständige Konsistorium um sein (natürlich nicht zweifelhaftes) Gutachten anzugehen, wurde mit allen Stimmen gegen die des Antragstellers abgelehnt. Diese Angelegenheit führte zur Entlassung des Präsidenten Dr. Curtius. Er hatte keine Bedenken getragen, die Anordnung des stellvertretenden kommandierenden Generals auf Einstellung französischer Gottesdienste im deutschen Sprachgebiet während des Krieges durchzuführen. Als aber die Regierung vom Direktorium verlangte, auch nach dem Kriege die Wiederaufnahme der französischen Gottesdienste in Straßburg und Colmar nicht zu gestatten, lehnte er dies für seine Person ab, da die französische Pfarrei St. Nicolai stiftungsgemäß eine französische Pfarrei sei. (Sie wurde bekanntlich in der Reformationszeit zugunsten der aus Frankreich flüchtenden Protestanten gestiftet, und Calvin war ihr erster Pfarrer.) Präsident Curtius hielt es auch nicht für angängig, eine derartige

Maßregel zu treffen, ohne auch nur den Kirchenrat zu hören. Für seine juristische Denkweise war die Bedürfnisfrage hier ohne Belang. Die Gottesdienste waren längst sehr schwach besucht. Curtius fand weder bei dem Staatssekretär, dem Grafen Rödern, noch bei dem Statthalter von Dalwitz Verständnis für seine Haltung. So zog er die Folgerung und reichte sein Entlassungsgesuch ein. Der einen Konflikt mit der Regierung vermeidende Beschluß des Direktoriums und des Oberkonsistoriums wurde unter dem Vorsitz seines Nachfolgers, Freiherrn von der Goltz, gefaßt. Das Vorgehen der Regierung dürfte seine Erklärung darin finden, daß sie damit für einen Vorstoß ihrer Sprachenpolitik auf dem Gebiete des katholischen Kultus die Hände freizubekommen hoffte. Erst jetzt nach 45 Jahren nahm sie ernstlichen Anstoß an dem in einem deutschen Sprachgebiet in der Tat sehr auffälligen französischen Spracheneinschlag im katholischen Gottesdienst. Sie setzte sich tatkräftig für eine Aenderung ein und erwirkte von dem Straßburger Bischof ein entsprechendes Zugeständnis. Dieses war allerdings an die Bedingung „paritätischer" Regelung geknüpft. So mußte denn schleunigst an diesem Punkte evangelischen Kirchenwesens tabula rasa gemacht werden. Zu einer Ueberlegung, ob irgendein billig Denkender von der Regierung ein derartiges Vorgehen fordern könnte, reichte offenbar entweder die Zeit oder die Einsicht oder beides nicht. Man kann nur lebhaft bedauern, daß am Ende der deutschen Verwaltungstätigkeit, die zwar auf kirchenpolitischem Gebiete nicht frei von gelegentlichen Eigenmächtigkeiten war, in der aber doch die Achtung vor dem Rechte als etwas Unverbrüchliches galt, diese aus der Kriegspsychose vielleicht erklärliche, aber nicht zu billigende Tat der Regierung des Grafen Rödern steht, die wohl nicht bloß den Präsidenten Curtius in schwersten Konflikt gebracht hat und die sicherlich dem deutschen Ansehen nicht förderlich gewesen ist.

Ueberblickt man diesen ganzen Zeitraum, so wird man zusammenfassend sagen können: Was die organisierten Kirchen zur Entwicklung der Sprachenverhältnisse durch Kritik an einzelnen Maßnahmen der Regierung beigesteuert haben, war bescheiden. In einigen wenigen Fällen mögen sie so etwas wie das Gewissen des Staates gewesen sein. Weit schwerer wog, daß kirchlicher Unterricht und kirchliche Predigt fast durchweg in deutscher Sprache gehalten wurde und daß auch die volkstümliche Sonntagspresse sich dieser Sprache bediente. Das alles ist der Beherrschung des Hochdeutschen zugute gekommen, und zwar in steigendem Maße, je mehr sich das deutsche Sprachgefühl auch in der durch Gymnasium und Universität gebildeten Pfarrerschaft verfeinerte. Insbesondere hat aber Schule und Lehrerschaft das Ihrige getan, um der



D. Freiherr Alexander von der Goltz, 1832 bis 1912



Otto Back, 1834 bis 1917

Volkssprache die ihr gebührende Behandlung wieder zukommen zu lassen.

Eine neue Beleuchtung erhält die Frage des Anteils an der sprachlichen Entwicklung, wenn man in den Kreis der Betrachtung die Rolle miteinbezieht, die Teile des evangelischen Bürgertums und einzelne hervorragende Protestanten im Sprachenkampf gespielt haben, und sich nicht auf die offiziellen Maßnahmen der organisierten Kirchen und Gemeinden und die Leistungen der Schule beschränkt. Die von dem früheren Ittenheimer Pfarrer Liz. W. Kapp 1909 in der Zeit des neu erstarkenden französischen Nationalismus gegründete und dann von ihm geleitete Elsaß-Lothringische Vereinigung faßte in ihren Grundlinien ihre Stellung zur Sprachenfrage folgendermaßen zusammen:

> Diese Stellungnahme (nämlich die Erkenntnis der Aufgabe, das Zusammenwachsen der beiden notwendig aufeinander angewiesenen Bevölkerungsteile zu einem Volkstum zu fördern) bedeutet für die ELV. nicht Kampf gegen die französische Sprache und Kultur. Die ELV. bekämpft nicht, was an französischer Kultur und Sprache im Lande vorhanden ist; sie verkennt auch nicht, daß in Elsaß-Lothringen wirtschaftliche und gesellschaftliche Interessen einzelner die Pflege der französischen Sprache in einem weiteren Umfange bedingen als in anderen deutschen Landesteilen. Aber sie will einer den Tatsachen nicht entsprechenden Uebertreibung, Verallgemeinerung und künstlichen Steigerung dieses Bedürfnisses im Interesse einer tiefgehenden einheitlichen Volkskultur wehren.
>
> Demgemäß ist die ELV. nicht gegen den französischen Sprachunterricht in höheren, Mittel- und Fortbildungsschulen, in privaten Veranstaltungen sowie in den Volksschulen des französischen und gemischten Sprachgebietes. Der Forderung des französischen Sprachunterrichts als eines obligatorischen Lehrgegenstandes der Volksschulen im deutschen Sprachgebiet tritt sie aber entgegen, weil dieser Unterricht dem Charakter des Landes widerspricht, weil er für die große Mehrheit nur eine nutzlose Anstrengung und eine unverantwortliche Beeinträchtigung unerläßlicher Bildungsziele zur Folge hätte, und weil eine derartige Schädigung auch durch scheinbare wirtschaftliche Vorteile nicht ausgeglichen werden könnte.

Die Elsaß-Lothringische Vereinigung begnügte sich nicht, durch Wort und Schrift Einwirkung auf die Gestaltung der Dinge zu gewinnen und damit wieder gutzumachen, was von den aus taktischen Gründen ein entschiedenes Auftreten vermeidenden politischen Parteien unterlassen wurde. Sie verband mit ihrer propagandistischen Arbeit auch ein ernsthaftes Bemühen um ein vertieftes Verständnis des Sprachenproblems,

davon durchdrungen, daß die Sprache, „die den Menschen mit dem gesamten Volkskörper verbindet, das geistige Rückgrat des Menschen ist und bleibt, die geistige Zentrale, von der aus das Einzelindividuum ernährt wird. Wo darum auf einem gewissen Niveau das Individuum glaubt, dieser Zentrale, dieses Rückgrats entbehren zu können, bald hier, bald dort sich anlehnt, sich Nahrung sucht, da beginnt ein Krankheitszustand, es muß Unterernährung stattfinden, geistige Entkräftung, Anämie tritt ein, die Vorbedingungen fallen hinweg für Erzeugung der einheitlichen gesammelten Kraft, vermittelst der der Mensch zur höchsten Leistungsfähigkeit sich entwickelt". (W. Kapp, Das elsässische Bürgertum, Seite 18.)

Diese auf wissenschaftliche Fundamentierung bedachte Art war dem Gegner wohl gefährlicher als das leidenschaftliche Kämpferungestüm des Pfarrers Hans Spieser, der, in alemannischem Trotz sich gegen die „Welschlinge" und „Bildungsschwindler" aufbäumend, der Kompliziertheit der hier vorliegenden volkspsychologischen Probleme doch nicht gerecht wurde.

Alle diese Kämpfe für Erhaltung der der deutschen Sprache im Bildungsleben eingeräumten Machtstellung und für Erweiterung ihres Einflußgebietes hatten nicht den Erfolg der Erweckung einer starken Volksbewegung. Dazu fehlte zu sehr die Einsicht in die Wichtigkeit des Sprachenproblems für das Volkstum und das klare Empfinden, daß hier ein ideales Gut von höchster Bedeutung ernstlich bedroht sei. Auch hier brachte der Anbruch der französischen Herrschaft eine ganz neue Lage, die der des Jahrzehntes vor dem Deutsch-Französischen Kriege nicht unähnlich war.

4. Protestantismus und Katholizismus

Das Elsaß ist seit den Tagen der Reformation ein konfessionell gespaltenes Land, und der Protestantismus war und blieb dort, wie erst recht in Lothringen, die Konfession einer Minderheit. Elsaß-Lothringen war das katholischste Gebiet Deutschlands: auf 100 Einwohner kamen 1910 76 Katholiken. Unter den 1705 politischen Gemeinden des Landes gab es in 865 weniger als 10 Protestanten; nur im Unterelsaß bildeten diese von Protestanten fast nicht bewohnten Ortschaften nicht die Mehrheit. Daraus ergab sich: Das Elsaß ist „seit Thomas Murner der klassische Boden der konfessionellen Polemik, wo alle paar Jahre der Protestantismus, oft mit

Murners Gemeinheit, selten freilich mit Murners Witz angegriffen zu werden pflegt". (Hackenschmidt.) Das alles mußte natürlich in der Seele des elsaß-lothringischen Protestantismus Spuren hinterlassen. Es bestanden ganz verschiedene Möglichkeiten, in welcher Art. Minderheiten müssen sich regen, um sich zu behaupten. Die notgedrungene Auseinandersetzung mit den Machtansprüchen der Mehrheit kann für die Minderheit zum wirksamen Schutz gegen Stagnation und Rückgang werden. Sie kann ihr dazu verhelfen, daß die Geister frisch und lebendig bleiben. Jeder Tag birgt ja die Mahnung in sich, des Eigenbesitzes bewußt zu werden, sich dessen Wert gegenüber dem geistigen Besitz der Mehrheit zu verdeutlichen und sich in seiner Eigenart zu verfestigen. Länder mit konfessioneller Mischung sind daher nicht selten der beste Nährboden für ein konfessionelles Selbstgefühl der Minderheit. Sie haben durchaus nicht bloß unter einer Ungunst ihrer Lage zu leiden, wenn sie auch mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die anderen erspart bleiben. Ihnen ist nicht immer im Wege, sondern kommt zustatten, daß sie sich nicht in einer das Ganze beherrschenden Stellung befinden. Anderseits: Minderheitskirchen wissen doch auch um Minderwertigkeitsgefühle ihrer Glieder. Werden diese Gefühle ganz stark, dann drängen sie zur Kapitulation vor dem nun nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich überlegenen Gegner. Steigern sie sich nicht zu solcher Höhe, so äußern sie sich doch in einer gewissen Schüchternheit, Zaghaftigkeit und einem Mangel an tapferer Bekenntnisfreudigkeit, in einer Unlust oder Unfähigkeit, Farbe zu bekennen. Wie hat nun die Seele der evangelischen Minderheit in Elsaß-Lothringen auf diese verschiedenen Entwicklungsmöglichkeiten reagiert? Wir werden gut tun, Elsaß und Lothringen bei der Behandlung unseres Gegenstandes getrennt zu betrachten.

Zunächst steht eines fest: Als religiöse Macht hat der Katholizismus auf die evangelische Minderheit im Elsaß, aufs Ganze gesehen, keine sonderliche Anziehungskraft ausgeübt, keinen sie in ihren Grundpositionen und ihrem ihr im Blute liegenden Antikatholizismus erschütternden Eindruck gemacht. Die Eroberungen, die er zum Beispiel in den Mischehen machte, hielten sich in bescheidenen Grenzen, und solchen Erfolgen standen von ihm sehr schmerzlich empfundene Niederlagen gegenüber. Die Agitation der katholischen Parteien, insbesondere auch der katholischen Presse, hat gewiß das katholische Bewußtsein unter den Katholiken ganz außerordentlich gesteigert, aber der evangelische Volksteil blieb davon in seiner inneren und äußeren Haltung unberührt. Von irgendwelcher Bewegung hin zu Rom war unter den elsässischen Protestanten nie etwas zu spüren. Wohl eroberte der Katholizismus im öffentlichen

Leben eine Machtposition nach der anderen, wohl brachte er es zu einer sehr erheblichen Zurückdrängung des evangelischen Einflusses im öffentlichen Leben, aber der äußere Besitzstand der evangelischen Kirchen wurde durch ihn kaum gefährdet. Darauf hat er es ja auch nicht hauptsächlich abgesehen, so wenig ihm Ausdehnungsbestrebungen und Neigung zu Proselytenmacherei fremd gewesen sind. Ihm lag viel mehr daran, seine Glieder zusammenzuhalten, sie mehr und mehr zu einer Kampftruppe im öffentlichen Leben zu gestalten und sie von der Berührung mit dem evangelischen Volksteil abzuschnüren. Es war daher selbstverständlich, daß der Katholizismus auf Abschaffung der fünfzig Simultankirchen drängte. Daß er sein Ziel erreichte, ist auf evangelischer Seite nicht beklagt worden. Wo er konfessionelle Polemik trieb, war für ihn die Hoffnung, den evangelischen Volksteil mit der Zeit zu katholisieren, nicht das Entscheidende, sondern das Streben, seine Glieder vor protestantischen Einflüssen zu schützen. Seine Offensive war immer auch eine Defensive. Infolgedessen hatte auch der elsässische Durchschnittsprotestant nicht das Gefühl einer Gefahr, die ihm von der katholischen Kirche drohe. Von den Schwierigkeiten, mit denen seine Glaubensgenossen in der Diaspora zu kämpfen hatten, wußte er meist nicht viel. Er fühlte sich im mehr oder minder unangefochtenen Besitz seiner Rechte. Daß es einst Zeiten gegeben hatte, wo der elsässische Protestantismus gewissermaßen um sein nacktes Leben hatte kämpfen müssen, war aus seinem Bewußtsein fast entschwunden. Das lag für ihn in altersgrauer Vorzeit. Die Erinnerung an die stolze, für den Protestantismus so ehrenvolle Geschichte der Reformation und der Gegenreformation im Elsaß war stark verblaßt. Das Erlebnis der französischen Revolution hatte sie vielfach ausgetilgt. Diese Revolution hatte aber auch dem elsässischen Bürgertum gewisse Gedankengänge und Stimmungen gegeben, die jeder starken Betonung des Konfessionellen widerstrebten. Mit der Sinnesart des „aufgeklärten", für Toleranz schwärmenden Bürgers vertrug es sich schlecht, dem Gegensatz der Konfessionen mehr Interesse, als unbedingt nötig, zuzuwenden. War das nicht alles Rückfall in grundsätzlich überwundene Zeiten? Wenn etwas auf solchem Boden nicht gedeihen konnte, so war es ein überhitztes konfessionelles Empfinden. Nun hatte man ja freilich auch im 19. Jahrhundert vor 1870 nicht ganz wenig unter klerikalem Druck zu leiden gehabt und die Tatsache, daß man nur einer mehr oder weniger geduldeten Minderheit angehöre, recht empfindlich zu spüren bekommen. Wenn 1840 bei der Einweihung des Straßburger Gutenbergdenkmals auf katholisches Drängen in der Stadt, die einst eine Hochburg des Protestantismus gewesen war, eine Abbildung Luthers vom Sockel verschwinden mußte, wenn erst in jenem Jahr das Reformationsfest als

allgemein kirchliches Fest im protestantischen Elsaß eingeführt wurde, so mögen diese beiden Tatsachen zur Verdeutlichung der schwierigen Lage genügen, in der der elsässische Protestantismus sich in Schicksalsgemeinschaft mit den innerfranzösischen in der Zeit der Restauration und auch noch nach dem Sturz der Bourbonen befand. Aber auch unter der Herrschaft des sich während des größten Teils seiner Regierungszeit auf die katholische Geistlichkeit und die klerikale Partei stützenden dritten Napoleon hatte der elsässische Protestantismus unter der Macht einer ihm gegnerisch gesonnenen Staatsgewalt gelitten, und man versteht es, wenn der Ruprechtsauer Pfarrer Riff 1871 in einer u. a. für eine gerechte Würdigung des Franzosentums werbenden und dadurch mancherlei Verstimmung erweckenden Ansprache auf der Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Stettin ausrief: „Wir danken es Ihnen, daß Sie uns von unserem Kaiser befreit haben.“ Gerade in den letzten Jahren vor dem Krieg hatte sich der klerikale Druck sehr verschärft. Der Krieg hatte eine Steigerung des katholischen Fanatismus gebracht, der nur auf den Augenblick wartete, um nach errungenem französischen Siege sich mit rücksichtsloser Heftigkeit gegen die um ihrer Glaubensgemeinschaft mit dem protestantischen Deutschland unpatriotischer Gesinnung verdächtigen elsässischen Protestanten zu wenden, und der Straßburger Theologieprofessor B a u m sprach sicher nicht bloß seine persönliche Ansicht aus, wenn er in demselben Jahr auf einem Speierer Gustav-Adolf-Fest erklärte: „Durch die göttliche Führung, welche den Sieg gibt, wem sie will, sind wir, sind die Protestanten Frankreichs einer großen, vielleicht ungeheuren Gefahr entgangen.“ Aber nun hatten sich mit dem Frankfurter Frieden auch die k o n f e s s i o n e l l e n V e r h ä l t n i s s e v o n G r u n d a u f v e r ä n d e r t, zwar nicht, wie man damals und auch später meist annahm, bloß zugunsten des Protestantismus, wenn dieser auch zahlenmäßig von der altdeutschen Einwanderung den größten Gewinn hatte. A u c h d e r r e i c h s l ä n d i s c h e K a t h o l i z i s m u s z o g V o r t e i l e a u s d e r n e u e n L a g e. In Frankreich war die beste Zeit für den Katholizismus vorüber, seit dort das Kaisertum Napoleons III. durch die dritte Republik mit ihren stark antiklerikalen Strebungen, ihren radikalen Kammermehrheiten und Ministerien abgelöst war. Der von hier aus drohenden Gefahren war der elsässische wie der lothringische Katholizismus durch die Annexion glücklich entronnen. Die Einengungen, die er im Gefolge des preußischen Kulturkampfes und unter dem Druck des Diktaturparagraphen erlitt, konnten ihn nicht an der Wurzel treffen. Sie waren gewiß manchem seiner Führer im Grunde nicht unwillkommen, denn diese Anfeindungen durch den Staat umgaben

ihn nun mit einem gewissen Glorienschein des Märtyrertums und erleichterten den Kampf gegen die deutsche Regierung.

Außerdem zeigte es sich mit den Jahren immer mehr, daß die katholische Einwanderung aus Altdeutschland dem Katholizismus eine Bevölkerungsschicht zugeführt hatte, die, durchschnittlich kirchlicher gesinnt als die evangelische Einwanderung und auch leichter sich eingliedernd, sich sowohl in der alten wie in der jungen Generation vielfach als sehr willig erwies, die Ziele des politischen Katholizismus in der Oeffentlichkeit zu vertreten. Aber immerhin: Was zunächst nach dem Deutsch-Französischen Kriege ins Auge fiel, das war der Gewinn des Protestantismus. Die Protestanten hörten mit einem Schlage auf, von oben mit Mißtrauen oder gar Feindschaft angesehen zu werden. Aus ihren Reihen wurden die wichtigsten Stellen in der Verwaltung besetzt. Sie brauchten nun nicht mehr die Wiederkehr von Zeiten zu befürchten, da sie einer unwürdigen Behandlung durch den Staat preisgegeben sein würden. Sie freuten sich der Gleichberechtigung der Konfessionen, mit der der deutsche Staat ernst machen wollte, nachdem der französische die katholische Kirche als Schoßkind behandelt hatte. So lebte man sich ein in ein Gefühl des beatus possidens. Dieses ward alsbald so stark, daß der elsässische Protestantismus den Wandel der Zeiten nicht merkte und das Gewitter nicht kommen sah, vielmehr in der alten Sorglosigkeit verharrte, als die Lage sich für ihn immer unerfreulicher gestaltete.

Das konfessionelle Bild, das Städte wie Straßburg, Colmar und Mülhausen boten, veränderte sich zugunsten des Katholizismus. Ein neuer katholischer Mittelstand setzte sich hier fest. „Von der Mosel bis zum Rhein, von der Lauter bis zur Larg meldete sich ausgeruhtes und darum zur Herrschaft disponiertes katholisches Volkstum; ein schlafendes Heer ist erwacht", urteilte durchaus zutreffend W. Kapp 1911 in der Februarnummer des „Evangelischen Bundesboten für Elsaß-Lothringen". Diese katholische Bewegung gewann neue Triebkraft durch ihre Verbindung mit dem altdeutschen Zentrum, dessen Kunst der Massenbeherrschung und Organisation im Elsaß gelehrige Schüler fand, aber auch dadurch, daß das elsässische Zentrum als Oppositionspartei viel leichter den Wind elsässischer partikularistischer Stimmungen in seine Segel auffangen konnte, als der in erklärlicher Weise mehr regierungsfreundlich gesinnte Protestantismus, der, so wenig er an der Regierung immer eitel Freude und Wonne erlebte, doch einer durchgreifenden Aenderung der Landespolitik widerstreben mußte. Der politische Katholizismus konnte selbst die Demagogie eines so fanatischen Deutschenhassers und eines so übel

beleumundeten Menschen wie des Abbé Wetterlé ruhig in seinen Reihen gewähren lassen, ohne befürchten zu müssen, daß die altdeutschen Zentrumsleute aus der katholischen Schlachtreihe deshalb ausbrechen würden. Indem man bis ins letzte Dorf in dem Pfarrer einen einflußreichen Agenten der katholischen Parteien besaß und das Netz der Presse und des Vereinswesens immer engmaschiger über das Land ziehen konnte, hatte man in der Tat die allerbesten Aussichten, aus Elsaß-Lothringen ein Land zu machen, in dem der Wille des politischen Katholizismus mit all seinen Herrschaftsansprüchen über das gesamte geistige Leben schlechthin ausschlaggebend sein würde.

Was die Stunde geschlagen hatte, hat man auf evangelischer Seite lang genug nicht gemerkt. Man befand sich in einem Zustand großer Hilflosigkeit. Dieser wurde durch die Einseitigkeit einer gerade in der Welt der Intellektuellen weitverbreiteten rein individualistischen Betrachtungsweise erschwert. Man lebte weithin in dem Wahn dahin, als ob es sich in der Religion nur um Gott und die Einzelseele, nicht auch um Gott und das Volk handelte. In seiner an und für sich durchaus berechtigten Polemik gegen Verquickung von Religion und Parteipolitik, wie sie auf katholischer Seite hervortrat, übersah der elsässische Protestantismus nur zu leicht, daß im anderen Lager, wenn auch unter Irrungen und Fehlentwicklungen, eine richtige Erkenntnis lebendig war, die der Protestantismus zu seinem Schaden sich nicht angeeignet hatte: die hier religiös begründete Verpflichtung, auch durch Beteiligung am öffentlichen Leben religiöse Werte zu verteidigen und religiöse Forderungen durchzusetzen. Mehr noch als in den protestantischen Dörfern war der Mangel an solcher Erkenntnis in den Städten anzutreffen. Natürlich gab es hier wie dort Männer, die klarer sahen und die sich die Durchsetzung kulturpolitischer Ziele im öffentlichen Leben angelegen sein ließen, wobei sie freilich nichts ausgerichtet hätten, wenn diese Ziele nicht auch innerhalb der katholischen Bevölkerung vielfach bejaht worden wären. (Es entsprach ja gar nicht den Tatsachen, wenn im politischen Kampfe der politische Katholizismus es immer so darstellte, als ob alle überzeugten Katholiken hinter ihm stünden.) Es seien in diesem Zusammenhang um ihres verdienstvollen Wirkens im Sinne und Geist nichtklerikaler Kulturpolitik genannt Parlamentarier und Publizisten wie Joh. Höffel, Adolf Götz, Georg Wolf und der Straßburger Bürgermeister Back. Unter den hohen Regierungsbeamten war es vor allem der langjährige Kultusminister, Unterstaatssekretär Dr. Petri, dem ein ausgeprägt evangelisches Bewußtsein eignete. Auch darf die mutige Tat des Illzacher Pfarrers Fritz Hoffet nicht vergessen werden, der eine evangelische Zeitung schuf „Die Heimat", die sich freilich nicht

halten konnte, woran nicht bloß die Querköpfigkeit ihres Herausgebers, sondern noch mehr die für das Recht evangelischer Oeffentlichkeitsarbeit nicht aufgeschlossene evangelische Bevölkerung schuld war. Was der Evangelische Bund und der von dem Fürdenheimer Pfarrer A. Bach ins Leben gerufene Evangelische Preßverband für Elsaß-Lothringen taten, um ein besseres Verständnis für solche Zeitaufgaben anzubahnen, war gewiß sehr dankenswert, blieb aber in seinen Wirkungen doch auf enge Grenzen beschränkt. Eine lebensfremde Ideologie, die meinte, wenn nur die kirchliche Arbeit mit Eifer und Treue getrieben werde, würde dem Protestantismus die ihm zukommende Geltung im öffentlichen Leben von selbst zufallen, blieb namentlich auch in Pfarrerkreisen sehr stark. Man kann nicht sagen, daß die Fakultät zu ihrer Ueberwindung Erhebliches geleistet hätte, wenn auch Professoren wie Nowack und Anrich eindringlich vor einer Vogel-Strauß-Politik warnten und den Blick für die Bedeutung der Vorgänge des öffentlichen Lebens schärften. Jene bei Minderheiten nicht seltene Scheu vor Bekundung der religiösen Ueberzeugung im öffentlichen Leben kam hinzu. So war der elsässische Protestantismus, dessen Lage von vornherein durch die Angliederung des fast ganz katholischen Lothringen an das Elsaß eine erhebliche Belastung erfahren hätte, innerlich nicht gerüstet, als im 20. Jahrhundert eine neue große katholische Offensive einsetzte unter Ausnutzung des dem Lande für sein Parlament geschenkten allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes, angriffslustig, frei von allen jenen Hemmungen protestantischer Gedankenblässe, auch frei von jener die Profanierung des Heiligen durch die Berührung mit der Politik scheuenden religiösen Innerlichkeit. Immer stärker wurde der Druck auf die Gesetzgebung wie auf die Zusammensetzung des Beamtenkörpers, insbesondere aber auch auf das höhere Schulwesen steigender Einfluß gewonnen. Wie primitiv und bescheiden nahm sich gegenüber den großen katholischen Organisationen politischer und karitativer Art das aus, was es an Gegenstücken auf evangelischer Seite gab, auch wenn man alles hinzurechnet, was nicht unter konfessionell-evangelischer Flagge, aber doch von evangelischem Geist mehr oder minder stark mitbestimmt, in Presse und Vereinswesen an Oeffentlichkeitsarbeit nicht ausgesprochen katholischer Prägung geleistet wurde! Mit welcher Entschiedenheit wurde auf katholischer Seite die bischöfliche Autorität für diesen Kampf eingesetzt! In dem mit bischöflicher Druckerlaubnis 1908 erschienenen Straßburger Katholischen Jahrbuch hieß es:

„Für die Katholiken kommt im politischen Leben ausschließlich die Partei in Betracht, die, obwohl sie nicht konfessionell ist, die Interessen der Katholiken



Emil Petri, 1852 bis 1918

halten konnte, woran nicht bloß die Querköpfigkeit ihres Herausgebers, sondern noch mehr die für das Recht evangelischer Oeffentlichkeitsarbeit nicht aufgeschlossene evangelische Bevölkerung schuld war. Was der Evangelische Bund und der von dem Fürdenheimer Pfarrer A. Bach ins Leben gerufene Evangelische Preßverband für Elsaß-Lothringen taten, um ein besseres Verständnis für solche Zeitaufgaben anzubahnen, war gewiß sehr dankenswert, blieb aber in seinen Wirkungen doch auf enge Grenzen beschränkt. Eine lebensfremde Ideologie, die meinte, wenn nur die kirchliche Arbeit mit Eifer und Treue getrieben werde, würde dem Protestantismus die ihm zukommende Geltung im öffentlichen Leben von selbst zufallen, blieb namentlich auch in Pfarrerkreisen sehr stark. Man kann nicht sagen, daß die Fakultät zu ihrer Ueberwindung Erhebliches geleistet hätte, wenn auch Professoren wie Nowack und Anrich eindringlich vor einer Vogel-Strauß-Politik warnten und den Blick für die Bedeutung der Vorgänge des öffentlichen Lebens schärften. Jene bei Minderheiten nicht seltene Scheu vor Bekundung der religiösen Ueberzeugung im öffentlichen Leben kam hinzu. So war der elsässische Protestantismus, dessen Lage von vornherein durch die Angliederung des fast ganz katholischen Lothringen an das Elsaß eine erhebliche Belastung erfahren hätte, innerlich nicht gerüstet, als im 20. Jahrhundert eine neue große katholische Offensive einsetzte unter Ausnutzung des dem Lande für sein Parlament geschenkten allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes, angriffslustig, frei von allen jenen Hemmungen protestantischer Gedankenblässe, auch frei von jener die Profanierung des Heiligen durch die Berührung mit der Politik scheuenden religiösen Innerlichkeit. Immer stärker wurde der Druck auf die Gesetzgebung wie auf die Zusammensetzung des Beamtenkörpers, insbesondere aber auch auf das höhere Schulwesen steigender Einfluß gewonnen. Wie primitiv und bescheiden nahm sich gegenüber den großen katholischen Organisationen politischer und karitativer Art das aus, was es an Gegenstücken auf evangelischer Seite gab, auch wenn man alles hinzurechnet, was nicht unter konfessionell-evangelischer Flagge, aber doch von evangelischem Geist mehr oder minder stark mitbestimmt, in Presse und Vereinswesen an Oeffentlichkeitsarbeit nicht ausgesprochen katholischer Prägung geleistet wurde! Mit welcher Entschiedenheit wurde auf katholischer Seite die bischöfliche Autorität für diesen Kampf eingesetzt! In dem mit bischöflicher Druckerlaubnis 1908 erschienenen Straßburger Katholischen Jahrbuch hieß es:

„Für die Katholiken kommt im politischen Leben ausschließlich die Partei in Betracht, die, obwohl sie nicht konfessionell ist, die Interessen der Katholiken



Emil Petri, 1852 bis 1918

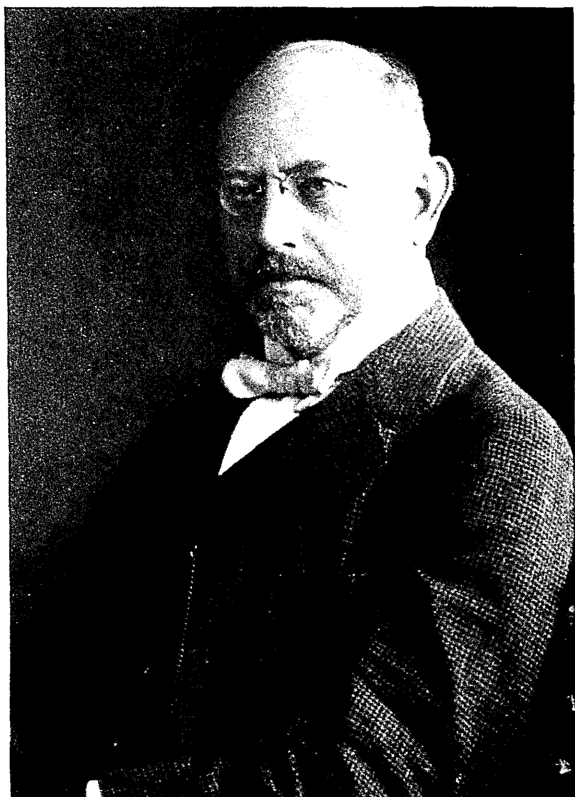


Friedrich Curtius, 1851 bis 1933

nicht nur auf religiösem, sondern auch auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete stets und unverdrossen gewahrt und verteidigt hat. Es ist dies die Zentrumspartei, deren Motto ist ‚Wahrheit, Freiheit und Recht'."

Kaum irgendwann erging von einer evangelischen Kirchenbehörde eine Mahnung zur Beteiligung am öffentlichen Leben. So war die Stellung, die der Protestantismus gegen Ende der deutschen Zeit in der Politik einnahm, von Jahr zu Jahr immer ernstlicher bedroht, ja er befand sich ganz deutlich auf dem Rückzug. Daß der Führer des elsaß-lothringischen Zentrums, Karl Hauß, der letzte deutsche Staatssekretär (freilich nur für wenige Tage) gewesen ist, setzte das Siegel auf diese Entwicklung und hatte symbolhafte Bedeutung.

In Lothringen waren die Verhältnisse etwas anders gelagert. Wir dürfen bei unserer Darstellung des Gegensatzes zwischen Protestantismus und Katholizismus, wie er sich auf kirchlichem Boden auswirkte, von den Militärgemeinden absehen. Für deren äußere Bedürfnisse sorgte der Militärfiskus, so daß bereits 1881 in Metz die stattliche evangelische Garnisonkirche eingeweiht werden konnte, während die große evangelische Zivilgemeinde sich bis 1904 gedulden mußte, bis sie in den Besitz eines ihrer Seelenzahl angemessenen neuen Gotteshauses gelangte. Und von inneren Bedrängnissen, wie sie die Diaspora mit sich bringt, erlebte man hier auch nicht viel. Wohl aber stand das Leben der evangelischen Landeskirchen stark unter dem Zeichen des konfessionellen Gegensatzes und der zahlenmäßigen Unterlegenheit des Protestantismus gegenüber dem Katholizismus, der auch am Schluß der deutschen Zeit immer noch etwa neun Zehntel der Zivilbevölkerung umfaßte. Die Erstarkung des Protestantismus durch die Entwicklung der neue Scharen evangelischer Einwanderer nach Lothringen ziehenden Industrie weckte auf katholischer Seite in diesem Lande, in dem früher der Protestantismus nur eine ganz bescheidene Minderheit gebildet hatte, das Streben nach einer Eindämmung des evangelischen Einflusses, und die dem Zentrum angehörigen altdeutschen Elemente standen bei diesen Bemühungen ihren einheimischen Glaubensgenossen nicht nach, ja taten es ihnen nicht selten an Eifer zuvor. Der an Leidenschaft zunehmende Kampf erhielt naturgemäß auch auf evangelischer Seite die Geister wach, erzog zu lebhafter Anteilnahme an den öffentlichen Dingen, gab dem lothringischen Protestantismus Stahl ins Blut und weckte da und dort einen Kampfgeist und eine wehrhafte Entschlossenheit, wie sie im Elsaß nur selten waren. Doch wurde das die beiden Konfessionen Verbindende nicht aus dem Auge gelassen und dem katholischen Konfessionalismus kein evangelischer entgegengesetzt, vielmehr auf Zusammenfassung der



Friedrich Curtius, 1851 bis 1933

nicht nur auf religiösem, sondern auch auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete stets und unverdrossen gewahrt und verteidigt hat. Es ist dies die Zentrumspartei, deren Motto ist ‚Wahrheit, Freiheit und Recht'."

Kaum irgendwann erging von einer evangelischen Kirchenbehörde eine Mahnung zur Beteiligung am öffentlichen Leben. So war die Stellung, die der Protestantismus gegen Ende der deutschen Zeit in der Politik einnahm, von Jahr zu Jahr immer ernstlicher bedroht, ja er befand sich ganz deutlich auf dem Rückzug. Daß der Führer des elsaß-lothringischen Zentrums, Karl Hauß, der letzte deutsche Staatssekretär (freilich nur für wenige Tage) gewesen ist, setzte das Siegel auf diese Entwicklung und hatte symbolhafte Bedeutung.

In Lothringen waren die Verhältnisse etwas anders gelagert. Wir dürfen bei unserer Darstellung des Gegensatzes zwischen Protestantismus und Katholizismus, wie er sich auf kirchlichem Boden auswirkte, von den Militärgemeinden absehen. Für deren äußere Bedürfnisse sorgte der Militärfiskus, so daß bereits 1881 in Metz die stattliche evangelische Garnisonkirche eingeweiht werden konnte, während die große evangelische Zivilgemeinde sich bis 1904 gedulden mußte, bis sie in den Besitz eines ihrer Seelenzahl angemessenen neuen Gotteshauses gelangte. Und von inneren Bedrängnissen, wie sie die Diaspora mit sich bringt, erlebte man hier auch nicht viel. Wohl aber stand das Leben der evangelischen Landeskirchen stark unter dem Zeichen des konfessionellen Gegensatzes und der zahlenmäßigen Unterlegenheit des Protestantismus gegenüber dem Katholizismus, der auch am Schluß der deutschen Zeit immer noch etwa neun Zehntel der Zivilbevölkerung umfaßte. Die Erstarkung des Protestantismus durch die Entwicklung der neue Scharen evangelischer Einwanderer nach Lothringen ziehenden Industrie weckte auf katholischer Seite in diesem Lande, in dem früher der Protestantismus nur eine ganz bescheidene Minderheit gebildet hatte, das Streben nach einer Eindämmung des evangelischen Einflusses, und die dem Zentrum angehörigen altdeutschen Elemente standen bei diesen Bemühungen ihren einheimischen Glaubensgenossen nicht nach, ja taten es ihnen nicht selten an Eifer zuvor. Der an Leidenschaft zunehmende Kampf erhielt naturgemäß auch auf evangelischer Seite die Geister wach, erzog zu lebhafter Anteilnahme an den öffentlichen Dingen, gab dem lothringischen Protestantismus Stahl ins Blut und weckte da und dort einen Kampfgeist und eine wehrhafte Entschlossenheit, wie sie im Elsaß nur selten waren. Doch wurde das die beiden Konfessionen Verbindende nicht aus dem Auge gelassen und dem katholischen Konfessionalismus kein evangelischer entgegengesetzt, vielmehr auf Zusammenfassung der

ganzen, nicht dem politischen Katholizismus verhafteten Bevölkerungsschichten ohne Rücksicht auf die Konfession mit Erfolg hingearbeitet. Und wenn im evangelischen Lothringen die deutsche vaterländische Note kräftiger anklang als im evangelischen Elsaß, so stärkte auch dies das Gefühl der Gemeinbürgerschaft zwischen lothringer Protestanten und altdeutschen lothringer Katholiken. Daß das altdeutsche Zentrum freilich schließlich bei den Wahlen nach der Pfeife des grand électeur und überlegenen Strategen des französischen Widerstandes, des Abbé Collin tanzte und seine weltanschaulichen Ideale glaubte den vaterländischen Gesichtspunkten überordnen zu sollen, mußte Erbitterung erwecken und verführte leicht im evangelischen Lager zu überscharfen und ungerechten Urteilen über den Grad nationaler Gesinnung bei den deutschen Katholiken. Im Elsaß machte man freilich mit dem Zentrum dieselben Erfahrungen. Es konnte hier wie dort nicht ausbleiben, daß die führende Rolle, die katholische Geistliche in der Wacherhaltung der französischen Stimmung und in der Verfechtung der französischen Interessen gespielt haben und daß die in derselben Richtung wirkende Tätigkeit der meisten Ordensgenossenschaften — man denke nur an die politische Einstellung der katholischen Schulschwestern —, daß Erscheinungen wie der in den Dienst des Revanchegedankens gestellte Jeanne-d'Arc-Kultus bei deutsch-vaterländisch empfindenden Protestanten alles, was an antikatholischen Instinkten in ihnen vorhanden war, immer wieder zu neuem Leben erwecken mußte. Auf der anderen Seite: Der Katholik, wenn er französisch dachte und empfand, wurde in seinen antiprotestantischen Neigungen befestigt, und dies um so stärker, je mehr er in dem Protestantismus ein Bollwerk des Deutschtums sehen zu müssen glaubte. So wirkte der deutsch-französische Gegensatz immer wieder wie eine starke Bremsvorrichtung gegen eine Annäherung der beiden Konfessionen. Hemmungen mußten auch ausgehen von den zweifellos vorhandenen Benachteiligungen, denen die evangelische Kirche als Kirche einer Minderheit durch die katholische Mehrheit ausgesetzt war und die durch gewisse Vorteile des an der Verwaltung des Landes hervorragend beteiligten Protestantismus nicht ausgeglichen werden konnte.

Worin bestanden nun diese Benachteiligungen? Man wird einmal auf die wirtschaftlichen Hemmnisse hinweisen müssen, die ihm von hier aus erwuchsen. Hätten die evangelischen Kirchen Elsaß-Lothringens etwa wie ihre Schwesterkirchen im Rheinland und Westfalen die Möglichkeit besessen, durch eine Kirchensteuer, deren Zweckbestimmung ihnen überlassen geblieben wäre, ihre Einnahmen zu erhöhen, hätten sie jedenfalls für ihre Diaspora ganz anders sorgen können. Das einzige, was man hier erreichte und was auch nur für einige Jahre Bestand hatte, war die Erlaubnis kirchlicher Umlagen

mit einer engen Zweckbestimmung (Aufbesserung der Pfarrgehälter). Wie die Diasporapflege unter dieser Einschnürung ihrer Bewegungsfreiheit leiden mußte, so bedeutete auch die geringe Besoldung der Pfarrer für den kirchlichen Organismus einen dauernden Pfahl im Fleische. Und daß den Kirchen die Mittel fehlten, ein Predigerseminar ins Leben zu rufen, für dessen Gründung sich die Straßburger Pastoralkonferenz bereits 1860 einmütig ausgesprochen hatte, gehörte auch zu jenen Uebelständen, die zuletzt auf den katholischen Einfluß zurückzuführen sind. Aber auch volkserzieherische Aufgaben litten unter ihm: Durch die ganze Zeit zieht sich die Klage über die verfrühte Schulentlassung der Mädchen in den Volksschulen. Der Katholizismus hatte dafür taube Ohren. Und weil er für seine Kinder eine derartige Verlängerung der Schulzeit nicht wünschte, kam auch für die evangelischen Volksschulen die leidenschaftlich begehrte Aenderung der gesetzlichen Bestimmungen nicht zustande. Nicht leicht zu nehmen war auch die wachsende, immer deutlicher in Erscheinung tretende Umschichtung in der Lehrerschaft der sehr stark von evangelischen Kindern besuchten höheren Schulen, wo es dem Katholizismus immer mehr gelang, namentlich die Erteilung des Unterrichts in Deutsch und Geschichte in die Hand zu bekommen.

Eine empfindliche Stelle für das Verhältnis zwischen den beiden christlichen Kirchen ist überall die Mischehe. Elsaß-Lothringen machte hierbei keine Ausnahme. Die Mischehen stiegen von 1882 bis 1912 von 8,41 Prozent auf 11,96 Prozent der Eheschließungen. Die katholische Kirche mußte in diesem Menschenalter im Straßburger Bistum erleben, daß von 3600 Mischehen nur die Hälfte sich katholisch trauen ließ. Daß die Kirche den Kampf gegen die Mischehe unter solchen Umständen mit gesteigerter Tatkraft führte, konnte nicht auffallen. Freilich mußte die Art, wie der Metzer Bischof Benzler in einem Hirtenbrief über die gemischten Ehen 1909 in diesen Kampf eingriff, gelinde gesagt, Befremden erregen. War der Bischof doch so weit gegangen, die Mischehen auch deshalb zu verurteilen, weil der katholische Teil den Abscheu (!) vor den irrigen religiösen Anschauungen des anderen Teiles dadurch verliere. Auch enthielt der Hirtenbrief Aeußerungen über die evangelische Auffassung der Ehe, die im anderen Lager kränken mußten. Der Hauptverein Lothringen des Evangelischen Bundes stieß ins Horn und nahm nicht nur den Hirtenbrief des Bischofs, sondern auch die von Benzler angeordneten Bestimmungen über die Bekämpfung der Mischehe durch den Beichtstuhl unter die Lupe in einer Kampfschrift „Bischof Benzler und der Protestantismus“ (Halle 1909), nachdem Bischof Benzler in einer Schrift „Metzer Hirtenbrief und Evangelischer Bund, ein Wort der Aufklärung für

Katholiken und Nichtkatholiken von Willibrord Benzler" (Trier 1909) sich zu verteidigen versucht hatte. Es ist das einzige Mal vor- und nachher gewesen, daß sich ein deutscher Bischof in einer Broschüre mit dem Evangelischen Bund auseinandersetzte. Das Aufsehen, das dieser lothringische Mischehenstreit überall in Deutschland erregte, war nicht gering.

Fünf Jahre vorher (1904) hatte es einen Zusammenstoß zwischen derselben bischöflichen Gewalt und dem Staate auf einem anderen Gebiete gegeben: Bischof Benzler hatte über den Friedhof des in der Nähe von Hayingen gelegenen Dorfes Fameck das Interdikt ausgesprochen, weil dort ein Protestant in der Reihe beerdigt worden war. Es ist dies nicht der erste derartige Fall in Lothringen gewesen, aber der Fall Fameck wurde, sehr zum Verdruß des Bischofs, durch das Wolffsche Telegraphenbüro urbi et orbi bekannt, und die Folgen waren für den Bischof, der sich von seiner Umgebung zu dem Interdikt hatte drängen lassen, nicht erfreulich. Ein Entrüstungssturm ging durch ganz Deutschland, der Bischof mußte das Interdikt zurückziehen, nachdem ihm auch Unterstaatssekretär Dr. Petri im Landtag bescheinigt hatte, daß er sich außerhalb des gesetzlichen Bodens gestellt habe. Benzler hatte zwar die Genugtuung, daß der Papst ihm im folgenden Jahre freundlich lächelnd auf seinen Bericht über den Vorfall antwortete: Bene fecisti, aber sehr viele Katholiken — und die Protestanten natürlich erst recht — waren anderer Meinung, und mit den herzlichen Beziehungen, die vorher zwischen Kaiser Wilhelm II. und dem Metzer Oberhirten bestanden, war es nun endgültig aus. Von vornherein war die rechtliche Position des Bischofs, der sich auf ein in Frankreich 1881 aufgehobenes Prärialdekret stützte, sehr schwach. Er konnte sein Vorgehen weder mit einer einhelligen Auffassung römischer Kanonisten noch mit der bisherigen Praxis begründen, wurde doch am Wohnsitz des Bischofs ohne Widerspruch von irgendeiner Seite auf dem Chambière-Friedhof von einer Trennung der Gräber nach Konfessionen stets Abstand genommen. Der Kaiserliche Rat, der als oberster Verwaltungsgerichtshof vom Metzer Reformierten Konsistorium angerufen worden war, erklärte die bischöfliche Forderung denn auch als unmöglich. Damit war der Streit erledigt, der Wiederkehr unerfreulicher Vorkommnisse ein Riegel vorgeschoben, und einer Diffamierung der Protestanten am Ruheplatz der Toten vorgebeugt. Denn eine solche lag tatsächlich vor, weil ein Grab in der Ecke, etwa zu seiten eines Selbstmörders, abgetrennt von den übrigen, dem Volksempfinden nun einmal als minderwertig galt. Natürlich kann dieser ganze Streit nur verstanden werden als Ausfluß jenes klerikalen Strebens, die Trennungslinien zwischen den Konfessionen wie im Leben

so auch im Tod scharf zu ziehen und den katholischen Volksteil von der Berührung mit dem evangelischen möglichst abzusondern.

War es bei diesem Friedhofstreit sowohl ein verletztes Ehrgefühl wie ein verwundetes Rechtsempfinden gewesen, das zur Gegenwehr getrieben hatte, so entsprang der vom Metzer Reformierten Konsistorium geführte Kampf gegen die Ausdehnung der Fronleichnamsprozessionen nur jener letzteren Quelle. Der klare Wortlaut des Gesetzes verbot an Orten, die Sitz eines Konsistoriums sind, öffentliche Prozessionen. Darauf stützte man sich und hatte auch Erfolg mit Ausnahme eines Falles: Beim Metzer Eucharistischen Kongreß wurde eine öffentliche Prozession gestattet. Die Regierung hatte sich einreden lassen, daß ein solcher Kongreß ohne eine derartige Veranstaltung nicht denkbar sei. Die englische Regierung, im folgenden Jahr (1908) vor dasselbe Problem gestellt, war anderer Meinung und verbot die Prozession — und es ging auch so! In der Polemik wurde protestantischerseits in dem öffentlichen Meinungsstreit gern auf die bekannte Bestimmung des Tridentinischen Konzils hingewiesen, daß es sich gezieme, „daß die siegreiche Wahrheit über Lüge und Ketzerei Triumphe feiere, damit ihre Gegner, vor den Anblick so großen Glanzes und einer so großen Freude der gesamten Kirche gestellt, entweder geschwächt und zerbrochen dahinschwinden, oder von Scham erfüllt und bestürzt endlich wieder einmal zur Vernunft kommen". Eine ernsthafte Sorge, daß bei den zuschauenden Metzer Protestanten einer dieser beiden Fälle eintreten würde, dürfte auf evangelisch-kirchlicher Seite dabei schwerlich im Spiel gewesen sein.

Man gewinnt nun natürlich ein sehr einseitiges Bild von den Beziehungen zwischen den beiden Konfessionen, wenn man nur die Trübungen eines guten Einvernehmens, die Friedensstörungen, kurz alle jene Fälle, bei denen der furor protestanticus wie im Falle Fameck oder bei den päpstlichen Schmähungen des Protestantismus in der Borromaeus-Enzyklika (1910) in Wallung kam, fein säuberlich registriert. Das Leben bot auch manches Gemeinsame, und Fäden gemeinsamer Interessen, gemeinsamer Ziele und persönlicher Wertschätzung gingen herüber und hinüber. Freilich waren die Beziehungen zwischen den Pfarrern der beiden Kirchen keineswegs so rege, wie in manchem anderen Lande mit konfessionell gemischter Bevölkerung, wie etwa in Württemberg. Im Priesterseminar waren die künftigen katholischen Pfarrer abgeschlossen von der Außenwelt erzogen worden, und dieser Zustand hatte (und zwar nur für das Elsaß) erst 1903 durch Gründung der Straßburger katholischen Fakultät sein Ende

erreicht. Dem in den Seminaren herrschenden Geist entsprach es offenbar, wenn man auch späterhin auf Distanz hielt und es genug sein ließ, wenn die Beziehungen zwischen den beiden Pfarrhäusern korrekt blieben. Ob die Ausbildung der evangelischen Theologen in jeder Beziehung für ihr Wirken in einem so stark durch den konfessionellen Gegensatz bestimmten Lande angepaßt war, diese Frage kann freilich auch aufgeworfen werden. Gewiß wurde der Konfessionskunde die gebührende Aufmerksamkeit nicht nur auf der Universität, sondern auch später zugewandt. Aber eine gewisse Blutleere eignete doch leicht jenen Studien, bei denen zu sehr das Dichterwort vergessen wurde:

„Greif nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt
Und wo ihr's packt, da ist's interessant."

Es ist erstaunlich, wie selten das reiche katholische Schrifttum jener Tage, wie selten Tageszeitung und Erbauungsblatt, Volkskalender und volkstümliche Erzählungen herangezogen wurden, um den Katholizismus genauer kennenzulernen. Die religiöse Volkskunde war eben damals noch in den Kinderschuhen, aber auch das Verständnis dafür, daß zur Kenntnis des religiösen Lebens jene literarischen Erzeugnisse mindestens soviel beitragen wie gelehrte Darstellungen der Glaubens- und Sittenlehre.

Vielleicht wäre das Verhältnis zwischen den beiden Konfessionen ein anderes gewesen, wenn ein gemeinsamer Gegner zu engerer Bundesgenossenschaft genötigt hätte. Nun gab es ja gewiß einen solchen Gegner in der Gestalt des Atheismus, des praktischen Materialismus, aber die Lage war doch nicht derart, daß mit zwingender Logik engste Fühlung innerhalb der christlichen Front gefordert werden mußte. Das gemeinsame deutsche Volkstum aber galt als nicht bedroht, schien für alle Zukunft vor Gefahren geschützt zu sein. Seine Bedeutung wurde nicht überall anerkannt, und wo man in der Mehrzahl des Klerus und auch in einer Minderheit der evangelischen Pfarrerschaft französisch orientiert war, hatte man für seine Bedeutung und Betreuung natürlich, sei es mit Bundesgenossen zusammen oder allein, erst recht nichts übrig. Zwar in der Elsaß-Lothringischen Vereinigung leuchtete solches Ideal auf, zu dessen Verwirklichung sich die beiden Konfessionen die Hand reichen sollten. Aber Männer wie der tapfere katholische Pfarrer Reichardt in Hohwald waren wie Propheten in der Wüste. Es mußten andere Zeiten kommen, bis sich hier ein Wandel vollziehen konnte, eine große Not mußte hereinbrechen, um, was vordem getrennt war, zu einigen und auch die Beziehungen zwischen den beiden Konfessionen wärmer zu gestalten. Und sie kam — aber erst, als das Geläute der deutschen Zeit verklungen war.

5. Gegen widerchristliche Strömungen

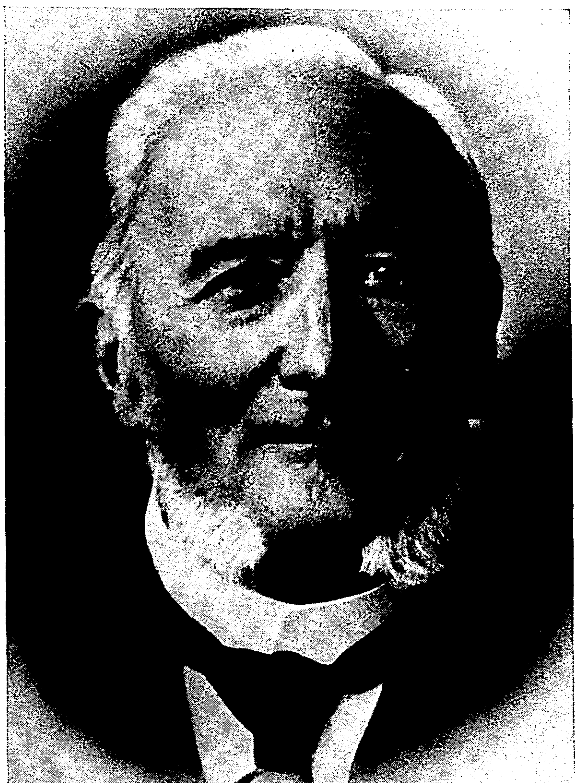
Die evangelische Kirche Elsaß-Lothringens stand in einem Zweifrontenkampf. Zu der oben geschilderten Front kam eine andere, gegen widerchristliche Strömungen gerichtete. Es galt hier eine doppelte Aufgabe zu erfüllen: einmal die der gedanklichen, begrifflichen Auseinandersetzung mit dem Gegner, zum anderen die einer Bekämpfung durch praktisches Handeln. Für beide war natürlich von Bedeutung, welcher Geist an der hervorragendsten Bildungsstätte des Landes, an der Straßburger Hochschule waltete und gepflegt wurde. Wie sah es dort aus?

Als die neu gegründete Kaiser-Wilhelm-Universität ihre Pforten öffnete, kennzeichnete der Sprach- und Religionshistoriker Max Müller, ein Gelehrter von Weltruf, den Straßburg leider nur kurze Zeit festhalten konnte, in seiner ersten Vorlesung die sittliche Lage Deutschlands folgendermaßen:

„Man prophezeit uns eine verächtliche Zukunft. Man behauptet, daß die einfachen Sitten Deutschlands verschwinden, daß das Ideal, welches unser Leben bisher regierte, vergessen ist, daß sich die Liebe zum Schönen und Wahren wie bei den anderen Völkern vor dem Wunsche, das Leben zu genießen, vor der Gewinngier und den politischen Leidenschaften verflüchtigen werde. Wir müssen alles aufbieten, um diese Weissagungen Lügen zu strafen und das Banner des deutschen Geistes höher als je zu erheben. Deutschland kann nur durch die Tugenden groß bleiben, die es groß gemacht haben, durch eine schlichte und mäßige Lebensweise, durch die Verachtung des Luxus, der Leichtfertigkeit und aller Prahlsucht."

In demselben Jahre 1872, in dem diese ernsten Worte gesprochen wurden, ging einer der bekanntesten Theologen, David Friedrich Strauß, mit seiner Schrift über den alten und neuen Glauben in das Lager des Materialismus über. Wenn das am grünen Holz der Theologie geschah, was sollte am dürren derjenigen Wissenschaften werden, die von sich aus zur Entscheidung von Fragen der Weltanschauung nicht das geschichtliche und philosophische Rüstzeug einer wissenschaftlichen Theologie mitbrachten? Konnte es wunder nehmen, wenn an der Straßburger Universität in der medizinischen und in der naturwissenschaftlichen Fakultät führende Gelehrte dem Materialismus verhaftet waren, und wenn sie Christentum und Kirche als durch die Fortschritte der Naturwissenschaft und Technik für auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit stehende Menschen erledigt ansahen? Die Wirkungen hätten noch verheerender sein können, wenn diese Vertreter eines theoretischen Materialismus für ihre praktische Lebenshaltung die logischen Folgerungen gezogen hätten, denn wo war

für Pflichtgefühl und Verantwortungsbewußtsein in diesem System irgendein Platz? Man täte aber ihnen und man täte den Generationen von Schülern, die zu ihren Füßen saßen, jener Schicht von Medizinern und Naturwissenschaftlern, bitteres Unrecht, wollte man ihnen den Ernst ihrer Berufsauffassung in Bausch und Bogen absprechen. Die Gewissenhaftigkeit, die an der Straßburger Universität, die nicht ohne Grund eine Arbeitsuniversität genannt wurde, in der Hingabe an wissenschaftliche Aufgaben lebendig war, blieb natürlich nicht ohne stille dauernde Wirkungen auf die jungen Akademiker. Unter ihren Lehrern waren Persönlichkeiten wie der pathologische Anatom von Recklinghausen und der Pharmakologe Schmiedeberg, die gerade durch die Stärke ihres sittlichen Charakters, durch ihre vorbildliche restlose Hingabe an ihren Beruf sich uneingeschränkte Verehrung unter ihren Schülern erworben hatten. Aber natürlich blieb es für die Stellung dieser Schichten zu Religion und Kirche nicht ohne Belang, daß ihre meisten Hochschullehrer im Banne jener Zeitströmungen standen und nur wenige wie zum Beispiel der Botaniker Graf Solms-Laubach und der Internist Krehl durch betont positive Einstellung zu Christentum und Kirche eine Ausnahme machten. Daß unter den Juristen jene im besten Fall mildgönnerhafte Stellung zum religiösen Leben nicht allgemein verbreitet war, wird deutlich, wenn man zwei Namen nennt: der Kirchenrechtler Rudolf Sohm (1872 bis 1887), ein Prophet seiner Wissenschaft, wie war für ihn die Kirche „gerade in der religiösen Bedingtheit ihres innerlichsten Lebens lebendige Realität"! Und wieviel Kraft und Zeit hat der Staatsrechtslehrer Otto Mayer (1882 bis 1903) seiner Kirche, der Kirche Augsburger Konfession, in mancherlei Aemtern gewidmet! In eigenartiger und bedeutender Weise haben die Straßburger Hochschulprofessoren der Philosophie in die Entwicklung deutscher Geistigkeit eingegriffen. In einer seiner Schriften schloß Otto Liebmann (1872 bis 1882) jedes Kapitel mit dem Satz: „Also muß auf Kant zurückgegangen werden!" Er war der erste, der in Deutschland diesen bald kräftigen Widerhall findenden Ruf erschallen ließ. Wenn er auch Entscheidungen im Streite zwischen Theismus, Pantheismus und Atheismus als individuell ansah, so erkannte er doch selbst der Religion einen Platz im Geistesleben zu und wollte eine ihr zugrunde liegende Realität nicht abstreiten. Bemühte sich Liebmann um eine kritische Metaphysik, so war sein Kollege Ernst Laas (1872 bis 1885) der geschworene Gegner jeder Metaphysik und dem Positivismus verhaftet, als einzigen Maßstab der Wahrheit nur die Uebereinstimmung mit den Tatsachen anerkennend. In



Wilhelm Nowack, 1850 bis 1928



Paul Ernst Lucius, 1852 bis 1902

Liebmanns Fußtapfen trat der Neukantianer Wilhelm Windelband (1889 bis 1903), einer der glänzendsten Lehrer, die die Straßburger alma mater zu den Ihren zählen durfte, mit seinem in Heidelberg wirkenden Lehrer Kuno Fischer wetteifernd in meisterhafter Darstellung der Geschichte der Philosophie. Windelband forderte eine Uebertragung des Kritizismus Kants auf die Geschichts- und Geisteswissenschaften unter Zuhilfenahme der von ihm begründeten Philosophie der Werte. Dem das Ueberempirische nicht gelten lassenden Positivismus gegenüber verwies er auf die Tatsache des Gewissens als Ausdruck einer hinter den Dingen stehenden Wirklichkeit und rückte in den Mittelpunkt seines philosophischen Denkens das Heilige und damit den Inhalt der Religion, deren Ausprägungen im Fühlen, Vorstellen und Wollen er scharfsinnig untersuchte. Aus ganz anderem Holz geschnitzt als Windelband war Theobald Ziegler (1886 bis 1911), kein Vollblutgelehrter, sondern vor allem der geborene Pädagoge, wie er auch aus pädagogischer Arbeit heraus (er war 1882 bis 1886 Konrektor am Protestantischen Gymnasium in Straßburg) zur akademischen Lehrtätigkeit berufen wurde. Eine auf Sittlichkeit gegründete, freie Laienkultur, Erfüllung des nationalen Staates mit sozialem Geist, das waren die Ideale, für die dieser Philosoph glühte, der eine ausgesprochene Begabung besaß, mit der Kraft seiner Beredsamkeit und mit der Flüssigkeit seiner Feder auch auf weitere Kreise zu wirken. Der Nachfolger dieses typischen Vertreters des Liberalismus wurde der streng katholische Clemens Bäumker (1911 bis 1918), außer der griechischen Philosophie vor allem der des Mittelalters zugewandt. Erst in die Zeit des Weltkrieges fällt die Straßburger Tätigkeit Georg Simmels (1914 bis 1918). Früher stark relativistisch gestimmt, daher in der Ethik alles Normative ablehnend, hat er sich dann doch um Herausarbeitung eines „Reiches der idealen Inhalte“ und der „idealen Forderungen“, und damit um eine Methaphysik des Lebens bemüht.

Ueberblickt man diese Schar der Straßburger Vertreter der Philosophie, so hätten sie allesamt in einer Kirchengeschichte keinen Platz, wenn dafür irgendein Maß von kirchlicher Gesinnung entscheidende Voraussetzung wäre. (Clemens Bäumker besaß natürlich eine solche katholischer Prägung; Georg Simmel war jüdischer Abkunft.) Der Kirche und dem kirchlichen Leben standen sie samt und sonders kühl bis ans Herz hinan gegenüber. Auch der einstige schwäbische Theologe Theobald Ziegler, der zeitlebens von dem Banne des von ihm hochverehrten D. F. Strauß, dem er ein biographisches Denkmal setzte, nicht losgekommen ist, machte dabei keinerlei Ausnahme.

Die evangelischen Theologiestudierenden gehörten zu ihren Schülern. Lag es nun auch diesen Professoren fern, ihnen die Freudigkeit zu dem erwählten Amte stärken zu wollen, so leisteten sie ihnen doch einen großen Dienst, indem sie ihnen einen tiefen Einblick in die Weltanschauungskämpfe schenkten und sie dazu drängten, sich mit den verschiedensten Bewegungen innerlich auseinanderzusetzen. Und schließlich hat mancher den Eindruck von einem der Religion durchaus nicht ungünstigen Wandel der Zeiten bekommen. War die Gegenwart wirklich so grundverschieden von den Tagen, als Schleiermacher, ausgerüstet mit allen Bildungsmitteln seiner Zeit, seine Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern hielt und zu neuer Besinnung auf die Religion aufforderte? Ein Schleiermacher wurde nun zwar der Wissenschaft nicht wiedergeschenkt, auch in Straßburg nicht. Immerhin besaß die Straßburger Universität einen Lehrer, der fast die ganze Bildung seiner Zeit in staunenswerter Weise in sich verarbeitet hatte. Er war freilich nicht unter den zünftigen Philosophen zu finden, wohl aber unter den Theologen: H. J. Holtzmann. Wie wenig vermochte den Blick dieses großen Theologen sein Fachgebiet zu begrenzen, wie sehr war dieser universale Geist auch in der Theologie ferngelegenen Arbeitsgebieten zu Hause! Wie besaß er eine innere Schau über das Geistesleben der Zeit, wie sie in solcher umfassenden Weise unter den damals Lebenden jedenfalls nur ganz wenigen beschieden gewesen ist! Daß aber dieses Geistesleben auf dem Wege nach einer tieferen Erfassung der religiösen Kräfte war, dafür lieferte auch die Tätigkeit akademischer Lehrer wie des Literaturhistorikers Wilhelm Scherer (1872 bis 1877), der Profanhistoriker Hermann Baumgarten (1872 bis 1890), Konrad Varrentrapp (1890 bis 1901), Friedrich Meinecke (1901 bis 1906) u. a. eindrucksvolle Beweise.

Die Hauptarbeit, um das junge Theologengeschlecht mit den Weltanschauungsfragen bekannt zu machen und ihnen zugleich die erforderlichen Waffen für den Weltanschauungskampf zu liefern, mußte aber natürlich die theologische Fakultät leisten. Und sie tat es. Unter den Vertretern der systematischen Theologie war der Trieb zu Auseinandersetzungen mit den Zeitströmungen vielleicht am stärksten in E. W. Mayer (1893 bis 1918) entwickelt. Wie ihm daran lag, der Inneren Mission Wege zu weisen, wie sie aus ihrer Art heraus gegenüber der Gefährdung der christlichen Lebensanschauung durch antichristliche Geistesströmungen Wirksames leisten könne, so war der christliche Gottesglauben in seiner Beziehung zur naturwissenschaftlichen Welterklärung sowie das Verhältnis zwischen Kultur und Christentum Gegenstand seines Denkens und seines literarischen Schaffens. Wenn

dann später Männer der theologischen Praxis wie Wilhelm Kapp in einer feinen Schrift über Religion und Bildung und Liz. Dr. Gustav Lasch in einem auf der Straßburger Pastoralkonferenz 1913 gehaltenen glänzenden Vortrage über die moderne Bildungsreligion wertvolle Beiträge zur Klarstellung dieser Fragen lieferten, so waren das Früchte der auf der Universität erhaltenen theologischen Schulung, und schließlich konnten auch Albert Schweitzers (1902 bis 1913) spätere kulturkritische Leistungen bei aller Selbstständigkeit seines Denkens nicht verleugnen, daß der Verfasser Straßburgs geistige Luft in entscheidenden Jahren seines Lebens eingeatmet hatte. Und ob sich nicht bei ihm das Blut vom Vater und Großvater regte, wenn er dem Denken eine so wichtige Bedeutung für das religiöse Leben beimaß? Auch die Systematiker Georg Wehrung und Fernand Ménégoz haben für ihre Forscherarbeit sehr viel zu den Füßen ihrer Straßburger akademischen Lehrer empfangen. Wenn Theorie und Praxis sich deckten, wenn das Leben mit der Entwicklung wissenschaftlicher Denkarbeit gleichen Schritt hielte, dann hätten all die Ausstrahlungen, die von der Straßburger Hochschule ausgingen, sehr viel schneller die geistigen und sittlichen Zustände im Lande verändert, als dies in Wirklichkeit der Fall war. Aber Lehren, namentlich solche, die bestimmten Wünschen des natürlichen Menschen entgegenkommen, führen bekanntlich ein sehr zähes Leben und kümmern sich zunächst wenig darum, wenn ihnen die Wissenschaft ihre Daseinsberechtigung eines Tages nicht mehr zuerkennen will. Jene sogenannte Bildungsreligion von Teilen der Oberschicht verlor an Anziehungskraft noch lange nicht, als der Scharfsinn der Wissenschaftler all die wunden Punkte dieser Systeme herausgefunden hatte. Die Bemühungen einzelner Theologen und einzelner auf dem Boden der Kirche stehender Organisationen wie etwa des Evangelisch-protestantischen Vereins und der Evangelischen Vereinigung, die Kluft zwischen Kirche und Bildung zu schließen, glichen daher vielfach der Sämannsarbeit auf steinigem Boden. Eine grundsätzlich veränderte Haltung der Bildungsschicht wurde nicht erreicht, mochte auch ein gewisses Anwachsen des „religiösen Interesses“ festzustellen sein. Die Sonnenstrahlen waren noch zu schwach und die Eisdecke noch zu dick, als daß das Bild winterlicher Erstarrung einem andern hätte bald weichen können. Als noch verhängnisvoller erwies es sich, daß in der Oberschicht, jedenfalls in der sogenannten „Gründerzeit“ nach 1870 mit ihrer Hochflut des Materialismus, aber vielfach auch noch später der praktische Materialismus die Lebensgewohnheiten wie das Denken stark beherrschten, ein besonders belastender Zustand in einem Lande, in dem die Bevölkerung seit langem leicht geneigt war, sich nicht bloß in politischen

Dingen nach der Oberschicht zu richten und sie sich zum Muster zu nehmen. Dieser praktische Materialismus war verführerisch, besonders da, wo der Wohlstand herrschte und die Mittel nicht fehlten, dem Verlangen des animalischen Menschen nach sinnlichem Lebensgenuß Genüge zu tun. Als gefährlichster Gegner des religiösen Lebens erkannt, hat er gewiß auf der Seite derer, die ihm Fehde geschworen hatten, allerlei Kräfte des Kampfes entbunden, aber seine lähmende Wirkung war doch größer als seine die Geister im anderen Lager wach erhaltende und verbindende. Und die vielen, allzuvielen, die „den lieben Gott einen guten Mann sein ließen", machten es sich nicht deutlich, wieviel Aufreibendes dieser tägliche Kampf gegen volkszerrüttende Massensuggestionen und auflösende Erscheinungen des Zeitgeistes hatte, wie das Gefühl der Vereinsamung an der Kraft manches Kämpfers zehrte und wie tief umschattet manches Leben von den Erfahrungen des Mißerfolges und der Enttäuschung war. Und das galt nicht bloß in der Stadt, sondern auch auf dem Lande; denn der materialistische Zeitgeist hatte bereits in den 70er Jahren immer mehr aufs Land übergegriffen und hat einen wirklichen Rückzug seither nie angetreten. Freilich waren die Verhältnisse bald günstiger, bald weniger günstig.

In welcher Weise nun die Kirchen sich diesen Zeiterscheinungen entgegenstellten, wie sie die auf dem Boden des praktischen Materialismus üppig wuchernden Volkslaster zu bekämpfen suchten, davon soll weiter unten die Rede sein. Man wird daraus ersehen können, daß sie mit der Zeit die Energie der Abwehr und des Angriffs verstärkten, ihre Methoden verbesserten, vor allem immer zielbewußter auf Weckung eines Gemeinsinns, auf Zusammenschluß der zur Mitarbeit willigen Laienkräfte hinarbeiteten und die Hemmungen, die ihnen aus ihrer Geschichte, namentlich auch aus einer einseitigen Betonung des religiösen Individualismus erwuchsen, immer mehr zu überwinden suchten. Und wenn die theologische Wissenschaft das Ihre tat, den Boden aufzulockern, die unverdrossene, treue Aussaat in der Praxis stehender Männer und Frauen ist nicht geringer zu werten. Nur eine ungeschichtliche Betrachtungsweise, die die ungeheuren Widerstände, die es zu besiegen galt, nicht erkennt, könnte von einem Versagen der Kirche in diesem Kampfe reden. Der Straßburger evangelisch-theologischen Fakultät aber darf zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie nicht nur wissenschaftlich gebildete und geschulte Theologen zu erziehen sich bemühte, sondern daß sie auch ernstlich und nicht ohne Erfolg bestrebt war, in dem jungen Pfarrergeschlecht ein Ethos zu pflegen, dem es mit der Bemeisterung dieser unendlich viel Geduld und große Spannkraft erfordernden Aufgaben heiliger Ernst war.

6. Theologische Auseinandersetzungen

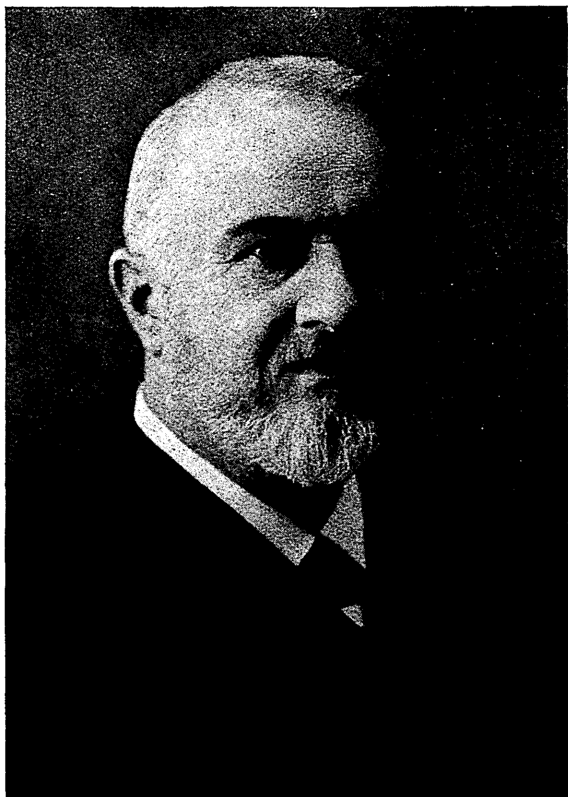
Ein Jahr, nachdem aus den Stürmen der großen französischen Revolution die Kirche Augsburgischer Konfession neu erstanden war, erhielt Straßburg seine Académie des Protestants oder, wie sie seit 1808 hieß, sein Séminaire Protestant für die Ausbildung der künftigen Pfarrer dieser Kirche. 1818 war, zunächst als Examensbehörde, eine theologische Fakultät hinzugekommen. Von einem Dualismus beider Anstalten konnte keine Rede sein, denn sie waren durch Personalunion der Professoren miteinander verbunden, nur daß die Fakultät eine Professur für reformierte Dogmatik als Besonderheit aufwies, für welchen Lehrstuhl bei dem protestantischen Seminar entsprechend seinem lutherischen Charakter kein Platz war. Es hat geraume Zeit gedauert, bis diese Doppelanstalt durch wissenschaftliche Leistungen sich Ansehen im Kreise der theologischen Fakultäten errang. Sie zählte zwar zu ihren Mitgliedern in den ersten Jahrzehnten führende Kirchenmänner, den in den Anfechtungen der Revolution treubewährten Johann Lorenz Blessig (1747—1816), den charaktervollen elsässischen Kirchenvater der Jahrhundertwende, der auch für den Beruf des akademischen Lehrers mit reichen Gaben ausgestattet war, und Isaak Haffner (1751—1831), den hochgeschätzten Prediger. Aber zu einer ernsthaften Förderung theologischer Wissenschaft hatte diesen mit kirchenregimentlichen und anderen praktischen Aufgaben überlasteten Theologen allein die Zeit gefehlt. In einen ernsten geistigen Wettbewerb mit ihren Schwesterfakultäten trat die Straßburger theologische erst, seit Johann Friedrich Bruch (1792—1874) und Eduard Reuß (1804—1891) durch ihre Arbeiten die wissenschaftliche Welt aufzuhorchen zwangen. Nach dem Zeugnis von Reuß ist es Bruch gewesen, dem das Verdienst zukam, durch sein Lehrbuch der christlichen Sittenlehre (1829; 2. Auflage 1832) das zu sehr vergessene Ansehen der alten Argentina zu neuem Leben wieder erweckt zu haben. Reuß hat dann 1842 diesen Eindruck vertieft durch seine Geschichte der Heiligen Schrift des Neuen Testamentes. Das ist der Anfang gewesen einer Reihe aufsehenerregender wissenschaftlicher Leistungen der jungen Fakultät, an denen alsbald auch Joh. Wilhelm Baum (1809—1878) und Charles Schmidt (1812—1895) mit kirchengeschichtlichen Veröffentlichungen sich hervorragend beteiligten. Der Aufstieg hielt an, als Timothée Colani (1824—1888) und Auguste Sabatier (1839—1901) in den Lehrkörper eintraten, und mit der Zeit schwere organisatorische Mängel überwunden wurden. Seit 1864 war Charles Schmidt, ein Mann ohne jegliche Erfahrung im praktischen Kirchendienst, nicht mehr genötigt, den ihm

1839 übertragenen Lehrstuhl für praktische Theologie einzunehmen. Einem geradezu grotesken Zustand hatte man ein Ende bereitet. Hatte doch der Lehrer der Homiletik die ganze Zeit hindurch nie eine Kanzel betreten! Als Professor für Kirchengeschichte war nunmehr Schmidt ganz in seinem Element. Auch Eduard Reuß hatte seit 1864 die lange Zeit des Wartens auf die ihm gebührende Professur überstanden. Mit Colani, Sabatier und Friedrich August Lichtenberger hatte die Fakultät eine höchst wünschenswerte Verjüngung erfahren, in Colani und Sabatier Lehrer von glänzender Lehrbegabung gewonnen, welche Eigenschaft dem gelehrten August Eduard Cunitz (1812—1886) leider völlig abging. So hat das Ende der französischen Zeit die Fakultät zu einem gewissen Gipfelpunkt emporgetragen, und man kann den Schmerz ihrer Glieder, Schüler und Freunde verstehen, als die Wendung der politischen Geschicke der Zusammenarbeit dieser hervorragenden Männer ein Ziel setzte. „Wir trennten uns, wie man sich an einem Grabe trennt", schrieb Sabatier. Ließen auch Reuß, Baum, Schmidt, Bruch und Cunitz sich bestimmen, in die neue evangelisch-theologische Fakultät der 1872 neuerrichteten deutschen Universität (seit 1877 Kaiser-Wilhelm-Universität) überzutreten, für Colani, Sabatier und Lichtenberger war kein Bleiben mehr.

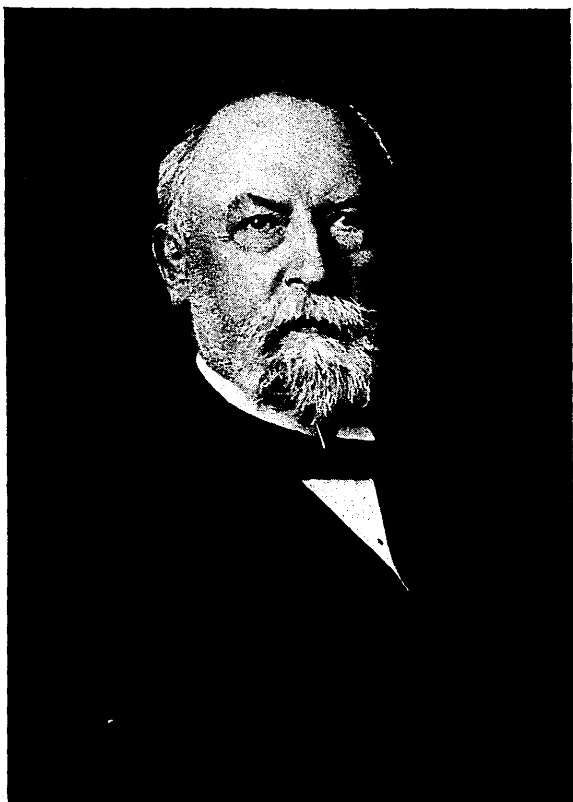
Die Geschichte der Fakultät in der französischen Zeit war so wenig wie in der deutschen die Geschichte der theologischen Entwicklung im Elsaß schlechthin, aber sie ist ihr wichtigster Faktor gewesen. Bedeutungsvolle Bewegungen haben sich der Fakultät zum Trotz ihren Weg gebahnt und wurden stark, zum Teil auch gerade durch den Kampf mit ihr und im Gegensatz zu ihr. Man denke nur an den Pietismus, wie ihn Franz Härter, und das konfessionelle Luthertum, wie es Friedrich Theodor Horning verkörperten. Aber der größte Teil der Pfarrerschaft stand doch lebenslang unter dem Einfluß der Fakultät, und dieser Einfluß wurde dadurch gesteigert, daß die allermeisten Professoren sich nicht auf ihre Lehrtätigkeit am Katheder und auf die Produktion wissenschaftlicher Bücher beschränkten, sondern sich praktisch-kirchlichen Aufgaben mit Eifer widmeten, und daß einige von ihnen ein hervorragendes Geschick besaßen, ihren Schülern Anregung und fördernde Unterweisung auch über die akademischen Jahre hinaus zu geben. Für Reuß bedeutete nach seiner eigenen Aussage die Tätigkeit in der 1828 gestifteten Theologischen Gesellschaft den Mittelpunkt seines Wirkens. Sie leistete ihm den erhofften Dienst, „in lebendiger Gemeinschaft des Denkens und Arbeitens mit seinen Schülern selbst jugendfrisch zu bleiben und sich zu bewahren vor der Kälte einer sich in sich selbst verschließenden Gelehrsamkeit." Am 12. Februar 1886 hat sie ihre letzte Sitzung abgehalten. Es war die zweitausendste!

Dies starke geistige Verhaftetsein der elsässischen Theologenwelt an die Fakultät hatte zur Folge, daß die Fakultät in nicht geringem Maße Schicksal der Kirche wurde. In deren Leben wirkte sich aus, was der Fakultät an Reichtum inneren Lebens, an Tiefe der Erkenntnisse, an Erfassung von Hochzielen, an Weite des Blicks geschenkt war, aber auch alle Begrenztheit, jeder Mangel daran. Trifft eine solche Wechselwirkung wohl auch sonst überall da zu, wo eine theologische Fakultät im lebendigen Zusammenhang mit dem Leben der Landeskirche steht, so hier doch in besonderem Maße; denn man lebte infolge der politischen Verhältnisse doch mehr isoliert, mehr losgelöst von den eigentlichen Brennpunkten evangelischer Theologie. Paris war ein solcher damals nicht. Als dort eine neue evangelisch-theologische Fakultät oder eine Faculté des hautes études für beide protestantischen Bekenntnisse gegründet werden sollte, hat der elsässische Protestantismus unter Führung von Bruch und Reuß in einem geharnischten Protest sich gegen diesen Plan gewandt. Er erlebte die Genugtuung, daß die Regierung von ihrem Vorhaben alsbald Abstand nehmen mußte (1838). Von Montauban, dem Sitz der calvinistischen Orthodoxie, wußte man sich durch eine weite Kluft geistig getrennt. Genf mit seiner Erweckungsbewegung („Réveil"), die sich 1831 dort eine eigene theologische Schule schuf, fand zwar einen gewissen Widerhall im Elsaß, aber die Straßburger Theologie erwies sich diesen Bestrebungen gegenüber unzugänglich. In einem Theologen wie Colani, dessen Vater ein eifriger Anhänger des Réveil gewesen war, hörten die Kindheitseindrücke streng pietistischer Erziehung in dem Augenblick auf, bestimmend zu sein, als er unter den Bann von Reuß kam und sich mit der Tübinger Schule wie mit der deutschen Philosophie näher befaßte. So gab Straßburg dem Protestantismus der romanischen Welt zwar sehr viel, ließ sich aber wenig von ihm geben. Eng war die geistige Verbindung mit Deutschland, und als offenbar wurde, daß dem auf Betreiben des Pariser Pfarrers Cuvier nach Straßburg berufenen Professor Charles Waddington deutsche Sprache ebenso unbekannt war wie deutsche Philosophie, und daß ihm jedwede direkte Fühlung mit deutscher Theologie fehlte, schützte ihn kein noch so redseliges Streben vor völligem Mißerfolg seiner Wirksamkeit. Natürlich ergab sich aus der bei seinen Kollegen vorhandenen Aufnahmefähigkeit gegenüber deutscher Theologie keine eindeutige Stellung gegenüber der deutschen Kultur überhaupt, noch viel weniger gegenüber den in Deutschland wirksamen politischen Bestrebungen. Wenn Baum im Zeichen des Sprachenkampfes und zunehmender Französierung äußerte, daß des Elsasses religiöse großartige Vergangenheit in dem deutschen Protestantismus wurzele, und daß nur durch diesen das Elsaß

seine welthistorische Bedeutung auch in der Zukunft bewahren könne, anstatt zu einer Provinz zusammenzuschrumpfen, die durch die französische Zentralisation jedweden eigenen Charakter und Glanz verlöre, wenn er seiner Ueberzeugung Ausdruck gab, daß es mit dem protestantischen Elsaß aus sei, wenn man ihm die deutsche Bibel und die deutschen Lieder nähme, so gab er damit kein Fakultätsgutachten ab, sondern sprach seine persönliche Meinung aus, mit der er freilich nicht allein dastand. Dennoch brachte Straßburgs Lage außerhalb Deutschlands und an der Grenze des deutschen Kulturkreises ihm eine Entwicklung der Theologie, die sich von der in Deutschland anzutreffenden stark abhob. Der Rationalismus hat sich im Elsaß viel länger und zäher gehalten als anderwärts. Zwar war er Wandlungen unterworfen. Dauerhaft blieb er weder in der Form, wie ihn der eines mystischen Einschlags in seiner Theologie nicht entbehrende, gemütvolle Supranaturalist Blessig, noch wie ihn die kühle Verstandsnatur Haffners vertrat. In Bruch vollzog sich sein Uebergang zum Liberalismus. Das war sicher eine Entwicklung zu größerer Tiefe, sich abwendend von der Flachheit und Plattheit einer Theologie, die es nicht einmal an Weihnachten zu einer inneren Beugung vor dem Mysterium brachte, sondern der versammelten Gemeinde verkündete: „An Jesus sehen wir, was der Mensch zu leisten vermag und zu welcher Größe sich seine Natur erheben kann.“ Aber während schon am Ende der zwanziger Jahre ein neuer Geist in Deutschland kräftig die Flügel regte, während Schleiermacher als Schöpfer einer neuen Theologie anerkannt und gewürdigt wurde, während Männer wie Neander und Tholuck eine reiche Geistessaat ausstreuten, verschloß sich Bruch dieser Entwicklung. Er merkte nicht, wieviel Rost allmählich die Waffen angesetzt hatten, mit denen er als Erbe der rationalistischen Zeit gegen neue Regungen zu Felde zog. Er vermochte in diesen neuen Bewegungen nur unvernünftigen Mystizismus zu erblicken. So hat dieser einflußreiche „letzte Kirchenvater des Elsasses“, so unbestrittene Verdienste er sich um die Kirche seiner Heimat erwarb, doch deren geistige Entwicklung nicht nur gefördert, sondern in manchem auch aufgehalten. Es war eine große Selbsttäuschung, wenn er und seine Gesinnungsgenossen in dem Hochgefühle lebten, schlechthin die Anhänger und Verfechter des Fortschritts zu sein. „Jahr für Jahr fielen seine Paragraphen Scholle um Scholle auf den Sarg, in welchem er die alte Glaubenslehre verschlossen wähnte.“ Er war zu sehr verfestigt in seinen Anschauungen und in seiner Denkweise, als daß er ein irgendwie tieferes Verständnis für anders geartete Theologie hätte aufbringen können. In gottesdienstlichen Fragen erwies er sich freilich elastischer. Der Mann aber, von dem man erwarten konnte, daß er einen Wandel



Friedrich Spitta, 1852 bis 1924



Julius Smend, 1857 bis 1930

hervorbringen würde, wurde der Fakultät erst 1868 geschenkt. Es war Auguste Sabatier, den sein Freund und Kollege Eugène Ménégoz in seiner Grabrede den größten Theologen seit Calvin genannt hat. Sucht man nach einem Vergleich nicht innerhalb der französischen, sondern innerhalb der deutschen Theologie, so drängt sich ein solcher mit Schleiermacher auf, mit dem ein merkwürdiger Parallelismus des Bildungsgangs ins Auge fällt. Wie dieser war Sabatier ein „emanzipierter Herrnhuter", pietistischen Jugendeindrücken Wesentliches für seinen religiösen Charakter verdankend, die verschiedensten Bildungsmomente der Theologie seiner Zeit in sich aufnehmend und verarbeitend, ruhelos nach einer höheren Einheit forschend, in der Gegensätzliches sich fände und seine verletzende Bitterkeit verlöre, ein Besieger theologischen Hadergeistes, eine lebendige Brücke zwischen Liberalismus und Orthodoxie.

So ist ohne Frage das Zeitmaß theologischer Entwicklung im Elsaß trotz aller großen Leistungen der Ecole de Strasbourg auf manchen Linien theologischer Entwicklung vor 1870 ein langsameres gewesen als in Deutschland. Dem Aktivposten bedeutsamer Leistungen auf dem Gebiete der Bibelwissenschaft, der Kirchengeschichte, der Philosophie stand als Passivum die Tatsache gegenüber, daß man vieles weiterschleppte, was längst wert war, daß es zugrunde gehe. Eine stärkere Fühlung mit der kirchlichen Entwicklung in Deutschland, ein anderer staatsrechtlicher Zustand hätte ein anderes Bild gegeben. Es wäre dann nicht dahin gekommen, daß die Lebensarbeit eines Theologen wie D. F. Schleiermacher für das Elsaß so wenig Früchte getragen hätte. Dennoch ist der geistige Ertrag dieses Abschnittes der Geschichte evangelischer Theologie im engen Bunde mit praktisch kirchlicher Arbeit für das Land sicher nicht gering gewesen. Wenn von Straßburg aus dem französischen Protestantismus ein neuer Geist tiefgründigen Strebens eingehaucht wurde, so ging dabei das Elsaß selbst natürlich nicht leer aus. Der Ernst, mit dem in Straßburg Wissenschaft gelehrt wurde, wirkte anfeuernd auf die junge Generation. Naturgemäß folgten auch hier Zeiten gesteigerter Kraftenfaltung solche der Ermattung. Aber gerade in den letzten Jahren vor dem deutsch-französischen Kriege hat ein rühmliches Streben geherrscht. Mancher einstige Jünger der Fakultät hat die Freudigkeit zu wissenschaftlicher Arbeit, die er in dieser Zeit hier empfing, sein Leben hindurch behalten. Einige haben auch durch wissenschaftliche Veröffentlichungen ihren einstigen Lehrern Ehre gemacht. Theologen wie Röhrich, Lobstein, Gerold, Eug. Ménégoz, Erichson, Kayser, Piepenbring und Hackenschmidt, dem freilich die geistige Kost Straßburgs nicht genügte und der daher seine theologische

Bildung anderwärts erweiterte, wären hier zu nennen. Anderseits wirkten sich Unzulänglichkeiten in der Besetzung der Professur für praktische Theologie und Mängel in der Ausbildung der Theologen noch lange nachteilig aus.

Als das Protestantische Seminar 1872 seine Pforten schloß und der neugegründeten theologischen Fakultät der neuerrichteten Straßburger Universität Platz machte, besaß es einen Lehrkörper, bei dem Verschiedenheit der theologischen Ansichten den Charakter einer starken Homogenität nicht ernstlich zu gefährden vermochte. Es war bald vergessen, daß ein Mann wie Sabatier gegen einen liberalen Gegenbewerber nach Straßburg berufen war. Sehr schnell hatte er sich die Wertschätzung in der Fakultät wie auch in den maßgebenden Kreisen der Pfarrerschaft erworben und sich im Elsaß akklimatisiert. Eine gewisse Einheitlichkeit in Grundfragen war auch dadurch gewährleistet, daß weder das konfessionelle Luthertum noch der Pietismus in scharfer oder auch nur abgeschwächter Form in der Fakultät eine Vertretung hatte. Die Fakultät galt nicht ohne Grund als „links" orientiert.

Die deutsche Regierung änderte an dieser geistigen Struktur der Fakultät zunächst nicht viel, ja, jene Eigenschaften blieben ihr die ganze deutsche Zeit hindurch im großen und ganzen erhalten. *Die Fakultät blieb ein einheitliches Gebilde*, sehr im Gegensatz zu mancher anderen deutschen Fakultät, bei der die schärfsten Gegensätze in ihrer Mitte durchkämpft wurden, und die durch diese Uneinheitlichkeit ihrer Glieder in ihrer Wirkung auf das junge Theologengeschlecht stark beeinträchtigt wurde. Es hat in Straßburg nie einen „Strafprofessor" gegeben und in allem Wechsel der Inhaber der theologischen Professuren nie einen Professor, der schlechthin als Fremdkörper in dem Organismus gewirkt hätte. An Bemühungen, in die Fakultät Männer hineinzubekommen, die eines ganz anderen Geistes waren, etwa konfessionelle Lutheraner oder Pietisten oder sonst Theologen von ausgeprägt konservativer Haltung hat es zu keiner Zeit gefehlt. Derartige Pläne gehörten auch zu dem kirchenpolitischen Programm, für das gleich nach dem Kriege Dr. Fabri die Regierung zu gewinnen hoffte. Politische Gründe ließen es aber der Berliner Regierung nicht angezeigt erscheinen, die mächtigste kirchenpolitische Partei des Landes in dieser Weise vor den Kopf zu stoßen. Hinter den Kulissen arbeiteten Persönlichkeiten der preußischen Orthodoxie jedoch weiter und waren zum Beispiel nicht unbeteiligt daran, daß *Adolf Harnack*, der von der Fakultät für eine freigewordene Stelle vorgeschlagen worden war, einen Ruf nach Straßburg nicht erhielt. Nach menschlichem Ermessen wäre der damals am Anfang seiner akademischen

Lehrtätigkeit stehende große Theologe ja wohl nicht lange in Straßburg geblieben, so wie der Sprach- und Religionsforscher Max Müller wie ein Meteor am Straßburger Gelehrtenhimmel aufging und alsbald wieder verschwand. Blieb mit Adolf Harnack der bedeutendste Schüler Albert Ritschls Straßburg fern, so hielt dessen Schule doch alsbald ihren Einzug in der Fakultät. Ein Lieblingsschüler Ritschls, der Livländer Richard Zöpffel, erhielt auf Ritschls Empfehlung hin 1872 ein Extraordinariat für Kirchengeschichte (seit 1877 Ordinariat). Der in demselben Jahre als Professor der Dogmatik nach Straßburg berufene geistvolle, sowohl für den akademischen Lehrberuf wie für praktisch-kirchliche Betätigung reich begabte Hermann Schultz, der freilich bereits nach zwei Jahren Straßburg mit Heidelberg vertauschte, stand Ritschl innerlich nahe und ging seinen Weg wie Ritschl in Ablehnung sowohl der herkömmlichen Theologie der Linken wie der der Rechten. Ein typischer Ritschlianer war aber vor allem Paul Lobstein (1877 außerordentlicher, 1884 ordentlicher Professor in Straßburg, † 1922), während Emil Walther Mayer (1893 bis 1918 in Straßburg) einen Uebergang von der Ritschlschen zur sogenannten religionsgeschichtlichen Schule darstellte. Mit den Ritschlianern kam eine neue Note in die Entwicklung der Straßburger Theologie, wenn auch die Straßburger Fakultät nie in der Weise wie Göttingen und Gießen, Berlin, Marburg und Tübingen, vorübergehend auch Leipzig, Bonn und Jena zu einer Hochburg des Ritschlianismus wurde. Dazu war allein die Persönlichkeit Heinrich Julius Holtzmanns zu stark (Eduard Reuß hatte den Zenit seiner akademischen Tätigkeit in deutscher Zeit überschritten, wenn er auch erst 1888 in den Ruhestand trat), mit dessen Berufung die Fakultät einen der führenden Theologen seiner Zeit, den bedeutendsten unter den Vertretern der liberalen Theologie gewonnen hatte. Holtzmann hatte bei den Verhandlungen, die zu seiner Berufung führten, der Regierung gegenüber sich bereit erklärt, sich von kirchenpolitischer Betätigung fernzuhalten. Müde der kirchenpolitischen Kämpfe, wie er sie mit recht viel unerquicklichen Begleiterscheinungen in Baden erlebt hatte, ist es ihm kaum schwer geworden, dem kirchenpolitischen Kampfplatz hinfort zu entsagen. Aber seine Wirksamkeit als Lehrer und Forscher berechtigte den kirchlichen Liberalismus doch, ihn in besonderer Weise als den seinigen anzusehen und in dem selbständig die Ueberlieferung der Tübinger Schule ausgestaltenden Meister kritischer Bibelwissenschaft den Fortführer alter liberaler Tradition der Straßburger Fakultät zu sehen. Auch der als Sohn eines eingewanderten Balten in Straßburg geborene Kirchenhistoriker August Eduard Cunitz (1837—1884 in Straßburg wirkend), die Elsässer August Kayser

(1873 bis 1885 in Straßburg Professor der Theologie) und Paul Ernst Lucius (1880 bis 1902) entstammten dem kirchlichen Liberalismus, nicht jedoch der Schweizer Alfred Krauß (1873 bis 1892). Ganz dieser Geistesrichtung zugetan war hingegen der aus Flonheim in Rheinhessen gebürtige, aber den Elsässern alsbald ein Elsässer gewordene Johann Wilhelm Baum (1864 bis 1873), der sich als Hauptarbeitsgebiet die Reformationsgeschichte erwählt hatte. Mit ihm war der Fakultät ein echter Studentenvater geschenkt, der aber leider durch langjähriges, unheilbares Siechtum an der Entfaltung seiner Lehrgaben gehindert wurde, gerade als sich ihm bei der Berufung an die neue Fakultät die Aussicht auf eine vorher schmerzlich entbehrte Lehrtätigkeit zu bieten schien.

War Baum an einer Sammlung der Kräfte des elsässischen Liberalismus stark interessiert, so vollzog sich bei der Fakultät in den nächsten Jahrzehnten, parallel mit der allgemeinen wissenschaftlichen Entwicklung, die über die alten Fragestellungen hinauswies, immer deutlicher eine Distanzierung vom Parteiwesen. Auch hier spielten wohl Ritschlsche Einflüsse mit hinein. Zu Ritschls kirchlichen Programmforderungen gehörte ja die Abstinenz von der Kirchenpolitik. Auf die Dauer wirkte stärker als solche Theorie die Beobachtung des Lebens. Konnte man sich der Einsicht verschließen, daß das elsässische Parteitreiben, wie es sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hatte, die Fähigkeit zu geschichtlichem Verständnis und zu gerechter Würdigung der verschiedenen Erscheinungsformen evangelischer Frömmigkeit, also das Erstarken eines Sinnes, ohne den es keine Theologie gibt, außerordentlich erschwere? Hatte die Kirche nicht genug unter der rabies theologorum gelitten? So wurde von der Fakultät viel Fleiß darauf verwandt, ihre Schüler zu einer von Parteileidenschaften, -schlagworten und -ideologien möglichst freien inneren Haltung gegenüber dem Parteiwesen zu erziehen. Das ist ihr auch in hohem Maße gelungen. Um die Jahrhundertwende verlor das Parteiwesen an Leidenschaft und Schärfe. Die von Ritschl geforderte Enthaltsamkeit erwies sich zwar auf die Dauer als undurchführbar. Das Leben war auch hier stärker als die Theorie. So kam es zu einer kirchenpolitischen Gruppenbildung der durch die Entwicklung innerlich heimatlos gewordenen „Modernen“. Aber die Sturheit des kirchenpolitischen Fanatismus ließ nach, der Liberalismus ebenso wie das konfessionelle Luthertum und der Pietismus erlebten starke innere Wandlungen, und ein neues Geschlecht brachte es nicht mehr über sich, mit derselben Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit alle alten Positionen zu verteidigen. Eine Erweichung der Gegensätze war auf der ganzen Linie zu beobachten. Ist dies natürlich auch nicht allein auf die Fakultät zurückzuführen, so

hatte sie doch an dieser Entwicklung einen sehr starken Anteil. In diesen Aufgaben zeigte sie innere Geschlossenheit, der der erhoffte Erfolg nicht versagt blieb. Den größten Eifer entwickelte hierbei wohl Professor Wilhelm Nowack, bei dem die Freudigkeit zum Eingreifen in die Kirchenpolitik immer viel stärker gewesen ist als bei der Mehrzahl seiner Kollegen. Bei der Bewertung des Einflusses der Fakultät auf die Pfarrwelt darf man übrigens nicht außer acht lassen, daß ein nicht ganz geringer Teil der elsässischen Theologie-Studierenden auch auswärtige Universitäten aufsuchte, in denen eine andere theologische Luft wehte. Ein solches Bedürfnis nach geistigem Luftwechsel war namentlich bei den Söhnen rechtsgerichteter Pfarrer um so weniger überraschend, als ja weder die sogenannte Erlanger Schule des konfessionellen Luthertums noch die Hallesche Schule der Vermittlungstheologie an der Straßburger Fakultät vertreten war.

Um das Rauschen der verschiedenen theologischen Gewässer der Zeit deutlich zu vernehmen, brauchte man freilich nicht unbedingt außer Landes zu gehen. Die kirchenpolitischen Parteikämpfe im Elsaß vermochten mancherlei Anschauungsunterricht zu geben. Zwar spiegelten sich in ihnen die theologischen Ideologien durchaus nicht in voller Klarheit wider. Sehr viel Menschliches war ihnen untermischt. Dennoch fand hier die theologische Auseinandersetzung der Gegenwart (aber nicht minder diejenige des der Gegenwart vorangehenden Zeitabschnittes!) einen deutlichen Niederschlag.

Ein Ringen zwischen Vergangenheit und Gegenwart vollzog sich im Schoß aller kirchlichen Parteien, nicht zum wenigsten in dem des Liberalismus. Hier war es geradezu ein Ringen zwischen zwei verschiedenen Typen von Frömmigkeit. Das Erstaunen der Gegner über die Festigkeit der Klammer, die beide Gruppen in dem 1867 gegründeten Evangelisch-protestantischen Verein zusammenhielt, kann nicht überraschen. Auf dem linken Flügel stand Louis Leblois, seit 1853 an der Neuen Kirche in Straßburg wirkend, der grundgelehrte Verfechter der alten Theologie der Aufklärung mit all ihrem Kämpfergeist gegen die überkommene Dogmatik und den Wunderglauben der Kirche, mit ihrer naiven Vergötzung von Kultur und Wissenschaft, ein Prediger des vulgärsten Rationalismus, freilich in Methode und Zielsetzung seiner Forschungsarbeit auch als Vorläufer der späteren religionshistorischen Schule eine ungewöhnliche Erscheinung, als Charakter hoch achtbar, wie auch Gegner ihm bezeugten. Dieser vulgäre Rationalismus, von Leblois mit Geist und ausgebreitetem Wissen vertreten, hielt sich mit erstaunlicher Zähigkeit bis etwa zur Jahrhundertwende und war im Elsaß noch am Leben, als er anderwärts längst seine Rolle ausgespielt hatte. Aber dieser Rationalismus war

eben doch eine absterbende Richtung und blieb innerhalb des Liberalismus durchaus nicht unangefochten. Vielleicht kann man Professor Baum und den Ruprechtsauer Pfarrer und Inspektor Fritz Riff (1824 bis 1883) als die Führer jener Gegenbewegung ansehen, die die freiere Richtung vom Rationalismus zum Liberalismus hinführten. Die einseitige Vorherrschaft eines kalten Intellektualismus wurde gebrochen; das Gemüt meldete seine Ansprüche wieder an. Dem fanatischen Eifer in der Verleugnung und Bekämpfung überkommener Lehrsätze begegnete eine andere innere Einstellung, die sich weder für Bestreitung noch für Verteidigung der kirchlichen Dogmatik sonderlich interessiert zeigte. Die Unterbewertung der Person Christi, der für Leblois und seine Gesinnungsgenossen nicht viel mehr als Aufklärer und Tugendlehrer war, machte einer tieferen Auffassung Platz, auch über Sünde und Schuld urteilte man anders. Fritz Riff hatte in seinem Studierzimmer den Spruch hängen:

„Wenn ich mich selbst betrachte,
so wird mir angst und weh;
wenn ich auf Christum achte,
so steig ich in die Höh."

Natürlich war dieser Liberalismus auch ganz anders kirchlich eingestellt als der Rationalismus eines Leblois; sein Kritizismus fand ein wohltätiges Gegengewicht in der Hingabe an kirchliche Aufbauarbeit. Wieviel Schaden die alte Richtung mit ihrem Uebermaß von Negation und Polemik angerichtet hatte, dafür gingen dem Liberalismus auch unter dem Eindruck dessen, was auf pietistischer und orthodoxer Seite in betriebsamer Arbeit geleistet wurde, allmählich immer mehr die Augen auf. Eine lebendige Brücke zwischen Altem und Neuem stellte der Parteiführer D. Th. Gerold dar, dessen theologisches Denken sich zwar in den alten überkommenen Geleisen weiterbewegte, dessen Frömmigkeit aber nicht blind war gegenüber jenen Belastungen eines Erbes, das zu erhalten er mit dem ganzen gewichtigen Ernst seiner Persönlichkeit bemüht war. So zehrte man nicht bloß mehr vom geistigen Kapital der Aufklärungszeit. In die stagnierenden Gewässer war frisches Quellwasser geflossen, wobei oft die regulierende Hand der Fakultät gespürt werden konnte. Es dauerte freilich geraume Zeit, bis die alten Klischees im theologischen Prinzipienstreit weggeworfen wurden. Man trennte sich nur allmählich von einer Phraseologie, der jeder Gegner des Liberalismus als Buchstabenknecht und Finsterling oder jeder Liberale als schlechthin Ungläubiger galt, und erkannte erst nach und nach, daß die tiefsten Gegensätze durch die alten Schlagworte im Grunde gar nicht getroffen wurden. Was die Geister letztlich trennte, war neben der Verschiedenheit des Kirchenideals doch die Stellung zum

Rechtfertigungsglauben, zu den Fragen von Gnade, Sünde und Schuld und die Stellung zur Person Christi. Deklamationen über Freiheit und Fortschritt verdeckten nicht selten das Wesen des Streites, um den es ging.

So wenig der Parteikampf, wie ihn der Liberalismus führte, von dem Vorwurf einer gewissen Phrasenhaftigkeit freigesprochen werden kann, so wenig entbehrte er doch bedeutsamer positiver Ziele. Die Freiheit der Kirche von Bekenntnis-, Lehr-, Agenden- und Katechismuszwang, die Abneigung gegen eine Obrigkeitskirche, die von oben herab alles bestimmt und in den Gemeinden nur Objekte ihres kirchenregimentlichen Tuns, nicht aber vor allem Subjekte selbständigen Handelns zu sehen vermag, der Protest gegen pietistische oder orthodoxe Einengung, die leidenschaftliche Betonung des Rechtes auf Religions- und Gewissensfreiheit, die Ablehnung jedes äußeren Autoritätsglaubens, die Verlegung innerer Entscheidungen in das Gewissen des einzelnen an Stelle des Anrufens von Spruch- und Lehrgerichten, von denen die evangelischen Kirchen Elsaß-Lothringens denn auch glücklich verschont blieben — das alles waren doch Forderungen, die zu durchaus nicht peripherischen Fragen des kirchlichen Lebens Stellung nahmen. Wenn der Liberalismus aus der beherrschenden Machtposition, die er noch zu Anfang der deutschen Zeit einnahm, mehr und mehr verdrängt wurde, so hat er doch seine Kämpfe ohne entscheidende Niederlage durchgefochten und damit den beiden Kirchen wesentliche Züge ihrer Eigenart erhalten. Der Widerspruch, dem er begegnete, hatte seine Ursache durchaus nicht immer in diesen von ihm vertretenen Grundanschauungen, deren Einflußsphäre viel weiter reichte als das Machtgebiet der liberalen Partei. Es war oft viel mehr die Langsamkeit, mit der die Entwicklung von einer ganz allein durch die Aufklärung bestimmten Ideologie zu reicherer und tieferer Erfassung theologischer und praktischer Aufgaben sich vollzog, die Anstoß erregte. Man wurde der vielen Negationen müde und wünschte ernstere Bekämpfung des Indifferentismus, dessen Verbreitung — inwieweit mit Recht, bleibe hier dahingestellt — dem Liberalismus in die Schuhe geschoben wurde. Auch herrschte vielfach der Eindruck, daß sachliche Interessen über zu starker Betonung des Parteiinteresses zu kurz kamen, daß der Parteigeist wertvolle Kräfte in ihrer Entfaltung hemmte. Man hatte wider ihn, daß er nicht selten Männer auf den Schild erhob und in kirchliche Aemter brachte, deren kirchliche Gesinnung fragwürdig erschien. Man hielt ihm vor, daß er jenem bei den alten Machthabern des Rationalismus nicht selten anzutreffenden Geist der Intoleranz nicht völlig abgesagt habe, der einst einen Haffner über einen pietistischen Kandidaten von großem religiösem Ernst das Verdikt aussprechen

ließ: „Solange ich Haffner heiße, bekommt Diemer keine Pfarrei!" (In der Tat wurde Diemer das Einrücken in ein Gemeindepfarramt bis an sein Lebensende verwehrt!) Die Einbuße, die der Liberalismus zum Teil durch die ihm anhaftenden Mängel erlitt und die unter anderem in der Zusammensetzung des Direktoriums wie des Oberkonsistoriums offenbar wurde, wäre noch viel größer gewesen, hätte er sich nicht mit der Zeit verinnerlicht und vertieft und den Anschluß an neue Strömungen gefunden. Daß er aber diesen Weg ging, dazu hat die Straßburger Fakultät viel beigetragen. Diejenigen Theologiestudierenden, die mit ihm sympathisierten, waren natürlich von vornherein für Einwirkungen ihrer akademischen Lehrer aufgeschlossener als diejenigen, die von Haus aus auf die Universität ein starkes Mißtrauen gegen die „ungläubigen" Professoren mitgebracht hatten.

Die konfessionell-lutherische Richtung hat nur im harten Kampf gegen einen seine Machtstellung zäh verteidigenden Gegner sich einen Platz an der Sonne Elsaß-Lothringens erobert. Daß ihr das gelang, war zunächst das Werk des Straßburger Pfarrers Friedrich Theodor Horning gewesen, des Sprosses einer im 18. Jahrhundert nach Straßburg eingewanderten westpreußischen Pfarrerfamilie, deren Ahne einst im Heere Gustav Adolfs als Feldprediger nach Deutschland gekommen war. Bis zu seiner Berufung an die Straßburger Jung-St.-Peter-Kirche (1846) dem neuerwachten lutherischen Konfessionalismus nicht nahestehend, wurde er nun alsbald sein streitbarer Vorkämpfer im ständigen Zweifrontenkrieg gegen den Rationalismus und den durch Franz Härter zu neuer Bedeutung gelangten Pietismus, mit großem Eifer auch gegen den Gedanken einer Union zu Felde ziehend. Ein hervorragender Organisator und unermüdlicher Seelsorger, ein volkstümlicher Prediger, machte er aus seiner Personalgemeinde eine festgefügte, in mancherlei Liebeswerken opferwillig tätige, aber auch von freudigem Kampfgeist erfüllte Bekennerschar, der jede Teilnahme an anders gearteten Gottesdiensten oder Liebeswerken als schwere Versündigung gegen das ihr anvertraute Pfund galt. Langsam gelang es ihm, auch außerhalb Straßburgs Bollwerke des konfessionellen Luthertums zu errichten. Nach 1850 entstand eine lutherische Gemeinde im reformierten Mülhausen; auch an der Bildung ländlicher Protestgemeinden war er beteiligt. „Er gehörte zu den Glaubenszeugen und Kirchenmännern, die ihre Person für ihre Sache einsetzen, dann aber auch ihre Person und ihre Sache gleichsetzen" (Hackenschmidt). Die Verdienste dieses elsässischen lutherischen Streittheologen des 19. Jahrhunderts, der mit derselben Leidenschaftlichkeit bekämpft wurde, mit der er das Schwert schwang, liegen zunächst da, wo überhaupt das geschichtliche Verdienst seiner



Karl Hackenschmidt, 1835 bis 1915



Gustav Wilhelm Haerter, 1826 bis 1903

Richtung liegt: in Wiedererweckung eines kirchlichen Bewußtseins, das freilich unevangelische Bestandteile in sich barg, in Betonung des rechtfertigenden Glaubens, in der Schatzgräberarbeit auf dem Gebiete des Gesangbuchs und der Gottesdienstordnungen. Sodann aber war er in der Entschlossenheit, mit der er ganz anders als der Pietismus die ihm anvertraute Einzelgemeinde zur Trägerin von Liebes- und Missionswerken machte, wie überhaupt in seiner gemeindeorganisatorischen Arbeit ein Vorläufer eines Mannes, der in einem ganz anderen theologischen Lager stand, — des Protestantenvereinlers Emil Sulze. Eine kleine Gruppe von Pfarrern (unter anderem Magnus in Bischheim, Horning in Pfulgriesheim, Ménégoz in Algolsheim, Huser in Rothbach) scharte sich um ihren Führer, ihm unbedingter ergeben als eine Reihe jüngerer Pfarrer, die, unter dem Einfluß der Erlanger Schule für dieselbe Richtung gewonnen, Horning gegenüber einige Unabhängigkeit bewahrten, weshalb sie als „Auchlutheraner" nicht selten Zielscheibe seiner Polemik wurden. Als Wortführer des Konfessionalismus waren vor dem Krieg im Oberkonsistorium Männer wie die Barone de Bussière, de Dietrich, Cuvier, Küß und die Inspektoren Mayer und Büchsenschütz aufgetreten. Die Abtrennung der Inspektionen von Paris und Mömpelgard brachte dieser Richtung Schwächung ihres Mandatsbestandes. Doch durfte sie bald erleben, daß ihre Reihen in der Pfarrwelt sich verstärkten. Nach Hornings Tode trat sein Sohn Wilhelm Horning seine Nachfolge an Jung St. Peter an. Ihm eignete nicht die geistige Bedeutung seines Vaters, auch nicht dessen Unermüdlichkeit in der Gemeindearbeit. Das überkommene Erbe zu erhalten sah er aber als seine Lebensaufgabe an, wobei ihn seine Neigung vor allem zu geschichtlicher, unter anderem hymnologischer Forschung und zu kirchenpolitischer Polemik auf der Kanzel und am Schreibtisch trieb. Das Niveau dieser Polemik war freilich erschreckend gering; mit großer Gehässigkeit führte er insbesondere den Kampf gegen die Fakultät. In stärkerem Maße als sein Vater mußte er erleben, daß ein jüngeres Geschlecht andere Wege ging. Das Neuluthertum war eben auch einem Wandlungsprozeß unterworfen, auf den die Fakultät beschleunigend einwirkte. Je mehr die Fakultät ihm innerlich gerecht wurde, je mehr manche von seinen Bestrebungen wie die nach Erneuerung des Liederschatzes der Kirche und künstlerischer Gestaltung des Gottesdienstes an der Fakultät eifrige Förderer wie F. Spitta und J. Smend fanden, um so mehr verringerte sich die Kluft, die in französischer Zeit zwischen Fakultät und konfessionellem Luthertum bestanden hatte. Auch der den seichten Aufklärungstendenzen abholde religiöse Ernst, mit dem in den theologischen Auditorien bei Anwendung kritischer Maßstäbe an Bibel und Geschichte das bleibend Wertvolle herausgestellt

wurde, legte einige Schranken nieder und steigerte Einflußmöglichkeiten nach dieser Seite hin.

Freilich bis die Atmosphäre des kirchenpolitischen Kampfes sich entgiftete, hat es lange gedauert. Das bekamen insbesondere das Direktorium und das Oberkonsistorium zu spüren, und die der Rechten angehörenden oder ihr zuneigenden Mitglieder dieser Körperschaften haben darunter zuweilen nicht weniger gelitten als die im anderen Lager. Einem von ihnen, dem mild konservativen geistlichen Inspektor Krencker entrang sich gelegentlich der Stoßseufzer über die „Eiterbeule am Leibe der Kirche". Zu Beginn unseres Zeitabschnittes sah sich das Direktorium zu sehr scharfen Maßnahmen, zu sogenannten Interdiktionen genötigt. Der Gottesdienst wurde in Pfalsweier, Geißweiler, Winzenbach, Zäbersdorf und Gungweiler untersagt, weil die Kirchengemeinden sich beharrlich weigerten, die ihnen gesetzlich obliegenden Fahrtkosten für den Pfarrer zu tragen. Das feste Auftreten des Direktoriums war schließlich von Erfolg gekrönt, so daß die Interdiktionen aufhören konnten. Das gemeinsame Zusammenarbeiten der Pfarrer in Konsistorialvereinen für Bibelverbreitung und Mission fand ein Ende, die konfessionellen Lutheraner gründeten Sondervereine. Ein Kapitel, reich an Widerwärtigkeiten, ist das der lutherischen Protestgemeinden, unerfreulich auch dann, wenn man für das Recht der konfessionellen Minderheiten auf pfarramtliche Versorgung in einem ihrer Art entsprechenden Geiste, für ihr Eintreten für die „Freiheit des Pfarrkindes", für ihre Zurückweisung der Bezeichnung „Separatisten", wie überhaupt für die Wahrheitsmomente ihrer leidenschaftlichen Bekämpfung des herrschenden Liberalismus Verständnis aufbringt. Die konfessionellen Lutheraner hatten tatsächlich nicht das Bestreben, neben der Landeskirche eine neue lutherische Gemeinschaft zu gründen. Die Statuten der evangelischen Protestgemeinde von Schillersdorf faßten, was man wollte, folgendermaßen zusammen:

Art. 1. Wir bekennen uns frei und offen, mit Herz und Mund zur Kirche Augsburger Confession, zu ihrem auf das Wort göttlicher Offenbarung gegründeten Glauben, Lehre und Bekenntnis.

Art. 2. Wir erklären, daß wir uns von unserer Landeskirche Augsburger Confession, von ihren bekenntnistreuen Pfarrern und Gemeindegliedern, von bekenntnistreuen evangelisch-lutherischen Gemeinden und Gemeindeteilen kirchlich nicht trennen, sondern innerhalb der Kirche eine Protestgemeinde bilden.

Art. 3. Wir trennen uns nur aus Not und in der Voraussicht, daß der von der kirchlichen Behörde ernannte liberale Pfarrer durch

Bestätigung von seiten der Regierung uns könnte aufgedrungen werden, und nur für so lange diese Not dauert.

Art 4. Wir machen nicht, — nein wir erleiden diese Trennung von seiten einer Kirchenbehörde, welche, als Werkzeug eines falschen Liberalismus, diejenigen im Volk rücksichtslos behandelt, die beim alten, auch staatlich anerkannten Glauben unserer Kirche Augsburger Confession bleiben und nichts von den neuen Religionserfindungen solcher, die mit dem Worte göttlicher Offenbarung gebrochen haben, wissen wollen.

Art. 5. Unsere Stellung als Protestgemeinde hört auf von dem Tage an, wo ein bekenntnistreuer Pfarrer Anstellung bei uns erhalten und mit schriftmäßiger Predigt und Sakramentsverwaltung uns bedienen wird usw.

Zu einem erträglichen modus vivendi, zu einem schiedlich-friedlichen Nebeneinander kam es nicht. Als kämpferische Gruppe wollten die Protestgemeinden sich neue Machtpositionen erobern und beanspruchten für ihre Glieder das Recht, dem Presbyterialrat der Ortsgemeinde anzugehören. Das Oberkonsistorium bestritt ihnen (1883) dasselbe. Diesen und anderen Gebietsstreitigkeiten hoffte das Oberkonsistorium 1898 durch das Friedenswerk einer Verordnung über die sogenannte Aufschließung der Pfarreien ein Ende zu bereiten, die folgende Fassung erhielt:

Art. 1. Es ist jedem Pfarrer untersagt, in einer anderen Pfarrei als der seinigen des Pfarramtes zu warten, die Sakramente zu spenden oder sonst eine öffentliche pfarramtliche Handlung vorzunehmen, er sei denn dazu durch den oder einen der Pfarrer der Pfarreien ordnungsmäßig ermächtigt.

Art. 2. Jeder Pfarrer kann in seiner eigenen Pfarrei sämtliche pfarramtlichen Handlungen, Religionsunterricht und Konfirmation eingerechnet, an solchen Personen vornehmen, welche nicht in seiner Pfarrei wohnen, aber sein Amt in Anspruch nehmen.

Es darf dieses jedoch erst dann geschehen, wenn der auswärts wohnende Glaubensgenosse ein schriftliches mit Gründen versehenes Gesuch an den Pfarrer gerichtet und dieser sofort nach Empfang des Gesuches den betreffenden Amtsbruder benachrichtigt haben wird.

Art. 3. Befindet sich in einer Pfarrei eine Anzahl von Pfarrgenossen, welche, weil sie in ihrer Glaubensrichtung von dem Ortspfarrer abweichen, unter einem Pfarrer ihrer Wahl zu einer besonderen Gemeinde sich zusammenschließen wollen, so kann die Bildung einer Minoritätsgemeinde unter folgenden Bedingungen gestattet werden:

1. Die Bildung einer Minoritätsgemeinde ist unter Vorlage des Verzeichnisses der Mitglieder dem Direktorium bekanntzugeben. Gleichzeitig hat sich die Minoritätsgemeinde über den Besitz eines eigenen Kultuslokals und die erforderlichen, auf eine Reihe von Jahren zu sichernden Mittel zur Unterhaltung ihres besonderen Gottesdienstes, insbesondere auch zur Besoldung ihres Pfarrers, auszuweisen.

2. Die Minoritätsgemeinde darf den Pfarrer, welchen sie berufen will, nur aus der Zahl der rite geprüften und ordinierten Kandidaten des Predigtamtes der Kirche A. K. in Elsaß-Lothringen entnehmen. Letztere haben zur Annahme des ihnen angebotenen Amtes die Genehmigung des Direktoriums einzuholen. Dieselben Bestimmungen gelten bezüglich der Berufung eines Vikars.

3. Der Pfarrer der Minoritätsgemeinde hat alljährlich nach Jahresabschluß das Verzeichnis der von ihm vollzogenen kirchlichen Handlungen dem Direktorium mitzuteilen, damit sie dieses in die betreffenden Bücher der Pfarrei eintragen lasse. Rechtsgültige Auszüge über diese Akten können von dem Pfarrer der Minoritätsgemeinde ausgestellt werden.

4. Minoritätsgemeinden sind ihrer Natur nach Personalgemeinden; deshalb darf der Pfarrer einer Minoritätsgemeinde nur den Mitgliedern seiner Gemeinde mit seinem Amte dienen.

Die Hoffnung, daß die Protestgemeinden nun alle in die ausgestreckte Hand einschlagen und sich mit den Rechten, die ihnen als Minoritätsgemeinden zuerkannt wurden, zufriedengeben würden, ging nicht in Erfüllung. 1903 schied Heiligenstein-Geudertheim aus der Reihe der Minoritätsgemeinden aus und kehrte in den Stand einer Protestgemeinde wieder zurück.

Eine Enttäuschung bedeutete es auch für weite Kreise, als die konfessionellen Lutheraner sich 1891 unter Hinweis auf die Diasporabedürfnisse der lutherischen Gemeinden in Mülhausen und Metz weigerten, sich an der für den Gustav-Adolf-Verein festgesetzten Himmelfahrtskollekte zu beteiligen; man gestattete ihnen daraufhin (1892), den Ertrag ihrer Sammlungen der Evangelisch-lutherischen Gesellschaft für Aeußere und Innere Mission zu überweisen. Der Anschluß der Evangelisationsgesellschaft an den Gustav-Adolf-Verein wurde für die Konfessionellen das Signal zur Angliederung an den 1853 gegründeten, im Gegensatz zum Gustav-Adolf-Verein seine Fürsorge nur lutherischen Diasporagemeinden zuwendenden Lutherischen Gotteskasten. Aus derselben Sinnesart heraus wandten sich 1906 60 Pfarrer gegen die Anordnung, eine allgemeine Kollekte für deutsch-evangelische Auslandsgemeinden an den Deutsch-evangelischen Kirchenausschuß zu überweisen, wiewohl sich dieser bereit erklärt hatte, auf besondere Wünsche bei Verteilung der Gaben sorgfältig Bedacht zu nehmen. Dieselben Gegensätze traten 1913 zutage, als die konfessionellen Lutheraner sich weigerten, sich an einer Kollekte für den evangelischen Kirchenbau in Rom zu beteiligen. So ließ der lutherische Konfessionalismus bis zuletzt keine Gelegenheit unbenutzt, seinen exklusiven Charakter zu betonen. Er fühlte sich als eine Kirche in der Kirche. Doch waren die Verhältnisse in den einzelnen Gebieten verschieden gelagert, es wurde nicht überall mit derselben

Schroffheit vorgegangen. Als im Jahre 1917 in Metz die 400jährige Jubelfeier der Reformation begangen wurde, fanden sich die Evangelischen aus allen Gemeinden des Reformierten Konsistoriums mit denen aus der evangelisch-lutherischen Gemeinde im ehemaligen Katholischen Vereinshause zu gemeinsamer Feier brüderlich zusammen. Manchem der Teilnehmer erschien dies als glückverheißendes Omen auf eine Zukunft, bei der bei aller treuen Bewahrung eigener Sonderart das Bewußtsein um das allen Kirchen der Reformation Gemeinsame sich stärker innerhalb des elsaß-lothringischen Protestantismus Geltung verschaffen würde.

Dem Pietismus lag die Kirchenpolitik und der kirchenpolitische Machtkampf weniger als dem konfessionellen Luthertum und dem Liberalismus. So kann es nicht überraschen, wenn sein Führer Franz Härter nach 30jähriger Wirksamkeit an der Straßburger Neuen Kirche 1859 erleben mußte, daß bei den Kirchenwahlen fast alle seine Gesinnungsgenossen aus dem Konsistorium entfernt wurden. Die Lage dieser Richtung war um so schwieriger, als sie sich nicht nur der Gegenwehr des von ihr heftig angegriffenen und in seiner Alleinherrschaft bedrohten Rationalismus ausgesetzt sah, sondern auch den leidenschaftlichsten Angriffen seitens des konfessionellen Luthertums. Daß Härter in seiner Evangelischen Gesellschaft gern mit Reformierten Hand in Hand ging, daß er die Baseler Mission unterstützte, wurde ihm von dieser Seite nicht verziehen. Daß er manche dogmatischen Ansichten äußerte, die vor dem Richterstuhl lutherischer Orthodoxie, übrigens auch vor dem mancher anderen Theologie nicht bestehen konnten, wurde auch nicht leicht genommen, ebenso wenig die unleugbare Tatsache, daß seiner Frömmigkeit und seiner Verkündigung jenes Drängen auf Kirche fehlte, das für das Luthertum wesenhaft war. So wiederholte sich hier in aller Schärfe jener Kampf zwischen Orthodoxie und Pietismus, der dem Pietismus schon aus den Anfängen seiner Geschichte, aus den Tagen Speners wohl vertraut war. Natürlich spielte nun der herrschende Liberalismus die Rolle des tertius gaudens. Trotz aller Niederlagen, die ihm daher nicht erspart blieben, hat aber Franz Härter nicht bloß durch die Evangelische Gesellschaft (gegründet 1834) und das von ihm 1842 ins Leben gerufene Diakonissenhaus, sondern auch als Bußprediger von erschütternder Wucht, als eine sich in der Hingabe an ihr Amt verzehrende asketische Natur (sein Grundsatz: Wer sich nicht mißbrauchen läßt, den kann Gott nicht gebrauchen) einen ganz tiefen, nachhaltigen Eindruck auf seine Zeitgenossen ausgeübt. Dieser wäre wohl noch größer gewesen, wenn nicht eine ausgesprochene Herbheit und Verschlossenheit im Wesen Härters ihm im Wege gestanden hätte.

Unter den Pfarrern fand er einige Gesinnungsgenossen, wie die Pfarrer Kreiß und Scheffer. Auch hier wie bei Horning übernahm ein Sohn des Führers, Gustav Härter, die Nachfolge im Amt. Bei diesem ungemein treuen Seelsorger war die Strenge des Vaters wohltätig gemildert. Eine Reihe von Gesinnungsgenossen, Theologen und „Laien", scharte sich um die pietistischen Werke. In mannigfacher Abtönung war in ihnen der Geist des Pietismus lebendig. Mit ihnen gingen kirchenpolitisch alsbald andere Männer zusammen, die nicht eigentlich zu den Pietisten zu rechnen waren, aber sich noch weniger bei den Liberalen und den konfessionellen Lutheranern zu Hause fühlten. Sehr viel Stoßkraft hat der Pietismus auf kirchenpolitischem Gebiete nicht entwickelt, um so mehr aber durch seine „Reichgottesarbeit", durch seine Anstalten, Werke und Vereine, durch seelsorgerliche Arbeit und Pflege des gottesdienstlichen Lebens der mancherlei ecclesiolae in ecclesia sowie durch Evangelisation mit seinem Pfunde treulich gearbeitet. Kirchenpolitischen Zielen diente die Positive evangelische Vereinigung, zu der sich bei ihrer Gründung (1906) etwa 30 Pfarrer beider Kirchen bekannten.

Fühlte man sich auf dem Boden dieser Vereinigung mehr oder weniger im Gegensatz zur „modernen Theologie", so sammelte die Evangelische Vereinigung im wesentlichen deren Anhänger, soweit sie nicht der liberalen Partei eingegliedert waren. Ein führendes Mitglied dieses Kreises, der der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt gesinnungsverwandt war, der Landtagsabgeordnete Georg Wolf kam mit Hilfe der Liberalen in das Oberkonsistorium, an dessen Arbeiten er alsbald hervorragend beteiligt war. Im allgemeinen war hier bei den „Modernen" am meisten Geist vom Geist der Fakultät.

So hatte das Parteiwesen, nachdem es seit den Tagen des älteren Horning und des älteren Härter im Elsaß dreispurig verlaufen war, noch ein neues Geleise erhalten.

Ueber die Zersplitterung des kirchlichen Lebens durch die Parteien ist viel geklagt worden und vielfach mit gutem Recht. Der Ritschlianer Karl Hackenschmidt verurteilt das Parteiwesen in Bausch und Bogen, nachdem ihm seine Zugehörigkeit zur konfessionell-lutherischen Partei zu einer schließlich nicht mehr erträglichen Belastung geworden war. Dennoch schoß man zuweilen bei solchen Klagen über das Ziel hinaus. Die durch das Parteiwesen entstandenen Reibungen erzeugten doch auch Wärme, das Gegeneinander hielt die Geister wach. Zwar wurde manche Kraft dadurch wichtigen Aufbauarbeiten entzogen, aber doch auch

manche im gegenseitigen Wettbewerb neu entbunden. Auch lag in diesem Parteiwesen eine ständige Mahnung, sich zu grundsätzlicher Klarheit hindurchzuringen, denn im Grunde stand hinter all diesen Scheidungen der Geister doch, wenn auch keineswegs allein bestimmend, ein Ringen um ein tieferes Verständnis des Evangeliums und der Aufgaben, die die Zeit an seine Verkündiger stellte.

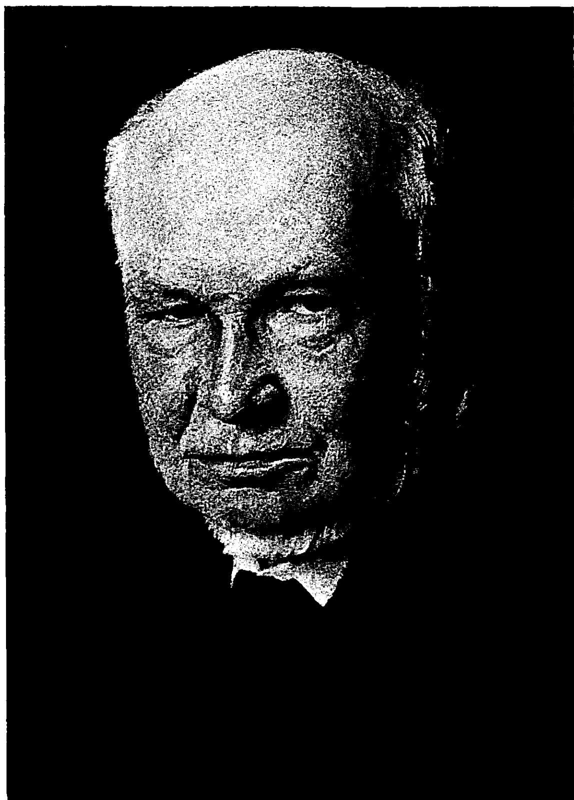
7. Lutherisch — reformiert

Der kirchenpolitische Kampf unseres Zeitraumes hatte als theologischen Hintergrund Auseinandersetzungen zwischen kirchlicher Rechten und kirchlicher Linken, auch die neuen Fragestellungen, die durch den Theologen Albrecht Ritschl und seine Schule lebendig geworden waren, nicht aber den Gegensatz zwischen Luthertum und Reformiertentum. Den elsässischen lutherischen Kampftheologen standen wohl im liberalen Lager Rufer im Streite gegenüber, in der „Mitte" widersprach ihnen D. Hackenschmidt, nicht aber Theologen von ausgeprägt reformiertem Bewußtsein. Die Losung war nicht: Hie Luther — hie Zwingli oder: Hie Luther — hie Calvin. Eher könnte man schon sagen, daß dem Luther, wie ihn die konfessionellen Lutheraner auffaßten, Bucer, der Mann der Vermittlung, der „Fanatiker der Eintracht" auch in diesen Zeitläuften noch einmal entgegentrat. Wenn man in elsässischen Pfarrkreisen da und dort dem calvinistischen, puritanischen Typus begegnen konnte, so waren das doch Ausnahmen. Und wenn sich ohne Zweifel in mancher altreformierten Gemeinde sowohl in der Stadt (zum Beispiel in Mülhausen und Markirch) wie auf dem Lande ein reformiertes Sonderbewußtsein erhalten hatte, so spielte doch in den allermeisten Gemeinden der Gegensatz zwischen lutherisch und reformiert keine Rolle. Das war gar nicht anders möglich. Was den ausgesprochen Reformierten zum Widerspruch hätte reizen und seine antilutherischen Instinkte hätte wecken und steigern müssen, trat ja meistens auf lutherischem Kirchenboden gar nicht in Erscheinung. Der ganze kirchliche Lebensstil hatte dafür viel zu viel von dem in sich aufgenommen, was reformierter Sinnesart entsprach. Man denke nur an Verfassung und Gottesdienst, an die erhebliche Bedeutung, die der Einzelgemeinde im Leben der Gesamtkirche zuerkannt war. Außerdem stammte ein großer Teil der Pfarrer der reformierten Kirche gar nicht aus dem Reformiertentum. Männer so ausgeprägt reformierter Art wie etwa der

Hohwalder Pfarrer Th. Haas, der altreformierte Kirchenzucht in seiner Gemeinde einführen wollte und damit gründlich scheiterte, gab es nicht viele. Kandidaten und Pfarrer wechselten herüber und hinüber von der einen Kirche zur anderen. Zur Zeit, als der lutherische Dogmatiker Professor Schultz neben dem reformierten Dogmatiker Professor Krauß wirkte, lasen beide abwechselnd über Dogmatik, ohne daß auf die Zusammensetzung der Hörerschaft die lutherische oder reformierte Abstammung dieser Lehrer maßgebend eingewirkt hätte. Es war denn auch der Ausdruck der nicht nur damals, sondern auch in der Folgezeit herrschenden Grundauffassung, wenn der Straßburger Pfarrer Eug. Stern, ohne Widerspruch zu finden, sich 1884 auf der Straßburger Pastoralkonferenz über die beiden evangelischen Schwesterkirchen also ausließ:

„Vergleichen wir den reformierten und den lutherischen Kirchenbegriff miteinander, so gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß die konfessionellen Unterschiede rein theologischer Art sind und das religiöse Bewußtsein nicht berühren. Nur die Art der Begründung, nicht der Grund selbst ist anders geartet. Vielmehr entfaltet sich in der konfessionellen Differenzierung das evangelische Prinzip auf reichere und vollständigere Weise. Die lutherische Kirche verhält sich mehr kritisch sichtend, die reformierte sucht eine Neugestaltung des kirchlichen Lebens aus evangelischen und apostolischen Prinzipien. Die erste legt den Akzent mehr auf die Lehre, die andere mehr auf das Leben und die Sitte und stellt die kirchliche Zucht als den die Gemeinde zusammenhaltenden Nerv und als Merkmal der wahren Kirche neben die dieselbe beseelende Lehre. Die lutherische Lehre verbindet fast durchgängig das geistliche Amt mit den die Kirche konstituierenden Faktoren des Wortes und der Sakramente; die reformierte läßt es noch lieber mit den das allgemeine Priestertum begründenden Gaben, Aemtern und geistlichen Fähigkeiten zusammenhängen und gewährt demgemäß den Laienkräften einen größeren Spielraum. Beide Konfessionen haben sich als Grundtypen des evangelischen Lebens und der christlichen Lehre ausgebildet und können allezeit in Frieden nebeneinander bestehen. Ist jede bestrebt, nicht sich selbst, sondern Gottes Reich zu erbauen, hält keine in selbstgenugsamer Absonderung das ihr gewordene Charisma zurück, läßt jede das ihr gewordene Licht in der Welt leuchten, so wird der konfessionelle Hader verstummen und ein edler Wettstreit im Geiste des Friedens und der Liebe an seine Stelle treten."

In einer solchen geistigen Atmosphäre wurde es auf reformierter Seite mit großem, immerhin bemerkenswertem Gleichmut hingenommen, als der Lehrstuhl für reformierte Dogmatik an der Fakultät zu bestehen aufhörte. Wie weltenfern dieser Kirche jeder Geist der Ausschließlichkeit lag, dafür gab die reformierte Synode bei der Berufung des aus lutherischem Hause stammenden und in einer lutherischen Kirche wirkenden Leipziger Pfarrers Gottfried Naumann als Nachfolger von Julius



Friedrich von Bodelschwingh, 1831 bis 1910



Adolf Stöcker, 1835 bis 1909

Smend 1915 einen untrüglichen Beweis. Die Synode hielt zwar „an dem Recht der reformierten Kirche fest, auch wenn es nur Gewohnheitsrecht ist, sich zu der Berufung des reformierten Mitgliedes der evangelisch-theologischen Fakultät der Kaiser-Wilhelms-Universität gutachtlich zu äußern", fuhr aber dann fort: „Die Synode legt weniger Wert auf den Nachweis der reformierten Abstammung des betreffenden Professors als vielmehr auf seine Befähigung, die reformierte Kirche nach ihrer Geschichte und ihrem Charakter richtig zu beurteilen. Daß er Mitglied der reformierten Kirche sein muß, ist die selbstverständliche Voraussetzung des ihm zugestandenen Rechtes auf die Mitgliedschaft in der Synode."

Wenn dennoch die Scheidung der Geister zwischen Lutheranern und Reformierten eine gewisse praktische Bedeutung behielt, so rührt dies von dem Kampf um den Unionsgedanken her, der freilich sehr viel stärker von der einen Seite, der lutherischen, als von der anderen durchgekämpft wurde. Seine Geschichte reicht weit zurück. Der erste bedeutsame kirchenpolitische Erfolg, den das um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Elsaß zur Geltung gelangende konfessionelle Luthertum sich hatte buchen dürfen, war die gelungene Abwehr eines Versuches gewesen, eine Union der Kirche A. K. mit der reformierten Landeskirche Frankreichs durchzuführen. Stimmen gegen „jeden Synkretismus" waren bereits 1846 auf der Straßburger Pastoralkonferenz laut geworden. Durch den geharnischten Protest, den einige lutherische Pfarrer erhoben und der durch Eingaben von Gemeinden wie Rothbach, Niederbronn und Schillersdorf wirksam unterstützt wurde, war dieser Unionsversuch im Keime erstickt worden. Akut wurde die Unionsfrage erst sehr viel später, und zwar nicht aus dem Schoße des einheimischen Protestantismus heraus, sondern durch Maßnahmen von auswärts, damals, als der Vertrauensmann des Gouverneurs von Bismarck-Bohlen, der Missionsdirektor D. Fabri, die Fäden seines kirchlichen Verfassungsentwurfs spann. Fabri war Anhänger des Gedankens der sogenannten konföderativen Union, der lutherische, reformierte und unierte Gemeinden nebeneinander bestehen läßt, jeder Konfession ihr Recht zubilligend. Er hat später auf dem Missionsfelde dort entstandene Schwierigkeiten durch Sonderung lutherischer, reformierter und unierter Gemeinden überwunden. Fabri hätte daher den konfessionellen Lutheranern auch im Elsaß ihr Recht auf Leben nicht ernstlich streitig gemacht, wenn seine Kirchenpläne Erfolg gehabt hätten. Freilich die Grundanschauung, daß nur der lutherische Konfessionalismus in einer Kirche Augsburgischer Konfession im Grunde heimatberechtigt sei, jede andere Richtung nur als Verleugnung des Erbes der Väter anzusehen sei, teilte er nicht. Er erlag dem konzentrischen Angriff des konfessionellen

Luthertums und des Liberalismus. Das Mißtrauen dieses letzteren Gegners galt natürlich nicht dem Unionspolitiker, sondern dem Vertreter eines Kirchenideals, bei dem der Liberalismus die freiheitlichen Ueberlieferungen der elsässischen Kirche bedroht sah. Fabris Fall versetzte, wie es schien, dem Unionsgedanken im Elsaß den Todesstoß. Diejenigen, die in der Kirche herrschend waren, hatten ganz andere Sorgen. Zwar konnte niemand von ihnen sich verhehlen, daß im Grunde die Form einer unierten Kirche, wie sie drüben im badischen Nachbarlande bestand, den elsässischen kirchlichen Verhältnissen wesensentsprechender sei als das Nebeneinanderstehen zweier Landeskirchen, das insbesondere in solchen kleinen Gemeinden, in denen es je eine lutherische und eine reformierte Pfarrei gab, eine sinnlose Kraftvergeudung zur Folge hatte und oft zu recht unerquicklichen Spannungen führte. Aber diese Mißstände berührten hüben wie drüben doch nur einen kleinen Teil des kirchlichen Organismus. Als drückender Notstand der ganzen Kirche wurden sie nicht empfunden. Es geschah auch von oben nichts, um die Losung einer Vereinigung der beiden Kirchen ins Volk zu tragen. Taktische Erwägungen ließen es angesichts der steigenden Bedrängung durch den oppositionellen lutherischen Konfessionalismus geraten erscheinen, diesem durch irgendwelche Unionspolitik nicht Wasser auf seine Mühlen zu liefern. Er zog schon ohnedies aus der Erinnerung an die schüchternen Unionsversuche der Vergangenheit großen Vorteil. In seiner Polemik nahm die Ausmalung der Gefahren, die lutherischer Gläubigkeit angeblich von seiten der Unionsfreunde drohten, einen breiten Raum ein. Indem das Schreckensgespenst der Union immer wieder in grellsten Farben geschildert und indem ständig zur Wachsamkeit gegenüber dem angeblich sich immer mehr nähernden Feinde ermahnt wurde, hatte dies die höchst erwünschte Wirkung, den Geist der Wehrhaftigkeit in den Reihen der konfessionellen Lutheraner zu stärken, so daß die Reihen immer fester geschlossen wurden.

Wenn die akute „Unionsgefahr“ somit auch weit mehr in der Phantasie eines Teils des Kirchenvolks als in der Wirklichkeit bestand, so war der Unionsgedanke doch nicht um jede Lebenskraft gekommen. Einen gewissen Auftrieb erhielt er durch die vielen eingewanderten Protestanten, die aus unierten Gegenden stammten. Sie waren gegenüber diesem Zustande landeskirchlicher Doppelgleisigkeit weit kritischer gestimmt als die Einheimischen, die andere Verhältnsse nie gekannt hatten. In ihren Reihen wurde die Reformbedürftigkeit dieser Verhältnisse viel stärker empfunden. Und dies in verschiedenen kirchenpolitischen Lagern. So hat zum Beispiel auch ein kirchlich so konservativ eingestellter Mann wie der Straßburger Bürgermeister Back gelegentlich im Oberkonsistorium sich offen als Freund einer Union bekannt. Aber

diese Strebungen waren doch viel zu schwach, um sich ernsthaft Geltung zu verschaffen, als in beiden Kirchen die Bewegung nach Verfassungsreform in Fluß kam. Nie ist im elsässischen Protestantismus dieser Zeit eine führende Persönlichkeit aufgetreten, die mit Wucht und Leidenschaft das Unionsideal verfochten und die Kirchen zu entschlossenem Handeln nach dieser Richtung gedrängt hätte. Der einzige Schritt, der auf diesem Wege weitergegangen wurde, geschah durch das Reformierte Konsistorium Metz, das im Jahr 1903 auf der Reformierten Synode erreichte, „daß diejenigen Gemeinden seines Sprengels, die es ausdrücklich verlangen“, ermächtigt wurden, an Stelle des Titels „reformierte Pfarrei“ den Titel „Evangelische Pfarrei“ zu führen. Es konnte niemandem verborgen bleiben, daß das als der erste Schritt zu einer späteren Vereinigung der beiden Kirchen gedacht war. Daß gerade von hier aus dieser kirchenpolitische Vorstoß gegen die herrschende Verfassung unternommen wurde, war einerseits in der Zusammensetzung dieser Gemeinden mit ihrem erdrückenden Uebergewicht des eingewanderten Elementes begründet, anderseits darin, daß ein reformiertes Sonderbewußtsein in diesem Teil der Lothringer Diaspora, deren Glieder zu allermeist aus lutherischen und unierten Gegenden stammten, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht vorhanden sein konnte, und die Union im kirchlichen Leben in der Praxis überall durchgeführt war. Was dem Unionsgedanken in Lothringen außerdem eine gewisse Volkstümlichkeit gab, war die weitverbreitete Ueberzeugung, daß das Nebeneinanderbestehen der beiden evangelischen Landeskirchen in der Diaspora die Kraft der evangelischen Minderheit gegenüber der katholischen Uebermacht dauernd schwächen müsse. Ob diese letztere Auffassung überall, auch für die Stadt Metz, das Richtige traf, ist nicht über jeden Zweifel erhaben. Jenes Nebeneinander bedeutete jedenfalls nicht nur Krafteinbuße, sondern auch Kräftesteigerung durch den Wettbewerb der miteinander in gewisser Weise doch rivalisierenden Schwesterkirchen.

Lutherisch — reformiert — es war weit mehr als ein Widereinander ein Nebeneinander, ein Füreinander und ein Ineinander. Keine zwei Fronten nach der Art einer früheren Vergangenheit, aber auch keine ernsthafte Inangriffnahme einer verfassungsmäßigen Verbindung, wie sie dem Wesen des elsaß-lothringischen Protestantismus immerhin nahegelegen hätte. Mag sein, daß durch den Mangel an Entschlußkraft, diesem Ziele ernsthaft näherzukommen, dem evangelischen Kirchentum starke Erschütterungen erspart blieben. Aber einen befriedigenden Gesamteindruck hinterläßt diese Vertagung einer Zukunftsaufgabe des elsaß-lothringischen Protestantismus auf gelegenere Zeiten nicht.

8. Im Kampf für Volkssittlichkeit und soziale Gerechtigkeit

So große Verwüstungen der Materialismus anrichtete, seine Geschichtsbetrachtung enthielt doch einen Wahrheitskern: Er erkannte die oft so engen Zusammenhänge zwischen wirtschaftlichen Zuständen und seelischem Leben. Und wenn ein Karl Marx auch von einer Ueberwindung der Verelendung durch Sozialreform nichts wissen wollte, sondern alles Heil von der Diktatur des Proletariats erwartete, so schärfte er doch manchem in der nichtsozialistischen Welt den Blick für jene Zusammenhänge und steigerte den sozialen Reformwillen.

Daß man allein auf karitativem Wege und durch Evangeliumsverkündigung über volkszerstörende Kräfte wie Trunksucht und Unzucht nicht Herr werden könne, daß wirtschaftlich ungesunde Zustände auch im Interesse der Volkssittlichkeit mit den Mitteln der Gesetzgebung und mit Verwaltungsmaßnahmen zu bekämpfen seien, konnte immer weniger verborgen bleiben. Und die sozialen Zustände in Elsaß-Lothringen waren keineswegs frei von Beispielen, die einen trefflichen Anschauungsunterricht für die Notwendigkeit derartiger Maßnahmen abgeben konnten. So mußte in den 80er Jahren die außergewöhnlich hohe Zahl der Totgeburten in einzelnen Fabrikgegenden (bis zu 81 auf 1000 Geburten) und deren große Kindersterblichkeit zu denken geben. Für die physische Entartung der oberelsässischen Fabrikbevölkerung sprachen auch die Feststellungen des Heeres. Im Kreise Thann, in dem 222 Fabrikarbeiter auf je 1000 Zivilpersonen kamen, gab es nur 16,8 Prozent für den Heeresdienst Taugliche! Ein junger Nationalökonom, Schüler des damals in Straßburg wirkenden Professors Lujo Brentano (1882 bis 1887), Heinrich Herkner, ging den Dingen auf den Grund und wies nach, daß die von der oberelsässischen Industrie behaupteten vortrefflichen Arbeiterzustände nur in ganz wenigen Fabriken bestanden. Einige Einzelbeispiele: Es stieg die Temperatur in den Arbeitssälen bis zu 45 Grad Celsius, die Arbeitsdauer betrug in der Regel 12½ Stunden täglich, in einzelnen Fällen 13 bis 14 Stunden, und zwar für alle Arbeiter über 14 Jahren. Das vielgerühmte Miniaturhäuschen in der Mülhäuser Arbeiterstadt war an drei Parteien vermietet. Eine rigorose Fabrikordnung, die sich ungehemmt auswirken konnte, da es noch keine Gewerbeinspektion gab, vervollständigte das unerfreuliche Bild, das Herkner zum Entsetzen der Herkners Kritik zum Teil berechtigterweise als unbillig empfindenden oberelsässischen Fabrikantenkreise, aber auch sehr zum Verdruß der von diesen doch stark abhängigen Regierung der Oeffentlichkeit vorzeigte.

Natürlich hat die deutsche Sozialgesetzgebung auch hier mit der Zeit gründlichen Wandel geschaffen, hier wie anderwärts, denn außerhalb Elsaß-Lothringens waren die Zustände vielfach nicht besser. Die deutsche Gewerbeordnung mit ihren Arbeiterschutzbestimmungen wurde 1888 in Elsaß-Lothringen eingeführt. Den Fortschritten der hygienischen Fürsorge war es zu danken, daß die Sterblichkeit im Elsaß während eines Menschenalters fast um die Hälfte sank. Auf dem Gebiete der Sozialreform wurde auch sonst Hervorragendes geleistet. Es sei nur an die Straßburger Bürgermeister Back und Schwander erinnert. Straßburg war der Ausgangspunkt der gemischt-wirtschaftlichen Betriebsform zur Sozialisierung reif gewordener Industrien. Daß Straßburg durch seine „Verwaltung und sozialen Einrichtungen vielen Schwesterstädten zum Vorbilde dienen könne", bezeugte der Stadt Adolf Harnack 1907 gelegentlich des Evangelisch-sozialen Kongresses.

Man kann aber nicht sagen, daß gerade von der Kirche sonderliche Impulse zur Beseitigung vom sozialen Standpunkt unhaltbarer Zustände ausgegangen wären. Es waren doch nur einzelne Kreise, auch in der Theologenwelt, die, namentlich auch unter dem Eindruck Friedrich Naumans, sozialpolitischen Aufgaben warmes Interesse zuwandten, wie zum Beispiel Georg Wolf in seiner publizistischen und parlamentarischen Tätigkeit. Auch in der Kirche blieb der Einfluß der Fabrikantenschicht zu groß, auch der des Kleinbürgertums und des Bauerntums. Die kirchenfeindliche Agitation der Sozialdemokratie war einer sachlichen Würdigung von ihr erhobener berechtigter Forderungen ebenso im Weg wie ihr klassenkämpferischer Charakter. Als beschwerend wurde es kaum empfunden, daß die Arbeiterschaft wie in der Herkunft der Pfarrer so auch in den kirchlichen Körperschaften so gut wie unvertreten war. Daß in der Wiedergewinnung der von der Sozialdemokratie erfaßten Arbeitermassen eine der dringendsten Aufgaben einer Volkskirche liege, die nur bei ernstem sozialen Willen ihrer Lösung entgegengebracht werden konnte, dafür hatte doch nur eine Minderheit Verständnis. Eine Bewegung wie etwa den christlichen Sozialismus Adolf Stöckers hat es in Elsaß-Lothringen nie gegeben, wenn man von der lokal begrenzten, schnell wieder abgeebbten Aktion absieht, die Pfarrer Fr. Hoffet Anfang der neunziger Jahre in Mülhausen in Verbindung mit dem Leiter des Evangelischen Männervereins Reinhold von Below durchführte. Das hindert nicht, daß man da und dort sich für Aenderung der Gesetzgebung einsetzte, wenn es auch lange Zeit brauchte, bis die Bedeutung staatlicher Gesetzgebung für die Gesundung des Volkslebens in Pfarrerkreisen anerkannt wurde. Sehr bezeichnend ist hierfür eine Aussprache über die Sonntags-

heiligung auf der Straßburger Pastoralkonferenz im Jahre 1882. Zwar wurde einem Ausschuß unter anderem die Aufgabe erteilt, bei der Regierung dahin zu wirken, daß höhere und niedere Beamte, namentlich im Post- und Eisenbahndienst, so oft wie möglich einen freien Sonntag haben könnten. Aber der Bericht über die Aussprache enthielt im Widerspruch dazu den merkwürdigen Satz: „Es wird anerkannt, daß Regierungszwang in dieser Angelegenheit weder erlangt werden könne noch ersprießlich sei."

Auch die Stellung zur Alkoholfrage zeigt dieselbe Scheu vor dem Appell an die Staatsgewalt. Trotz der gewaltigen Schädigungen, die der Alkoholismus im Volksleben anrichtete, mußte die Straßburger Pastoralkonferenz ein Alter von 64 Jahren erreichen, bis hier ein Referent über die Alkoholfrage das Wort erhielt (1898). Als Pfarrer Dietz, Mundolsheim, sie 1886 für eine Eingabe an den Reichskanzler im Sinne der Einführung des staatlichen Branntweinmonopols hatte gewinnen wollen, wurde ihm mit dem Bedeuten abgewinkt, daß der Pfarrer sich nicht mit politischen Fragen zu befassen habe! Was Pfarrer Dietz dann 1898 über die Verheerungen des Alkoholismus mitgeteilt hat, verdient zum Teil heute noch festgehalten zu werden. In Elsaß-Lothringen hatte die Trunksucht grauenhafte Verheerungen angerichtet. Sie charakterisierte sich hier, von gelegentlichen Wein- oder Bierexzessen abgesehen, wesentlich als Schnapspest, und der trunksuchterzeugende Hauptfaktor war der billige, aber verderbliche Kartoffelbranntwein, vulgo „Petrol", der in früher nicht entfernt gekannten Mengen das Land überschwemmte. In Mülhausen — um nur einige Ziffern zu nennen — hatte sich der Schnapskonsum in der Periode von 1872 bis 1885 von 311 Hektolitern auf 2347, das heißt um fast das Achtfache, in Straßburg von 421 Hektolitern auf 5426, das heißt um das Dreizehnfache vermehrt. In einem Ort des Hanauer Landes von 1962 Seelen befanden sich im Jahre 1886 außer andern Wirtschaften etwa 20 Branntweinschenken, die riesige Mengen des blauen Feuerwassers verzapften. In Barr zogen im Jahre 1888 zahlreiche Arbeiterfrauen in stürmischem Anlauf auf das Rathaus und verlangten gebieterisch vom Bürgermeister, daß er die wie Pilze aus dem Boden geschossenen Schnapsspelunken schließen lasse. In Metz waren im Jahre 1889 5 oder 6 Fuselkneipen, die allwöchentlich 600 bis 700 Liter Branntwein, das heißt, 100 Liter pro Tag, an den Mann brachten. In einem Lothringer Dorf von 370 Seelen befand sich im Jahre 1892 ein Wirt, der wöchentlich nicht weniger als 4 bis 5 Hektoliter „Petrol" verzapfte. Im Bahnhof von Rothau wurden in den drei ersten Monaten desselben Jahres 800 Liter Branntwein für das kleine Bergdörfchen Neuweiler abgeladen. In düstern Farben hatten auch die

Berichte der geistlichen Inspektoren an das Direktorium wiederholt das Verderben der Branntweinseuche geschildert. 34 Prozent aller Insassen der Irrenanstalt von Stephansfeld und 33 Prozent aller in der psychiatrischen Klinik von Straßburg behandelten Epileptiker galten als Opfer der Trunksucht.

Zum Dienst an diesen und den zahllosen anderen Opfern der Trunksucht hat es (siehe Seite 125 ff.) nicht an helfenden Kräften gefehlt; die Trinkerrettung stand ja zum Beispiel im Mittelpunkt der Arbeit des Blauen Kreuzes. Aber die neben den Bemühungen um die Einzelseele erforderliche Beeinflussung der Oeffentlichkeit und Einwirkung auf den Staat kam zu kurz, und derjenige alkoholgegnerische Verband, der am stärksten nach dieser Richtung wirkte, der Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, hat es zu volkstümlichem Ansehen auch in Elsaß-Lothringen nicht gebracht.

Ganz ähnliche Feststellungen kann man bei den Anstrengungen in der Sittlichkeitsfrage machen: Sehr viel karitativer Eifer, der sich den Opfern der Prostitution zuwendet, auch viel Bemühung um Bewahrung der Jugend, aber zu wenig Drängen auf Eingreifen des Staates, sei es zur Bekämpfung der Prostitution, sei es zur Beseitigung von sozialen Zuständen, die als Nährboden der Prostitution angesehen werden müssen. Das Vorbild, das der Colmarer Bürgermeister H. C. Schlumberger († 1897) gegeben hatte, dessen dreijähriger energischer Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit 1881 mit der Aufhebung der Bordelle endigte, hätte anfeuernder wirken sollen. Vergebens erstrebte dasselbe Ziel für Straßburg der von Professor Dr. Theobald Ziegler geführte interkonfessionelle Sittlichkeitsverein. In Wort und Schrift setzte sich auch Dr. med. Johann Höffel, Buchsweiler, für Aenderung der staatlichen Gesetzgebung ein; eine Rückentwicklung half in Colmar der dort 1896 gegründete Elsässische Frauenbund verhüten. Pfarrer Bruns, Kronenburg, rief auf der Straßburger Pastoralkonferenz 1912 zum Kampf gegen die staatliche Reglementierung der Prostitution auf und warb für einen neugegründeten interkonfessionellen Verein gegen die öffentliche Unsittlichkeit. Die allgemeine Abschaffung der Bordelle ist in deutscher Zeit nicht mehr zustande gekommen; der Angriff auf sie setzte, abgesehen von Colmar, zu spät und nicht stark genug ein. (In Deutschland erreichte der Abolitionismus 1927 sein Ziel.)

Auch der Zusammenhang zwischen Wohnungsnot und Sittlichkeit ist in seiner Bedeutung erst später erkannt worden. Er verlor mit den Jahren viel von seinen unheilvollen Auswirkungen. Das war zum großen Teil sozialpolitischen Anstrengungen zur Besserung der Wohnungsverhältnisse zu danken. In Straßburg zum Beispiel

wurde durch die Gemeinnützige Gesellschaft, Volkswohnungen, Stiftungen, die Gemeinnützige Baugenossenschaft, Sparkassenhäuser, die städtischen Spachhäuser, städtische Wohnungen für kinderreiche Familien und Häuser der Armenverwaltung erreicht, daß man 1913 wohl noch von mancherlei Wohnungselend im kleinen, nicht aber von Wohnungselend im großen sprechen konnte. Die außerordentlich ungünstigen Wohnungsverhältnisse in Metz wurden wirksam durch eine stark vom Reich unterstützte Baugenossenschaft bekämpft, die es dahinbrachte, daß ein Prozent der Bevölkerung in den von ihr errichteten gesunden und freundlichen Wohnungen untergebracht war.

Auf den Stand der Volkssittlichkeit pflegt die Kriminalstatistik interessante Schlaglichter zu werfen. Das Bild, welches die Entwicklung der deutschen Kriminalität in unserem Zeitraume aufwies, war nicht sehr erfreulich. Die Kriminalitätsziffer stieg im ganzen, und zwar recht bedeutend, wenngleich die Steigerung etwa seit der Jahrhundertwende zum Stillstand gekommen war. Die Kriminalitätsziffer des Reichslandes hielt sich beständig erheblich unter dem Durchschnitt des Reiches. Im Jahr 1882 sind im Reichsland 8853 (80,3), 1887: 10004 (91,9), 1892: 11931 (87,9), 1898: 12244 (90,8), 1903: 11900 (96,6), 1904: 11356 (90,9), 1908: 13517 (96,5), 1910: 13099 (93,6), 1911: 13196 (94,2), im Durchschnitt 1898 bis 1902 91,1 und 1903 bis 1907 93,8 Personen verurteilt worden. Auch hier ist die absolute Ziffer von 8853 auf 13196 gestiegen. Aber das Steigen der relativen Ziffer von 80,3 auf 94,2 ist weit geringer. Die ungünstigsten Ziffern weisen während des ganzen Beobachtungszeitraums die östlichen preußischen Provinzen, die Rheinpfalz und die Hansastädte auf. Diese Ziffern gehen weit über den Reichsdurchschnitt hinaus. Am auffallendsten war die hohe Kriminalitätsziffer der Rheinpfalz. Die Relativziffern für 1910 und 1911 waren für die Pfalz 167,9 und 157,6. Alle an die Pfalz angrenzenden Länder hatten bedeutend niedrigere Ziffern. Die verhältnismäßig günstige Kriminalitätsziffer Elsaß-Lothringens beruhte im ganzen auf der geringen Zahl der Verurteilungen wegen Vermögensdelikten. Auch im Reich war diese Kriminalität während jener drei Jahrzehnte stark zurückgegangen. Danach war die Ziffer in den letzten zwei Jahrzehnten vor dem Weltkrieg ziemlich stabil geblieben, wenngleich der im ersten Jahrzehnt erfolgte Rückgang der Kriminalitätsziffer nicht angehalten hatte. Für Elsaß-Lothringen betrugen die betreffenden Ziffern für 1882: 2204 (20), 1889: 1947 (17,7), 1904: 2000 (17,7), 1906: 2272 (19,8), 1909: 2528 (20,7), 1910: 2573 (20,8) und 1911: 2429 (20,1). Aber Elsaß-Lothringen hielt sich weit unter dem Reichsdurchschnitt. Die größte kriminalistische Bedeutung hat die sogenannte



Eugen Braun, 1841 bis 1915

wurde durch die Gemeinnützige Gesellschaft, Volkswohnungen, Stiftungen, die Gemeinnützige Baugenossenschaft, Sparkassenhäuser, die städtischen Spachhäuser, städtische Wohnungen für kinderreiche Familien und Häuser der Armenverwaltung erreicht, daß man 1913 wohl noch von mancherlei Wohnungselend im kleinen, nicht aber von Wohnungselend im großen sprechen konnte. Die außerordentlich ungünstigen Wohnungsverhältnisse in Metz wurden wirksam durch eine stark vom Reich unterstützte Baugenossenschaft bekämpft, die es dahinbrachte, daß ein Prozent der Bevölkerung in den von ihr errichteten gesunden und freundlichen Wohnungen untergebracht war.

Auf den Stand der Volkssittlichkeit pflegt die Kriminalstatistik interessante Schlaglichter zu werfen. Das Bild, welches die Entwicklung der deutschen Kriminalität in unserem Zeitraume aufwies, war nicht sehr erfreulich. Die Kriminalitätsziffer stieg im ganzen, und zwar recht bedeutend, wenngleich die Steigerung etwa seit der Jahrhundertwende zum Stillstand gekommen war. Die Kriminalitätsziffer des Reichslandes hielt sich beständig erheblich unter dem Durchschnitt des Reiches. Im Jahr 1882 sind im Reichsland 8853 (80,3), 1887: 10004 (91,9), 1892: 11931 (87,9), 1898: 12244 (90,8), 1903: 11900 (96,6), 1904: 11356 (90,9), 1908: 13517 (96,5), 1910: 13099 (93,6), 1911: 13196 (94,2), im Durchschnitt 1898 bis 1902 91,1 und 1903 bis 1907 93,8 Personen verurteilt worden. Auch hier ist die absolute Ziffer von 8853 auf 13196 gestiegen. Aber das Steigen der relativen Ziffer von 80,3 auf 94,2 ist weit geringer. Die ungünstigsten Ziffern weisen während des ganzen Beobachtungszeitraums die östlichen preußischen Provinzen, die Rheinpfalz und die Hansastädte auf. Diese Ziffern gehen weit über den Reichsdurchschnitt hinaus. Am auffallendsten war die hohe Kriminalitätsziffer der Rheinpfalz. Die Relativziffern für 1910 und 1911 waren für die Pfalz 167,9 und 157,6. Alle an die Pfalz angrenzenden Länder hatten bedeutend niedrigere Ziffern. Die verhältnismäßig günstige Kriminalitätsziffer Elsaß-Lothringens beruhte im ganzen auf der geringen Zahl der Verurteilungen wegen Vermögensdelikten. Auch im Reich war diese Kriminalität während jener drei Jahrzehnte stark zurückgegangen. Danach war die Ziffer in den letzten zwei Jahrzehnten vor dem Weltkrieg ziemlich stabil geblieben, wenngleich der im ersten Jahrzehnt erfolgte Rückgang der Kriminalitätsziffer nicht angehalten hatte. Für Elsaß-Lothringen betrugen die betreffenden Ziffern für 1882: 2204 (20), 1889: 1947 (17,7), 1904: 2000 (17,7), 1906: 2272 (19,8), 1909: 2528 (20,7), 1910: 2573 (20,8) und 1911: 2429 (20,1). Aber Elsaß-Lothringen hielt sich weit unter dem Reichsdurchschnitt. Die größte kriminalistische Bedeutung hat die sogenannte



Eugen Braun, 1841 bis 1915



Emil Küß, 1837 bis 1911

gefährliche Körperverletzung, da ihre Verfolgung nicht wie diejenige der einfachen und der fahrlässigen Körperverletzung von einem besonderen Strafantrag abhängt, sondern von Amts wegen stattfindet. Wegen dieses Deliktes wurden im Reich 1882: 38291 (12,1), 1889: 57191 (17,1), 1899: 94657 (24,5), 1902: 97376 (24,2), 1906: 97947 (23), 1909: 93175 (20,8), 1910: 92193 (20,1) und 1911: 90881 (19,7) Personen verurteilt. Auch in Elsaß-Lothringen zeigte sich eine Zunahme der gefährlichen Körperverletzungen. Es wurden nämlich wegen dieses Deliktes verurteilt: 1882: 1314 (11,9), 1903: 3195 (25,9), 1905: 3037 (24), 1909: 3187 (23,6), 1910: 2847 (21,4), 1911: 3049 (22,1). Im Durchschnitt des Jahrzehnts 1897 bis 1907 24,6. Während im Reich nicht ganz ein Fünftel der Verurteilungen auf die gefährliche Körperverletzung entfällt, erreicht die Zahl hier annähernd ein Viertel. Die Zahl der Verurteilungen wegen Beleidigung blieb, wenn man die Zunahme der Bevölkerung berücksichtigt, ziemlich stabil. Die Straffälligkeit war bei Beginn der einheitlichen deutschen Kriminalistik in Süddeutschland ein wenig günstiger als im Reiche, hat sich aber seitdem ein wenig ungünstiger gestaltet. Doch stand Elsaß-Lothringen bis zum Beginn des Weltkrieges recht günstig da. Auf 100 000 strafmündige Zivilpersonen betrug die Straffälligkeit

	1882	1886/90	1893/97	1898/02	1903/07
im Reiche	1040	1086	1177	1193	1195
in Elsaß-Lothringen	800	973	836	911	938

Besonders günstige Ziffern wiesen die ländlichen Bezirke Chateau-Salins und Bolchen auf.

Die Zuchthausstrafen hatten von 206 im Jahre 1890 einen Rückgang auf 155 im Jahr 1910 erfahren, hingegen die Geldstrafen in demselben Zeitraum eine Zunahme von 5194 auf 7634. Konservativen und alldeutschen Blättern, die nicht genug über die aufrührerische Bevölkerung Elsaß-Lothringens klagen konnten, empfahl die Straßburger Post in ihrer Nummer vom 26. Februar 1914 zum Nachdenken die gewiß bemerkenswerte Tatsache, daß Elsaß-Lothringen auf 100 000 Personen im Jahr 1910 nur 140 wegen Vergehens und Verbrechens gegen den Staat, die öffentliche Ordnung usw. Verurteilte aufwies, während die entsprechenden Zahlen für das Reich, Preußen, Sachsen und Württemberg (146; 145; 155; 160) eine höhere Straffälligkeit zeigten. Die Beurteilung der Bevölkerung als einer ruhigen, zum Widerstand gegen die staatliche Gewalt nicht sonderlich geneigten erhielt somit durch die Statistik eine Bestätigung. Und welche ungeheure Besserung in der Stellung der Bevölkerung zum Militärdienst eingetreten war, bewies der Rückgang der Strafen wegen Verletzung der Wehrpflicht von 2405 im Jahre 1890 und 1217 im Jahre

1900 auf 539 im Jahre 1910. Eine so starke Abnahme fand sich in keinem anderen deutschen Staat.

In der Kriminalistik ist offenkundig die Belastung der Konfessionen ungleich gewesen. Die Katholiken sind schwerer belastet als die Protestanten. Die amtliche Reichskriminalstatistik für 1908 stellte fest, daß die Protestanten, die 62,08 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten, in der Gesamtzahl der Straffälligen nur mit 56,30 Prozent vertreten waren, während die 36,46 Prozent der Gesamtbevölkerung bildenden Katholiken 42,12 Prozent der Straffälligen stellten. Der Anteil der Protestanten an der Zahl der Straffälligen war also um 5,78 Prozent geringer, der der Katholiken um 5,66 Prozent größer. Die Ziffern für Elsaß-Lothringen sind für den Katholizismus sonach günstiger gewesen, als durchschnittlich im Reiche (einem Minus von 4,05 Prozent auf evangelischer Seite entsprach dort ein Plus von 2,5 Prozent auf katholischer Seite); immerhin schnitt auch hier der Protestantismus günstiger ab als der Katholizismus. Die einzigen Gebiete, die damals eine Ausnahme machten und einen verhältnismäßig größeren Anteil der Protestanten an der Zahl der Straffälligen aufwiesen, waren Ostpreußen, Hohenzollern und Baden.

Natürlich spielten diese Ergebnisse der konfessionellen Kriminalstatistik eine Rolle, als Papst Pius X. 1910 in der sogenannten Borromäus-Enzyklika auf die Reformation zurückführte „jene Seuche der Laster und jene Zerstörung der Zucht, zu der vielleicht nicht einmal das Mittelalter gelangt war". Die Wogen der Erregung über diese päpstlichen Schmähungen gingen gerade in der Südwestecke des Reiches sehr hoch. Die Zahl der in Zuchthaus, Gefängnis und Arbeitshaus Eingelieferten betrug im Jahre 1910 im ganzen 4178, davon 842 Evangelische, 3292 Katholiken, 40 Juden, das war für 100000 je 206, 231 und 131. Von den 539 wegen Verletzung der Wehrpflicht Verurteilten waren 24 Juden = 79 auf 100000 gegen 29 der Gesamtbevölkerung. Die Statistik über Bestrafungen wegen Landstreicherei und Bettelns zeigte im Jahre 1911 eine auffallend große Zahl nichteinheimischer Landstreicher (auf 88 Elsaß-Lothringer kommen 70 sonstige Deutsche und 66 Ausländer). Von den Zöglingen der Fürsorgeerziehung waren 82 Prozent katholisch, 17,8 Prozent evangelisch, 0,2 Prozent israelitisch. Mit unehelichen Geburten war Elsaß-Lothringen ungefähr in derselben Weise bedacht wie Württemberg, Baden und Hessen. 1911 hatten die Bezirke Unterelsaß 9,14 Prozent, Oberelsaß 7,19 Prozent, Lothringen 5,07 Prozent. In allen süddeutschen Staaten war die Belastung für beide Konfessionen im ganzen so gleichmäßig und die Abweichungen durch Beruf und Wohnort so erklärbar, daß von einem Einfluß der

Konfessionen kaum die Rede sein kann. Der Geburtenrückgang, der nächst Frankreich besonders in Belgien groß war, wurde auch in Elsaß-Lothringen stark fühlbar. Die Konfession machte keinen Unterschied. Städte mit überwiegend katholischer Bevölkerung wie Köln, Aachen, Krefeld, Duisburg, Düsseldorf, Essen zeigten neben den sächsischen und einigen anderen evangelischen Städten den schlimmsten Rückgang. Der Rückgang war bei beiden Konfessionen gleichmäßig. Mit seiner Geburtenzahl stand Elsaß-Lothringen tief unter dem Reichsdurchschnitt, hingegen war die Säuglingsstatistik im ganzen günstig. Ein starkes Anschwellen wies die Statistik der. Ehescheidungen in Elsaß-Lothringen auf. Auf 1000 Eheschließungen kamen 1882/91 13,20, 1902/11 21,33 Ehescheidungen! Die Zahl der Erkrankungen an Geschlechtskrankheiten betrug im Heer auf 1000 Mann der Ist-Stärke (ausschließlich der Offiziere) in den Garnisonen

	Straßburg	Mülhausen	Colmar	Metz	Bitsch
1881/86	37,5	34,5	28,4	42,9	16,8
1886/91	33,7	29,0	33,9	46,8	14,2
1891/96	45,3	30,7	32,1	51,6	6,3
1896/01	31,6	21,8	18,6	31,1	12,5
1901/06	23,5	15,9	15,2	19,2	8,3
1906/09	23,7	23,1	17,9	16,4	8,5
1909/10	29,4	21,1	20,8	17,5	12,5

Die Selbstmordstatistik ergab einen unverhältnismäßig starken Anteil der Protestanten.

Auf diesem Volkstumsboden hatte die evangelische Kirche in Elsaß-Lothringen zu arbeiten. Er war sicherlich nicht schlechter und für gute Aussaat weniger empfänglich als das Erdreich in andern deutschen Landen. Und wo die Erfolge besonders zu wünschen übrig ließen, da begnügte man sich je länger, je weniger damit, nach Theologenart mehr oder minder ausschließlich menschliche Sündhaftigkeit des einzelnen dafür haftbar zu machen, da erkannte man die starken inneren Zusammenhänge zwischen sozialen Zuständen und Volkssittlichkeit und scheute schließlich auch nicht davor zurück, auch die kapitalistische Wirtschaftsordnung einmal nach ihrer lebenhemmenden Seite unter die kritische Lupe zu nehmen, wie dies unter dem Eindruck von Veröffentlichungen von G. Traub u. a. Pfarrer Scheer, Mülhausen, 1906 auf der Straßburger Pastoralkonferenz tat. In der Konsequenz solcher Entwicklung lag die Erkenntnis, daß die Kirche ihre volkserzieherische Aufgabe nicht bloß mit den alten Mitteln der Evangeliumsverkündigung zu erfüllen habe, sondern auch durch Stärkung aller Bestrebungen im

Staatsleben, die günstigere äußere Voraussetzungen für die Volkssittlichkeit zu schaffen sich bemühten. Es war bedeutungsvoll, daß auf der letzten Tagung der Pastoralkonferenz vor dem Weltkrieg (1914) das Thema: „Kirche und Volk" behandelt wurde und hier der Kirche von Pfarrer Ch. Stricker, Mülhausen, mit großer Schärfe der Vorwurf gemacht wurde, daß sie in ihrer Abhängigkeit von den besitzenden Ständen und vom Staat lange Zeit das soziale Gefühl nicht habe aufkommen lassen. Sie habe das Problem, das ihr die Großstadt stelle, erst zu verstehen begonnen, als ihr die Sozialdemokratie zuvorkam. Die Kirche wie der Staat seien erst sozial geworden aus Furcht vor der Sozialdemokratie. Da diese aber keine dauernden sittlichen Energien entbunden habe, sei die Folge: „unser Volk ohne sittlich-religiöse Hilfe!" So erscholl am Ende der deutschen Zeit ein Bußruf zu tieferer Erfassung der sozialen Aufgaben der Kirche.

B Aufbauarbeit

1. Kirchenverfassung

Eine eigenartige Tragik lag über den Bestrebungen nach Reform der Verfassung in der Kirche A. K. Die Bemühungen eines halben Jahrhunderts endeten mit einem völlig negativen Ergebnis in dem Augenblick, da die Früchte zum Greifen nahe waren und nach langen Irrungen und Wirrungen das Ziel erreicht schien. Was noch ausstand, war nur eine Formalität. Die Einigung war erreicht. Die Kirche wußte endlich, was sie wollte, und Staat und Kirche hatten sich gefunden. Hätte man die Entschlußkraft und Weitsicht aufgebracht, in Tagen reifender großer politischer Entscheidungen, in denen naturgemäß diese Verfassungsfragen in den Hintergrund getreten waren, den Schlußstrich unter das Erreichte zu setzen, dabei die Möglichkeit in Kauf nehmend, daß die neue Verfassung alsbald wieder einer Aenderung unterworfen werden müsse, dann wäre der Kirche das Schicksal erspart geblieben, nun wieder ganz von vorne anfangen zu müssen — falls überhaupt noch ein Reformwille lebendig ist!

Ein aus dem Gefängnis Entlassener stößt sich an Einschränkungen seiner Bewegungsfreiheit weniger als ein Mensch, der ein Gefängnis immer nur von außen gekannt hat. Die elsaß-lothringischen evangelischen Kirchen waren durch die Organischen Artikel vom 18. Germinal (8. April 1802) aus dem Gefängnis kirchlicher Anarchie, eines Zustandes der Rechtlosigkeit, durch den ersten Napoleon herausgeführt worden; der Katholizismus hatte aufgehört, Staatsreligion zu sein, der Staat hatte sich zur Gleichberechtigung der Kirchen bekannt. Das dem elsässischen Protestantismus in seiner großen Mehrheit so schwer am Herzen liegende Gut der Freiheit von Symbol- und Agendenzwang war auch 1852 in Zeiten der Reaktion vom dritten Napoleon nicht angetastet worden, als dieser durch ein Dekret die bisherige Verfassung im Sinne der Stärkung der kirchlichen Zentralgewalt geändert hatte. Das zahlenmäßige Uebergewicht der „Laien" über die Geistlichen war und blieb in der Verfassung verankert. Die Dankbarkeit für solche Errungenschaften dämpfte die Kritik an den Mängeln der Verfassung. Daß die Kirche trotz ihres presbyterialen Charakters von einer Selbständigkeit weit enfernt blieb, daß die einst von dem Straßburger Rechtslehrer Koch vertretenen Gedanken des Kollegialismus, der in der

Kirche eine freie Gesellschaft sieht, von Anfang an gründlich verwässert worden waren, daß der Staat insbesondere der Kirche A. K. schwere Fesseln angelegt hatte, das alles wurde Jahrzehnte hindurch wohl als mißlich, aber nicht als schwer erträglich empfunden. Und die Kärglichkeit der Pfarrgehälter nahm man mit einer wahren Lammesgeduld hin. Erkenntnis der Reformbedürftigkeit der Verfassung war vorhanden, auch Entschlossenheit der Abwehr, als eine nach landfremden Prinzipien ausgeklügelte neue Verfassung dem Lande aufgezwungen werden sollte (vgl. Seite 4), aber kein starker, drängender Reformwille.

Jene von seiten preußischer Kirchenmänner geplanten grundstürzenden Aenderungen der Verfassung wurden durch die Eingabe der Pastoralkonferenz vom 6. Juni 1871 an den Reichskanzler Fürst Bismarck im Keime erstickt. Die Pastoralkonferenz sprach als ihre Wünsche aus: 1. die Zusicherung, vor der Entscheidung ein Gutachten abgeben zu dürfen. 2. Gebührende Berücksichtigung der Autonomie der Kirche in allem, was ihre inneren Angelegenheiten beträfe. 3. „Daß die Organisation in der evangelischen Kirche von der evangelischen Gemeinde ihren Ausgang nehme und sich als eine presbyteriale und synodale entwickle und vollende." 4. Beibehaltung des „Prinzips der numerischen Präponderanz der Laien über die Geistlichen in allen kirchlichen Behörden". 5. Wie bisher „Freiheit von allem Symbol- und Agendenzwang, bei welcher jede berechtigte theologische Meinungsrichtung sich ungehindert entwickeln, geltend machen und bestehen konnte, so daß der Grundsatz aufrichtiger und wahrer Verträglichkeit tief in dem Bewußtsein der elsässisch-protestantischen Kirche wurzelt und lebt". 6. Straßburg möge auch weiterhin Sitz der oberen Verwaltungsbehörde bleiben.

Bismarcks Antwort erfolgte unter dem 19. Juni 1871. Es liege zur Zeit nicht in seiner Absicht, bei Seiner Majestät dem Kaiser und dem Bundesrate Abänderungen in der zu Recht bestehenden Verfassung der evangelischen Kirche im Elsaß und in Lothringen in Vorschlag zu bringen. Wenn solche für ratsam befunden werden sollten, würden zuvor die berechtigten Organe über dieselben gehört werden.

Sie wurden nicht für ratsam befunden, auch von der Kirche nicht, die sich 1872 die Auffassung der Professoren Bruch und Reuß aneignete, daß man einstweilen gut daran tue, das heiße Eisen nicht anzufassen. So ist die äußere Erscheinung der Kirche A. K. im wesentlichen bis auf diesen Tag unverändert geblieben: Als kleinste Rechtseinheit die Einzelgemeinde mit dem Kirchenrat oder Presbyterialrat an der Spitze, mehrere Einzelgemeinden im Konsistorium als Verwaltungsorgan zusammengefaßt. Den 39 Konsistorien steht das Recht der Ueberwachung der Rechnungsführung der Kirchenräte und

der Begutachtung der der Oberbehörde vorzulegenden Beschlüsse zu. Seit 1875 sieben (vordem sechs) Inspektionen mit einem Geistlichen Inspektor an der Spitze, der von der Regierung auf Lebenszeit ernannt wird, nachdem die Inspektionsversammlung drei Pfarrer aus ihrer Mitte vorgeschlagen hat. Jede Inspektionsversammlung entsendet (auf sechs Jahre) zwei Laienabgeordnete in das Oberkonsistorium. Das Direktorium übt die Kirchenregierung aus, die gesetzgebende Gewalt liegt in den Händen des Oberkonsistoriums. Von den fünf Mitgliedern des Direktorium werden drei, darunter ein Geistlicher Inspektor, von der Regierung bestimmt; sie ist nur bei der Wahl der beiden Vertreter des Oberkonsistoriums ausgeschaltet, hat somit maßgebenden Einfluß auf die Zusammensetzung der obersten Kirchenbehörde. Im Oberkonsistorium, dem der Präsident des Direktoriums, das von der Regierung ernannte Mitglied des Direktoriums, die sieben Inspektoren, auch je ein Vertreter des Thomaskapitels und der Straßburger evangelischen theologischen Fakultät angehören, ist das Ueberwiegen des Laienelementes durch die zwei mal sieben Laienabgeordneten der Inspektionen gewährleistet.

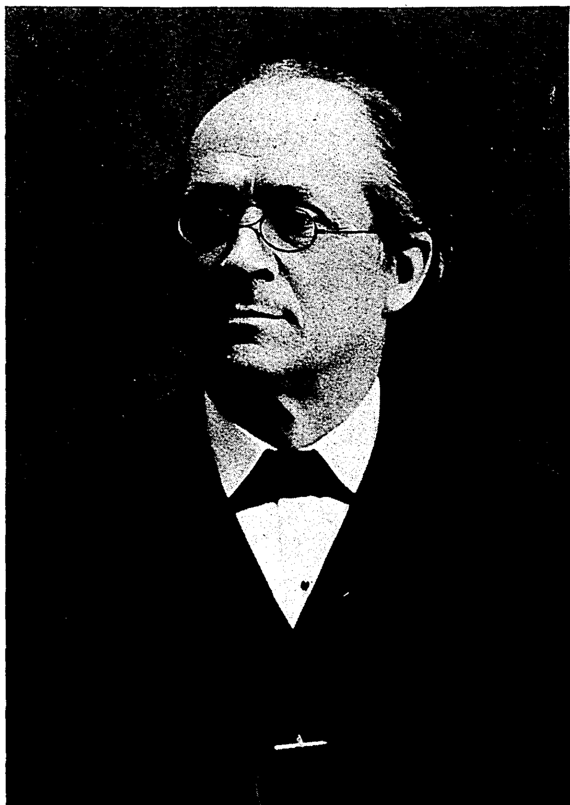
Die Verfassung der Reformierten Kirche gleicht in ihrem Unter- und Mittelbau der ihrer Schwesterkirche. Sie erhielt erst durch die Synodalordnung von 1905 mit dem Zusammenschluß der fünf reformierten Konsistorien Mülhausen, Markirch, Straßburg, Bischweiler und Metz, mit der Gründung einer Synode und eines Synodalvorstandes einen Oberbau. Den Anstoß hatten die Konsistorien Straßburg und Bischweiler gegeben, führend war an diesen Bestrebungen der Straßburger Pfarrer D. Piepenbring gewesen, dem dann auch zunächst das Amt des Vorsitzenden des Synodalvorstandes zufiel. Von Forderungen, von denen das Metzer Konsistorium seine Eingliederung abhängig machte, ist bereits auf Seite 79 die Rede gewesen. Die viel größere Unabhängigkeit vom Staate, derer sich die Reformierte Kirche seit ihrer Gründung (1802) erfreuen durfte, ist ihr erhalten geblieben. Der Staat begnügt sich damit, die kirchlichen Amtsträger zu bestätigen, und überläßt somit der Kirche fast völlig, die Stellen in den Verwaltungsbehörden zu besetzen — ein nicht immer genügend gewertetes Argument gegen den Zustand in der Kirche A. K. Warum sollte die Selbstbescheidung, die sich der Staat in der Reformierten Kirche auferlegt hatte und die nie und nirgends zu für ihn mißlichen Zuständen geführt hatte, nicht auch für ihn gegenüber der Kirche A. K. möglich sein? Als Gegenstück zu der Erscheinung der „Geistlichen Inspektoren" brachte die neue reformierte Verfassung die von „Visitatoren".

Durfte somit die Reformierte Kirche immerhin einen wertvollen Fortschritt im Ausbau ihrer Verfassung erleben, so blieb dies der Kirche

A. K. versagt. Es war D. Hackenschmidt, der 1893 in einem Vortrag auf der Pastoralkonferenz „Was kann auf dem Weg von Verfassungsreformen für die Erneuerung unserer evangelischen Kirche gewonnen werden?" den Stein ins Rollen brachte. Die Konsistorien geißelte er als „unnütze Komplikationen unseres Kirchenwesens, Zeit- und Papierverschwendung", erregte damit freilich entrüsteten Widerspruch auf liberaler Seite. Dem ceterum censeo Hackenschmidts consistoria esse delenda setzte Pfarrer Engelmann die Behauptung entgegen: Wenn wir sie nicht hätten, sollten wir sie gründen! In diesem Theologenstreit drohte die junge Reformbewegung zu ersticken, als der Zaberner Landgerichtsrat 1897 Dr. Mühlhäuser den Reformbestrebungen die so dringend notwendige gründliche juristische Fundamentierung mit seiner Denkschrift „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der protestantischen Kirche A. K. in Elsaß-Lothringen" lieferte. Er entlarvte die geltenden Verfassungsgesetze von 1802 und 1852 als einseitige Schöpfungen staatlicher Gesetzgebung und zerstörte die 1872 noch kaum vorhandene, dann aber üppig um sich greifende Legende von der Vortrefflichkeit der bestehenden Verfassung.

Mühlhäuser legte dar, daß die Einzelgemeinde durch die Fiktion der Konsistorialkirche und andere einschränkende Bestimmungen um die Möglichkeit voller Entfaltung gebracht war, und wollte von einem Konsistorium als einer bevormundenden Instanz für die als unmündig betrachtete Einzelgemeinde nichts wissen. Zwei Mittelinstanzen (Konsistorium und Inspektionsversammlung) erschienen ihm des Guten zuviel. Die Unabhängigkeit des Oberkonsistoriums sah er dadurch, daß die Mitglieder des Direktoriums in ihm Sitz und Stimme hatten, gefährdet. Den Pfarrern wünschte er Vertretung im Oberkonsistorium nicht bloß durch die von der Regierung eingesetzten Inspektoren.

Mühlhäusers Denkschrift machte großen Eindruck. Die Reformfrage war nun wieder in frischen Fluß gekommen. Die Pastoralkonferenz beschloß Einsetzung einer Kommission, die dann nacheinander zwei Entwürfe ausarbeitete, den letzten unter Mitwirkung des Staats- und Kirchenlehrers Otto Mayer. Die Kirchenräte sollten ständig verdoppelt werden. Einzige Mittelinstanz sollte das nach Mühlhäusers Vorschlägen neu zusammenzusetzende Konsistorium bilden. Die Zahl der Konsistorien wurde auf zwölf begrenzt, den Präsidenten der Konsistorien Sitz und Stimme im Oberkonsistorium zugedacht. Jedes Konsistorium hatte außerdem zwei Laien in das Oberkonsistorium zu entsenden. Das geistliche Mitglied des Direktoriums sollte nicht mehr von der Regierung, sondern vom Oberkonsistorium zu wählen sein. Es schien, als ob diese Gedanken sich sehr schnell durchsetzen würden. Da, um



Hermann Baumgarten, 1825 bis 1893



Rudolf Sohm, 1841 bis 1917

die Jahrhundertwende, wurde auf einmal stark gebremst. Zum Dolmetsch einer reformfeindlichen Richtung machte sich auf der Pastoralkonferenz Inspektor Knittel. D. Hackenschmidt, der Reformer von 1893, glaubte (1902) in der Erneuerung der Inspektionsversammlungen einen mehr Erfolg versprechenden Weg gefunden zu haben, nachdem man die Entdeckung gemacht hatte, daß diese Inspektionsversammlungen ihren „Maulkorb" bis dahin unnötigerweise getragen hatten (sie hatten nur als Wahlkörper funktioniert). Das machte Eindruck, aber darüber gerieten die Vorschläge Mühlhäusers nicht in Vergessenheit. Nach jahrelangen Kämpfen kam als Endergebnis schließlich heraus: Die bisherigen Konsistorien sollen als solche verschwinden, die Gemeinden autonom werden und im Kirchenrat ihre Vertretung erhalten, die bisherigen Inspektionsbezirke bleiben bestehen, ihre Vertretungskörper erhalten den Namen Konsistorium, weil diese neuen Konsistorien wie die alten Inspektionsversammlungen die Mitglieder des Oberkonsistoriums zu wählen haben, das seinen Namen behalten sollte.

Die neue Kirchenordnung (1910) suchte außerdem alle Eingriffe staatlicher Gewalt zu beseitigen. Im Gemeindeprinzip wurzelnd, sicherte sie den Gemeinden selbständige Verwaltung zu und befreite sie von der Aufsichtsinstanz der Konsistorien. Den Frauen war das aktive und mit gewissen Einschränkungen das passive Wahlrecht zugedacht. Als Gemeindeverbände traten die Konsistorien in Erscheinung, in denen die Laien das Uebergewicht gewährleistet erhielten. Das Oberkonsistorium wurde um zwei Drittel verstärkt. Im Direktorium sollte das von der Regierung ernannte Laienmitglied verschwinden. An dem Bekenntnisstande sollte nichts geändert werden. Das Ganze bedeutete Selbständigmachung der evangelischen Kirche.

Wie hat sich der Staat dazu gestellt? Er war für das Frauenstimmrecht nicht zu haben, da er von einem Einbau desselben in die Kirchenverfassung ihm unerwünschte Rückschläge auf das politische Leben befürchtete. Im übrigen aber zeigte er großes Entgegenkommen. Es lag ihm fern, Ueberlebtes festhalten zu wollen, weil man die Macht dazu hatte. An der Spitze des Kultusministeriums stand der Unterstaatssekretär Dr. E m i l P e t r i, eine Persönlichkeit, wie geschaffen zur Mitarbeit an einem den Forderungen einer neuen Zeit sich anpassenden Einigungswerk zwischen Staat und Kirche. Präsident Curtius hatte sein großes juristisches Wissen in den Dienst der Reform gestellt; unter ihren Wegbereitern hatte sich besonders Georg Wolf außerordentliche Verdienste erworben. Freude und Stolz bewegte die Herzen, daß alle Widerstände nun beseitigt und ein Verfassungsbau geschaffen war, in dem es sich gut wohnen lassen würde. Mit derselben Bestimmtheit hatte man das Beste bodenständiger Ueberlieferung gewahrt wie

neuen Erkenntnissen Rechnung getragen. Da blieb alles nur Phantasiegebilde. Der Krieg vereitelte die Verwirklichung der Pläne. Alle Mühe war umsonst gewesen. Wird sie es bleiben?

2. Gemeindeorganisation

Pfarrer D. theol. H. W. Kienlen (in Colmar 1842, an St. Wilhelm in Straßburg 1858, † 1876) hat 1851 in den damals in Hamburg erscheinenden „Theologischen Studien und Kritiken" unter der Ueberschrift **„Der Schaden Josephs"** „kirchliche Betrachtungen" veröffentlicht, die in sehr merkwürdiger Weise zeigen, daß die 1891 mit der Schrift Emil Sulzes über die „evangelische Gemeinde" einsetzende Bewegung schon vierzig Jahre früher in ihren Hauptgedanken gewollt und durchdacht war. Kienlen beklagte den „Mangel an Abgrenzung der Parochien" und innerhalb derselben, wo mehrere Geistliche wirken, an einer ordentlichen, billigen Verteilung der seelsorgerischen Geschäfte unter denselben. „Dieser Mangel trat sogar im Verhältnis benachbarter Gemeinden in Erscheinung. Wem der Pfarrer seines Wohnorts nicht gefällt, der soll zum benachbarten Pfarrer gehen oder ihn rufen lassen dürfen, gerade wie einer seinen Schneider oder Schuster wählt und verabschiedet, wenn derselbe ihm nicht mehr zusagt ... Wir nennen diese vollkommene Freiheit vollkommene Unordnung, und zittern für das Heil der Kirche, wenn diese Demagogie in ihr den Sieg gewinnen, dieses auf die Spitze getriebene voluntary principle zur Geltung kommen sollte." In recht anschaulicher Weise schilderte Kienlen die Folgen des „sogenannten Freiheitssystems" für das Verhältnis der Gemeindeglieder zum Pfarrer:

„Das Verhältnis der einzelnen Christen zum Geistlichen wird ein ganz oberflächliches und gespanntes; aller vertrauliche Umgang des Seelsorgers mit den Gemeindegliedern verschwindet. — Der Geistliche tritt in ein Haus, wo er glaubt, Pfarrer zu sein, und wo diese oder jene Umstände seinen seelsorgerischen Zuspruch in Ermahnung oder Trost zu erheischen scheinen. Die Leute, statt solchen anzunehmen, erbittern sich darüber, und bei der nächsten Gelegenheit wird ein anderer Geistlicher gerufen, der für „galanter" gilt. Zweites Beispiel: Ein Geistlicher macht einen Hausbesuch, findet da entweder ein Kind mehr oder eine erwachsene Person weniger, als er nach früherer Kenntnis erwartete, und bemerkt auf den Gesichtern eine gewisse Verlegenheit. Nachher erinnert er sich, daß bei der letzten Taufe die Gebühr nicht bezahlt oder keine Liebesgabe gereicht worden ist. Er hatte nicht darauf geachtet — aber die armen Leute hatten den Mut nicht gehabt, wieder an ihn sich zu wenden,

sie hatten sich einen andern ausgesucht. Und so werden sie, wenn zwölf Geistliche im Orte oder in der Nähe sind, in zwölf aufeinanderfolgenden Fällen bei allen herumgekommen sein — welcher aber wird da ihr Seelsorger sein? Oder: es kommt nach einer Vakanz ein neuer Pfarrer zu älteren hinzu. Ein Handwerker oder Krämer möchte gern jenen zum Kunden haben; er verläßt seinen bisherigen Pfarrer, der sein Kunde nicht ist, geht zum neuen, und wenn dieser dann den Wink nicht versteht, so läßt ihm das Beichtkind sagen: wir sind ja doch zum Herrn Pfarrer X. gekommen, warum kommt er nicht zu uns? Oder: ein lediger Pfarrer heiratet in der Gemeinde und augenblicklich wenden sich von Kollegen zu ihm alle Verwandten und Bekannten der Frau. Welches seelsorgerische Verhältnis soll in diesen beiden letzten Fällen herauskommen?"

Nach weiteren Ausführungen über die Trübung des kollegialen Verhältnisses unter den Pfarrern durch das herrschende System kam Kienlen zu dem Schluß: Es sei eine jede Parochie abgegrenzt, und wo an einer Parochie mehrere Hirten stehen, da habe jeder ebenfalls seine bestimmte Herde, dies ist das einzige Mittel, das Gemeindebewußtsein und die Kollegialität zu erhalten und dem gänzlichen Verschwinden der Seelsorge zu steuern. —

Den Anstoß zu einer Besserung dieser Zustände im Elsaß hat Kienlen damals nicht gegeben. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden in den Städten Elsaß-Lothringens die ersten Schritte zur Ueberwindung der Mängel des Parochialsystems unternommen. Sulzes Weckruf, seine Losung der Bildung selbsttätiger Gemeinden als Ziel alles kirchlichen Strebens, blieb auch hier nicht ungehört. Sie waren der Anlaß, daß die Pastoralkonferenz 1892 im Anschluß an ein Referat von Pfarrer Redslob, Straßburg, sich über die Vorzüge des Parochialsystems gegenüber dem Personalgemeindesystem, bei dem der in eine Stadt hinzuziehende sich bei einem Pfarrer seiner Wahl in die Gemeindeliste einzutragen hatte, und über verwandte Fragen unterhielt. Ganz im Geiste Sulzes forderte Redslob, „daß die übergroßen Personalpfarreien deutscher Hauptstädte in kleinere, durchsichtige, fest abgegrenzte Parochialgemeinden oder Seelsorgerbezirke von höchstens 5000 Gemeindegliedern zerlegt werden". Treffend wies Pfarrer D. Hackenschmidt darauf hin, „daß ein bedeutender und erfreulicher Umschwung in den Parteiverhältnissen" den Boden für die Aufnahme der Sulzeschen Gedankensaat aufgelockert hatte, denn „liberalerseits betrachte man die Gemeinden nicht mehr als fertige, mündige Korporationen und in den pietistischen Kreisen sei man von der Ansicht der Gemeinde als eines Missionsfeldes, auf dem alles faul sei, zurückgekommen". Aus Mülhausen konnte mitgeteilt werden, daß dort seit einigen Jahren beide Systeme, Personal- und Parochialgemeinde, vereinigt waren, indem die Gemeindeglieder sich bei dem

Pfarrer ihrer Wahl einschreiben ließen, aber, wo dies nicht geschah, das Gemeindeglied als zu der Gemeinde seines Gemeindebezirkes angehörig betrachtet wurde. Auch Redslob hatte, anders als Sulze, keinen radikalen Bruch mit dem Personalgemeindetum verlangt. „Dem durch Sitte und Gewohnheit eingebürgerten Personalgemeindesystem muß eine entsprechende Parochialeinteilung zur Seite gestellt werden", war seine maßvolle Forderung.

Bald darauf regte die Straßburger Pastoralgesellschaft die Parochialeinteilung in Straßburg, wo etwa 21 Prozent der evangelischen Bevölkerung nicht eingepfarrt waren, beim Direktorium an. Dieses verfügte daraufhin 1894 eine Quartiereinteilung in Straßburg. Es blieb aber bei einer papiernen Verordnung, und die Quartiergemeinde bestand auch weiter nur in der Phantasie. In den nächsten Jahren geschah nichts, um die völlig ins Stocken geratene Bewegung neuzubeleben, ja D. Hackenschmidt verteidigte sogar 1902 in einem öffentlichen Vortrag das Personalgemeindetum. Sein origineller, witziger Geist fand für Angriff und Verteidigung die wohlklingende Losung: „Quartiergemeinden sind Quartalsgemeinden!" Der Möbelwagen, der Hab und Gut der Gemeindeglieder aus einem Stadtteil in den anderen bringt, zerstört sie! Solchen Sorgen hatte man sich in Schiltigheim entschlagen, wo um die Jahrhundertwende Seelsorgebezirke eingeführt wurden. Auch Neudorf zögerte damit nicht, als es einen zweiten Pfarrer erhielt. In Colmar entwickelten sich Seelsorgebezirke aus den früheren Armenbezirken. Die Gründung der Stadtmission 1890 hatte dort eine ihrer Ursachen darin gehabt, daß das herrschende Personalgemeindetum trotz für Pastorierung der Nichteingepfarrten angeordneter Quartiereinteilung einer Erfassung der Gemeindeglieder durch die pfarramtliche Wirksamkeit im Wege war. Es hatte auch nicht ausgereicht, daß jedem Pfarrer „ein Komitee von Damen und Herren" zur Seite stand.

In Straßburg ging einstweilen alles im alten Geleise weiter, bis 1907 ein neuer Vorstoß erfolgte, und dieser war energischer als der frühere. Das Direktorium reichte unter dem 21. Mai 1907 an die Straßburger Pastoralgesellschaft als an das gemeinsame Organ der Straßburger Stadtkirche folgendes Schreiben:

„Nach den statistischen Ermittlungen über die Bevölkerungsziffer und die Kasualhandlungen der Straßburger Pfarreien zählen die (21) Straßburger Personalgemeinden zusammen 28 784 Seelen. Die protestantische Zivilbevölkerung Straßburgs beträgt nach Abzug der Sekten 63 955 Seelen. Davon sind reformiert 2135 Seelen, folglich lutherisch 61 820. Die Personalgemeinden der inneren Stadt und die die gesamte protestantische Bevölkerung umfassenden Pfarreien der Vororte zählen zusammen 51 378 Seelen. Also gehören 61 820 weniger 51 378 gleich 10 442 Protestanten Straßburgs keiner Pfarrei an. Und

zwar wohnen diese rund 10 400 nicht verpfarrten Mitglieder in der inneren Stadt. In dieser kommen demnach auf rund 28 800 Eingepfarrte 10 400 Protestanten, welche keinem Pfarrverband angehören. Es ist dieses mehr als ein Viertel. Gewiß hat dieser Teil der Mitglieder unserer Kirche nicht endgültig mit ihr gebrochen. Er mag so gut wie andere den Gottesdienst besuchen und bei Kasualfällen die Hilfe eines Geistlichen in Anspruch nehmen. Aber wenn auch diese 10 400 gelegentlich nach der Kirche fragen mögen, die Kirche fragt nicht nach ihnen. Sie gehören keiner Gemeinde an und haben keinen Pfarrer. Wenn in großen Städten die Vermehrung der gottesdienstlichen Gebäude und der Zahl der Geistlichen mit dem Wachstum der Bevölkerung nicht gleichen Schritt hält, so beklagt man die daraus folgende Entkirchlichung als öffentliche Kalamität und ruft nach Abhilfe. In Straßburg aber bestehen annähernd ähnliche Zustände, obwohl es weder an Gotteshäusern noch an Geistlichen fehlt, bloß infolge eines Mangels der kirchlichen Institutionen, den die Kirche ganz allein zu verantworten hat.

Das Prinzip der Landeskirche fordert, daß jeder Bekenntnisgenosse durch das Domizil Mitglied einer Pfarrei wird. Es können wohl Exemtionen gedacht werden, welche durch Berufsstellung oder persönliche Entschließung bedingt sind, aber das völlige Versagen des Parochialprinzips ist nicht mit dem Begriff der Landeskirche vereinbar. Das reine System der Personalgemeinden ist freikirchlich. Jeder Pfarrer sammelt eine Schar von Gesinnungsgenossen und Freunden zu einer freien Gemeinschaft. Die Menge derer, welche keiner dieser besonderen Gemeinschaften angehören, ist Missionsgebiet. Um wenigstens die hierdurch gebotene Missionsarbeit einigermaßen zu organisieren, hat das Direktorium durch seinen Beschluß vom 28. Februar 1894 die Quartiereinteilung geschaffen zu dem Zwecke der Aufsuchung und seelsorgerischen Behandlung der nicht eingepfarrten Kirchenglieder. Daß dieser Beschluß seinen Zweck nicht in vollem Umfang erreicht hat, ergeben die oben mitgeteilten statistischen Notizen. Die Ziffern der Personalgemeinden Straßburgs variieren zwischen 3000 und 259 Seelen (durchschnittlich sind es 1370 Seelen). Natürlich haben die Pfarrer mit großen Personalgemeinden keine Zeit, Quartierbesuche zu machen. Die Pfarrer aber, welche kleine Personalgemeinden haben, sind von einer sehr begreiflichen Scheu erfüllt, von der ihnen erteilten Vollmacht Gebrauch zu machen. Der berufene Seelsorger einer Pfarrei kann mit voller Unbefangenheit die Bewohner seines Bezirkes besuchen, sich ihnen als ihren Seelsorger vorstellen und es dann ihrem eigenen Gewissen überlassen, wie sie sich zu ihm und der Gemeinde stellen wollen. Der Geistliche aber, welcher sich nicht als Pfarrer vorstellen kann, ist in einer schwierigen Lage, wenn er ein Haus aufsucht, ohne gerufen zu sein. Er kommt leicht in den Verdacht eigennützigen Interesses, und es ist deshalb begreiflich, daß gerade diejenigen Geistlichen, welche eine Vergrößerung ihrer Personalgemeinden wünschen müssen, vor dem Mittel der Quartierbesuche zurückschrecken. Das Direktorium hält es für seine Pflicht, der Pastoralgesellschaft diese Bemerkungen vorzulegen und bittet um eine sehr gefällige Aeußerung, in welcher Weise nach Ansicht der Geistlichen Straßburgs dem vorhandenen Uebelstande abgeholfen werden könnte."

Der Erfolg dieses Schreibens war die Bildung einer Kommission, die die Neureglung der Straßburger Parochialverhältnisse auf der Grundlage der lokalen Parochie vorbereiten sollte. Kaum war aber der von ihr ausgearbeitete Entwurf erschienen, als fast sämtliche Laienmitglieder des Kirchenrats von Straßburg Protest erhoben, einmal weil sie sich übergangen fühlten, zum andern, weil die „evangelische Freiheit" erschwert und für viele illusorisch gemacht werden sollte. Wie wenig sicher sich diese 60 Laienmitglieder in ihrer Stellungnahme aber fühlten und wie wenig ihnen an einer sachlichen Orientierung über das ganze Problem gelegen war, dafür gaben sie einen beschämenden Beweis, indem sie einer vertraulichen Besprechung, zu der sie von der Pastoralgesellschaft eingeladen wurden, auswichen. Die Veröffentlichung des im Auftrag der Pastoralgesellschaft von Pfarrer Liz. Ménégoz ausgearbeiteten Referates hatte keine unmittelbaren Wirkungen. Die ganze Bewegung versackte, und Straßburg blieb in diesen Fragen der Organisation rückständig, während die den größten Teil der dortigen evangelischen Bevölkerung umfassende Evangelische Gemeinde Metz 1909 die Durchführung der Bezirkseinteilung beschloß, auch hier, ohne dem einzelnen die Freiheit zu nehmen, sich einem anderen Bezirke anzugliedern, als zu dem er zuerst von Rechts wegen gehörte. Die erst nach Ueberwindung mancher Widerstände durchgesetzte Neuerung wurde sehr bald als zweckmäßig anerkannt und bewahrte die lothringische Hauptstadt vor dem Ruf der Landeshauptstadt, in diesen Fragen gründlich versagt zu haben. Von einer so sturen Opposition, wie sie in Straßburg aus der Mitte der Gemeinden den Reformfreunden bereitet worden war, ist freilich in Metz nichts zu verspüren gewesen.

Daß aber überhaupt der Zug der Zeit doch nach Durchführung des Parochialsystems ging, wenn auch unter schonender Berücksichtigung der bisherigen Entwicklung, zeigte eine Vorlage über Ordnung der Pfarreien mit mehreren Seelsorgebezirken, die das Oberkonsistorium 1918 beriet.

Wo der Gedanke der Seelsorgebezirke Fuß faßte, konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Anstellung von Gemeindeschwestern immer mehr begehrt wurde. Schwierigkeiten bereiteten der Schwesternmangel, auch mußten die Diakonissenhäuser zum Teil umlernen, indem sie sich dem Sulzeschen Gemeindeideal öffneten. Aber in Stadt und Land, im Elsaß und in Lothringen nahm die Zahl der Gemeindediakonissen zu. Neben den elsässischen Diakonissenmutterhäusern in Straßburg und in Ingweiler bemühten das Westfälische in Bethel bei Bielefeld und das Schwesternhaus des Evangelischen Bundes in Freiburg i. B. sich kräftig, diesen Bedürfnissen nachzukommen. Besonders auch für die lothringische Diaspora erwies sich die dort in umfassenderer

Weise durchgeführte Reform als eine große Wohltat; sie brachte dem Gemeindeleben starken Gewinn.

Wenn mit all diesen und anderen Bemühungen um Schaffung „lebendiger Gemeinden" auch nicht eine so gewaltige Mobilisierung der „Laien" erzielt wurde, wie sich ihrer die Metzer Hugenottenkirche im 17. Jahrhundert erfreute, wenn auch die von Sulze geforderten Hausväterverbände nicht Wirklichkeit wurden: es war doch eine neue Zeit angebrochen mit einem neuen Willen nach christlicher Gemeinschaft und brüderlicher Gesinnung.

3. Der Gottesdienst

A Allgemeines

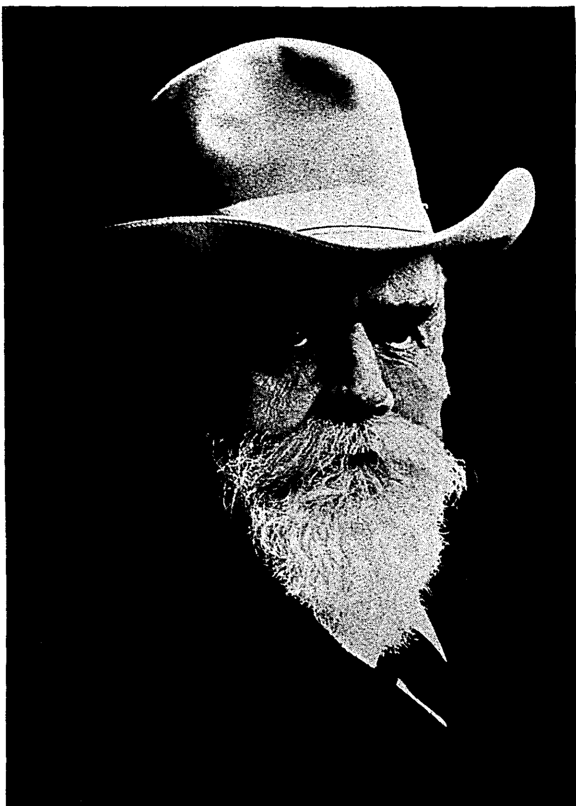
Zweimal sind von Straßburg der evangelischen Kirche ganz starke Anregungen und Kräfte für ihr gottesdienstliches Leben geschenkt worden: im Zeitalter der Reformation und in dem Abschnitt der Geschichte, dem dieses Buch gewidmet ist. Der Boden, auf dem F. Spitta und J. Smend mit ihrer Reformarbeit tätig waren, war nicht leicht zu beackern. Ihr Vorgänger (und einige Jahre noch Spittas an derselben Fakultät wirkender Kollege), der Professor für praktische Theologie Alfred Krauß (in Straßburg seit 1873; er starb 1892), ein nüchterner reformierter Schweizer, hatte ihnen in keiner Weise vorgearbeitet und stand Spittas Bemühungen durchaus ablehnend gegenüber. Der Widerstand, den Spitta innerhalb der Pfarrerschaft außerhalb des Kreises der konfessionellen Lutheraner fand, ging nicht zum wenigsten auf den Einfluß dieses akademischen Lehrers zurück. Als 1886 auf der Pastoralkonferenz der Straßburger Pfarrer Redslob einen weitausholenden, an guten, praktischen Mahnungen reichen Vortrag über die Fortbildung der Geistlichen im Amte gehalten hatte, war bezeichnend der gereizte Ton, mit dem auf Redslobs Eintreten für „zweckmäßige Einrichtung, liturgische Bereicherung und musikalische Verschönerung des Gottesdienstes" reagiert wurde. In durchaus maßvoller Weise hatte Redslob gegenüber einer einseitigen Betonung der Predigt die stiefmütterliche Behandlung kritisiert, die die Kunst im evangelischen Gottesdienst finde. Er hatte Luther zitiert: „Ich möchte alle Kunst und sonderlich die Musik im Dienste dessen sehen, der sie gegeben und geschaffen hat" und hinzugefügt: „Man sage doch nicht, Gottes Wort werde durch die Kunst zurückgedrängt. Im Gegenteil, es kann nur gewinnen, wenn es in passenden Liturgien eingerahmt oder

durch Chöre von Palestrina (Redslob war ein großer Palestrinakenner und -schwärmer), Bach, Händel, Mendelssohn verherrlicht wird!" Das war des Anstößigen zuviel. Professor Krauß erhob energischen Protest. Das „Wort" muß es tun: „Wenn wir nicht unsere ganze Kraft auf das Wort konzentrieren, so sind wir verloren, denn mit dem Worte steht und fällt der ganze Protestantismus". Diese Ideologie saß damals fest in den meisten Köpfen der Pfarrer; sie wurde natürlich durch ein Bekenntnis der Gegenseite, „sich für die nackte schweizerische Kirche nicht begeistern zu können", nicht gerade aus den Angeln gehoben. Wer dieser Theorie vom Kultus widersprach, hatte eine geschlossene Phalanx wider sich. Die Führer der neuen liturgischen Bewegung bekamen es reichlich zu spüren. Nur allmählich erkannte man die Berechtigung ihres Bestrebens an, den Gottesdienst von ihm fremden Zwecksetzungen zu befreien, die in ihm schlummernden Kräfte zu vollerer Entfaltung zu bringen und, gleich weit entfernt von einem archaisierenden Historismus wie von einem überkommenen, wertvollen Besitz preisgebenden Radikalismus, auf Grund des Ueberlieferten eine zeitgemäße Weiterentwicklung und Neugestaltung herbeizuführen. Unverstand und Verkennung, die heute noch nicht erstorben sind, glaubten ästhetisierende Neigungen als die eigentlichen Triebkräfte dieser Bewegung ansehen zu dürfen. In Wirklichkeit war es religiöser Drang, der Spitta und Smend auf diese Bahnen drängte. Mag eine gewisse Einseitigkeit darin bestanden haben, wenn ihnen die gottesdienstliche Frage als d i e Frage des kirchlichen Protestantismus ihrer Zeit erschien: ohne dies leidenschaftliche Hingenommensein von der großen Aufgabe, für die sie wirkten und warben, hätten sie nicht das leisten können, was sie leisteten. Ihre Gedanken wären aber über die engen Grenzen Elsaß-Lothringens hinaus nicht soweit erobernd vorgedrungen, hätten Spitta und Smend sich nicht (1896) in der M o n a t s s c h r i f t f ü r G o t t e s d i e n s t u n d k i r c h l i c h e K u n s t für ihr Werk ein Organ geschaffen, das sich schnell Beachtung erzwang. Hatte sich die Zeitschrift, wie ihr Name sagt, auch ihre Grenzen viel weiter gesteckt als das Gebiet des Gottesdienstes, so lag doch hier der Schwerpunkt ihrer Bemühungen und ihrer Bedeutung.

Ueber dem, was von dieser Plattform aus zu einer großen Hörerschaft in der Oeffentlichkeit geredet wurde, darf nicht vergessen werden, was die Gründung des A k a d e m i s c h e n K i r c h e n c h o r e s durch Spitta (1888) für die Durchsetzung seiner Ideale vom Gottesdienst bedeutet hat. Jeder Gottesdienst war, wie Budde treffend gesagt hat, „ein heiliges Kunstwerk, wie es schöner und erhebender schwer zu denken war". Den Theologiestudierenden wurde hier zugleich ein einzigartiger Dienst an ihrer liturgischen Schulung geleistet. Manchem von



Wilhelm Windelband, 1848 bis 1915

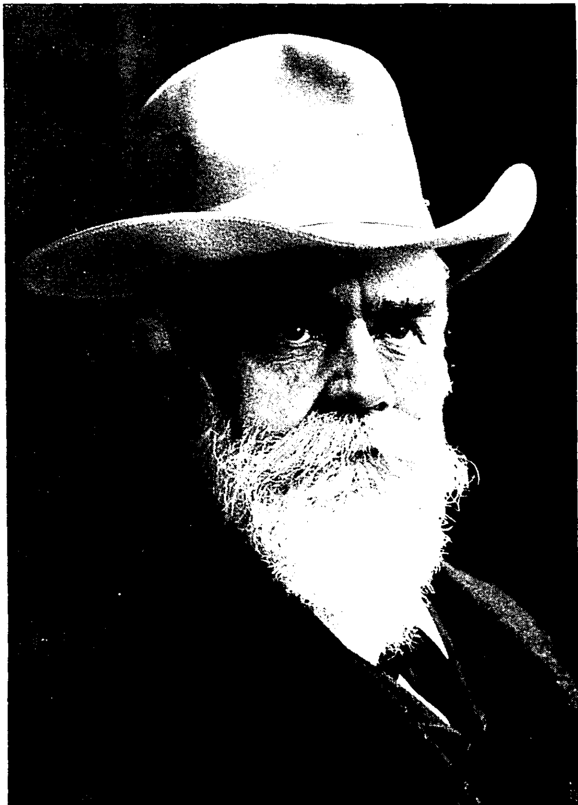


Theobald Ziegler, 1840 bis 1918

ihnen ist allein schon durch die Erinnerung an die in der Thomaskirche in Straßburg verlebten akademischen Gottesdienste* eine dauernde Mahnung geblieben, es mit diesen Aufgaben seines Amtes ernst zu nehmen und nicht dem vielverbreiteten „liturgischen Stumpfsinn" zu verfallen. Mancher feinsinnige Liturg ist aus den Reihen der einstigen Mitglieder des unter Spittas Leitung stehenden Kirchenchores hervorgegangen. Konnten die Straßburger akademischen Gottesdienste auch nirgends kopiert werden, so war der Eindruck, den der theologisch Geschulte hier vom Wert der ihnen zugrunde liegenden liturgischen Erkenntnisse erhielt, doch so nachhaltig, daß aus diesem Geiste immer neue Schöpfungen entstanden. Und neben den akademischen Gottesdiensten so manche Feier, in der an Stelle der Predigt nur eine Ansprache die freie Rede des Pfarrers bildete oder auch diese ganz unterblieb, dafür aber um so ausgiebiger die musica sacra in ihre Rechte trat. Die liturgischen Gottesdienste fanden nun weitere Verbreitung und sorgsamere Pflege. In einigen Gemeinden waren sie schon Mitte der 80er Jahre am Karfreitagnachmittag, am Weihnachts- und Silvesterabend Sitte. Ihre Veranstalter begegneten scharfem Tadel. Das Gespenst des Katholizismus wurde an die Wand gemalt. Man hielt ihnen vor:

„Sollen wir denn zur römischen Kirche übergehen? Soll das Wort Gottes in seiner Allgenugsamkeit beschränkt, die Aufmerksamkeit von der Predigt abgelenkt werden? Soll der Gottesdienst zu einem leeren, unfruchtbaren Gefühlskultus werden? Ist nicht gerade die Einfachheit und Nüchternheit des Gottesdienstes eine Grundbedingung der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit?" Natürlich waren nicht alle Kreise der Studentenschaft und Pfarrerschaft in gleichem Maße gewillt, sich von der neuen liturgischen Bewegung erfassen zu lassen. Wer aus konfessionell-lutherischen Gemeinden stammte, brachte durchschnittlich von vornherein mehr Aufnahmefähigkeit und -willigkeit mit

* Der Gedanke der Einrichtung akademischer Gottesdienste in Straßburg war übrigens schon früher aufgetaucht: Professor Reuß nahm zu ihm 1876 im Oberkonsistorium folgendermaßen Stellung: „Voriges Jahr ist an die theologische Fakultät die Anfrage gekommen, ob nicht Mitglieder derselben zur Einrichtung akademischer Gottesdienste ihre Mitwirkung zusagen wollen. Da aber Universitätsgottesdienste und oratorische Leistungen gleichbedeutend sind, so haben die einen aus Bescheidenheit, die anderen aus wirklichem Unvermögen abgelehnt; einige haben sich auch bereit erklärt, und es lag nicht an ihnen, wenn der Universitätsgottesdienst nicht zustande gekommen ist; man fand eben die Kanzeln nicht. Wenn z. B. die jetzt vakante Pfarrstelle zu St. Wilhelm nach dem vorliegenden Reglement zu besetzen wäre, ist dort ein Publikum, um einen deutschen Professor zu berufen? Das muß man der Zeit überlassen". Universitätsgottesdienste und oratorische Leistungen gleichbedeutend — welch ein Unterschied in den herrschenden Auffassungen von 1876 und 1888!



Theobald Ziegler, 1840 bis 1918

ihnen ist allein schon durch die Erinnerung an die in der Thomaskirche in Straßburg verlebten akademischen Gottesdienste* eine dauernde Mahnung geblieben, es mit diesen Aufgaben seines Amtes ernst zu nehmen und nicht dem vielverbreiteten „liturgischen Stumpfsinn" zu verfallen. Mancher feinsinnige Liturg ist aus den Reihen der einstigen Mitglieder des unter Spittas Leitung stehenden Kirchenchores hervorgegangen. Konnten die Straßburger akademischen Gottesdienste auch nirgends kopiert werden, so war der Eindruck, den der theologisch Geschulte hier vom Wert der ihnen zugrunde liegenden liturgischen Erkenntnisse erhielt, doch so nachhaltig, daß aus diesem Geiste immer neue Schöpfungen entstanden. Und neben den akademischen Gottesdiensten so manche Feier, in der an Stelle der Predigt nur eine Ansprache die freie Rede des Pfarrers bildete oder auch diese ganz unterblieb, dafür aber um so ausgiebiger die musica sacra in ihre Rechte trat. Die liturgischen Gottesdienste fanden nun weitere Verbreitung und sorgsamere Pflege. In einigen Gemeinden waren sie schon Mitte der 80er Jahre am Karfreitagnachmittag, am Weihnachts- und Silvesterabend Sitte. Ihre Veranstalter begegneten scharfem Tadel. Das Gespenst des Katholizismus wurde an die Wand gemalt. Man hielt ihnen vor:

„Sollen wir denn zur römischen Kirche übergehen? Soll das Wort Gottes in seiner Allgenugsamkeit beschränkt, die Aufmerksamkeit von der Predigt abgelenkt werden? Soll der Gottesdienst zu einem leeren, unfruchtbaren Gefühlskultus werden? Ist nicht gerade die Einfachheit und Nüchternheit des Gottesdienstes eine Grundbedingung der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit?" Natürlich waren nicht alle Kreise der Studentenschaft und Pfarrerschaft in gleichem Maße gewillt, sich von der neuen liturgischen Bewegung erfassen zu lassen. Wer aus konfessionell-lutherischen Gemeinden stammte, brachte durchschnittlich von vornherein mehr Aufnahmefähigkeit und -willigkeit mit

* Der Gedanke der Einrichtung akademischer Gottesdienste in Straßburg war übrigens schon früher aufgetaucht: Professor Reuß nahm zu ihm 1876 im Oberkonsistorium folgendermaßen Stellung: „Voriges Jahr ist an die theologische Fakultät die Anfrage gekommen, ob nicht Mitglieder derselben zur Einrichtung akademischer Gottesdienste ihre Mitwirkung zusagen wollen. Da aber Universitätsgottesdienste und oratorische Leistungen gleichbedeutend sind, so haben die einen aus Bescheidenheit, die anderen aus wirklichem Unvermögen abgelehnt; einige haben sich auch bereit erklärt, und es lag nicht an ihnen, wenn der Universitätsgottesdienst nicht zustande gekommen ist; man fand eben die Kanzeln nicht. Wenn z. B. die jetzt vakante Pfarrstelle zu St. Wilhelm nach dem vorliegenden Reglement zu besetzen wäre, ist dort ein Publikum, um einen deutschen Professor zu berufen? Das muß man der Zeit überlassen". Universitätsgottesdienste und oratorische Leistungen gleichbedeutend — welch ein Unterschied in den herrschenden Auffassungen von 1876 und 1888!

als der, der im Liberalismus seine geistige Heimat hatte und von dort allerlei Vorurteile mitbekommen hatte. Aber auch da wurde aus manchem Saulus ein Paulus, und für Inangriffnahme gottesdienstlicher Aufgaben war der elsässische Pfarrstand an Beweglichkeit und Aufgeschlossenheit für die Reformbestrebungen der Zeit dem in anderen deutschen Ländern bald überlegen.

B Gottesdienstordnung — Kirchenbuch

Bis zur Französischen Revolution war das Elsaß kein einheitliches Kirchengebiet; daher konnte ihm auch kein summus episcopus eine einheitliche Gottesdienstordnung oder ein einheitliches Kirchenbuch vorschreiben. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts schien es, als ob sich die Kirche A. K. eine solche gottesdienstliche Ordnung geben würde. Oberkonsistorium und Pastoralkonferenz gingen in der Verfolgung dieses Zieles Hand in Hand. 1854 lag der fertige Entwurf vor. Man zögerte aber bis 1858 mit der offiziellen Anordnung der Einführung der neuen Ordnung. Da bereitete ein leidenschaftlicher konzentrischer Angriff von links (Neukirchgemeinde in Straßburg) und rechts (konfessionell-lutherische Gemeinden wie Rothbach) allen Plänen einer einheitlichen Gottesdienstordnung ein Ende. Das Oberkonsistorium wich vor der Opposition zurück, sein Verhalten damit begründend (1860), „daß die Würde der Oberbehörde und noch mehr die Würde der Kirche, die uns die Wahrung ihrer Interessen anvertraut hat, verlangt, daß wir einem solchen Streit nicht neue Nahrung schaffen durch unzeitgemäße Strenge und durch Zwangsmaßregeln, die das Reich Gottes nicht fördern.“ Natürlich entstammte der gemeinsame Widerstand der beiden extremen Gruppen ganz verschiedenen Beweggründen und hatte auch ganz verschiedene Angriffspunkte. Auf der einen Seite wurde Sturm gelaufen gegen Sündenbekenntnis und Absolution sowie gegen die Responsorien, auf der andern gegen alles, worin man eine Nivellierung der Bekenntnisgegensätze glaubte sehen zu müssen. Der Sieg der frondierenden Gemeinden oder vielmehr der Pfarrer, die sie zum Widerstand entflammt hatten, war vollständig. Der Opposition war ihre Arbeit dadurch erleichtert worden, daß die neue Gottesdienstordnung auf Brauch und Herkommen in den Gemeinden zu wenig Rücksicht genommen hatte. Außerdem widerstrebte der Gedanke einer mit gesetzlicher Strenge durchzuführenden Uniformierung zu sehr dem Empfinden weiter Kreise des Kirchenvolkes. Ganz ohne dauernde Frucht blieben jedoch die langjährigen Bemühungen um

Einschränkung der auf gottesdienstlichem Gebiete herrschenden Buntscheckigkeit nicht. In Kraft blieb die Bestimmung von 1858, „daß die Freiheit in der Wahl einer Liturgie in Zukunft auf folgende sieben Sammlungen beschränkt sein sollte: 1. Die Straßburger Liturgie. 2. Die Hanauer Liturgie. 3. Die Nassau-Saarbrückener Liturgie. 4. Die Württemberger Liturgie. 5. Die Münchener Liturgie. 6. Die Pfälzer Liturgie. 7. Der Entwurf einer elsässischen Liturgie. Diese Beschränkung schließt den Gebrauch gewisser älterer Gebete nicht aus, die in einzelnen Gemeinden in Gebrauch sind, und die in keiner der genannten Sammlungen sich finden; ebensowenig der Gebete, die die Herren Pfarrer für besondere Gelegenheiten selber verfassen." (Zu bemerken ist, daß die unter 4. und 5. bezeichneten Kirchenbücher überhaupt keine Gottesdienstordnung enthielten, sondern nur als Materialsammlung für die einzelnen Stücke des Gottesdienstes in Betracht kamen.) Weitaus die größte Beachtung und stärkste Verwertung fand in der Folgezeit das Württembergische Kirchenbuch von 1842. Da und dort griff man auch zur Berner Liturgie (1878) und zum Badischen Kirchenbuch (2. Ausgabe 1888). An der überkommenen großen Einfachheit der gottesdienstlichen Formen, die insofern eine Jahrhunderte zurückreichende Ueberlieferung für sich hatte, als schon die altstraßburger Gottesdienstordnungen der Reformationszeit weit schlichter waren als die echt lutherischen, änderte sich in den meisten Gemeinden nichts; doch führte das Vordringen des lutherischen Konfessionalismus natürlich auch auf gottesdienstlichem Gebiet zu Angleichung oder doch wenigstens Annäherung an die in den meisten Kirchen Altdeutschlands zur Geltung gelangten, sich mehr an das römische Meßschema anlehnenden reicher gegliederten gottesdienstlichen Formen. Behutsamer als diese Kreise gingen auf eine reichere liturgische Gestaltung des Gottesdienstes Spitta und Smend und manche seiner Schüler aus. Hier knüpfte man an das in den meisten Gemeinden Bestehende an und sprengte den überkommenen Rahmen nicht, indem man diese Formen namentlich auch musikalisch bereicherte. Starke Anregungen, vor allem auch auf das jüngere Theologengeschlecht, gingen von den akademischen Gottesdiensten aus, in denen Nowack, Spitta und Smend (später Naumann) abwechselnd predigten und Spitta den Akademischen Kirchenchor leitete. Auch hier nicht Bruch, sondern Fortbildung elsässischer Tradition. Das entsprach der Grundauffassung Spittas, der gelegentlich bekannte, daß er „aus lutherischen Kreisen stammend und an den lutherischen Gottesdienst gewohnt, den elsässischen, dem reformierten Typus sich nähernden Gottesdienst lieben gelernt habe und denselben allen Machereien weit überlegen finde". In der lothringischen Diaspora einigten sich mehrere Gemeinden auf eine Gottes-

dienstordnung, die die Vorzüge dieser reformierten Tradition mit denen der lutherischen zu verbinden suchte.

Dies war die Lage, als 1902 Professor J. Smend auf der Straßburger Pastoralkonferenz den Anstoß zu neuer Bewegung gab. In seinem Referat „Ist für die evangelischen Kirchen Elsaß-Lothringens ein eigenes Kirchenbuch erwünscht?" führte er aus, daß das Württembergische Kirchenbuch nicht genügen könne, die Kirchen Elsaß-Lothringens hätten kraft ihrer eigenartigen Geschichte und im Hinblick auf die Bedeutung ihres geistig-kirchlichen Lebens wie auf den Mangel an liturgischer Gemeinschaft unter den Gemeinden Anspruch auf ein eigenes Kirchenbuch. „Wir wollen nicht länger fremdes Brot essen." Ein neues Kirchenbuch könne nur als (kirchengesetzlich) unverbindliche Gabe für Pfarrer und Gemeinden in Betracht kommen. Ausgeschlossen müsse bleiben jedes Zwangsmodell, nicht aber bestimmte Pläne und Vorschläge für Gottesdienste und kirchliche Handlungen; ausgeschlossen auch jede verpflichtende Formel, nicht aber eine Sammlung des besten erreichbaren Materials für die bezeichneten Zwecke. „Die Agenda als Seitenstück zu den Credenda wären für uns so unannehmbar wie diese." Das Korreferat von Pfarrer August Ernst, Straßburg, ließ erkennen, daß der jüngere Liberalismus sich die Kritik Smends an den bestehenden Zuständen nicht ohne weiteres zu eigen machen mochte und überhaupt gegen den liturgischen Reformeifer der Vertreter der praktischen Theologie an der Fakultät allerlei einzuwenden hatte. Aber die Frage, ob ein eigenes Kirchenbuch für die evangelischen Kirchen Elsaß-Lothringens erwünscht wäre, wurde doch bejaht. Es dürfe aber nicht durch die Pastoralkonferenz geschaffen werden, sondern Smend sollte selbständig und damit selbstverantwortlich das Buch schaffen. Von einer „irgendwie eingehenden Kultusordnung" möge abgesehen werden (diese hatte Smend auch nicht gefordert). Das Endergebnis der Referate und der Aussprache war eine Entschließung. Man „begrüßt einmütig ein von Professor D. Smend unter Berücksichtigung der Landesverhältnisse und -bedürfnisse zu verfassendes Kirchenbuch für Elsaß-Lothringen, spricht sich aber von vornherein gegen jede Verwendung dieses Buches im Sinne einer gesetzlichen Bestimmung aus und lehnt jede Beteiligung der Pastoralkonferenz an dem Werke ab."

1906 erschien der erste, 1908 der zweite Band des Smendschen Kirchenbuches, das die gottesdienstliche Geschichte des Elsasses für die Bedürfnisse der Gegenwart aufs reichlichste auswertete, in der Darbietung von für Verwendung im Gottesdienste zusammengestellten „Stimmen der Väter" (Worte außerbiblischer religiöser Klassiker) ganz neue Wege beschritt und alsbald nicht bloß in Elsaß-Lothringen, son-

dern auch in anderen deutschen Landeskirchen dem gottesdienstlichen Leben neue Quellen aufspringen ließ. Gleichzeitig mit dem ersten Band des Smendschen Kirchenbuches wurde vom Oberkonsistorium eine Agende für Gemeinden A. K. in Elsaß-Lothringen, zusammengestellt von Karl Maurer, Pfarrer in Büst, (1906) genehmigt. Es war das konfessionell-lutherische Gegenstück zu der Smendschen Arbeit. Ursprünglich nur als Materialsammlung aus alten Quellen gedacht, wurde es durch Heranziehung neuerer Stücke zu einer vollständigen Agende erweitert. Natürlich war der konfessionell-lutherische Standpunkt klar erkennbar. Der Wert der fleißigen Arbeit wurde trotz mancherlei Beanstandungen im einzelnen vom Oberkonsistorium unumwunden anerkannt. Es hatten sich eben mit der Zeit andere Grundanschauungen herausgebildet, als damals, als man die Genehmigung des Rittelmeyerschen Gesangbuches jahrelang hinauszögerte.

Immerhin zeigte diese Duplizität der Ereignisse, daß auch in Zukunft auch in liturgischen Fragen weiter getrennt marschiert werden würde. Die Herbeiführung größerer Einheitlichkeit im Aufbau des Gottesdienstes blieb eine ungelöste Aufgabe. Daß sie aber nicht unter Außerachtlassung der eigenwüchsigen Geschichte des evangelischen Gottesdienstes im Elsaß ihrer Lösung nähergebracht werden solle, darüber waren sich Altelsässer und Neuelsässer einig, und gerade der Hannoveraner Spitta und der Westfale Smend hatten zur Stärkung des berechtigten elsässischen Selbstgefühls und Heimatstolzes kräftig beigetragen.

C Die Predigt

Jede Predigt, die ihren Namen verdient, ist Ausdruck einer Frömmigkeit. Dieser Ausdruck ist aber nicht bloß durch die Individualität des Predigers stark mitbestimmt, sondern auch durch die geschichtliche Lage, in der sich seine Frömmigkeit befindet, durch die Widerstände zum Beispiel, die ihr entgegenstehen. Eine bald bedeutende, bald weniger erhebliche Rolle spielt sodann die theologische Einstellung des Predigers, das Predigtideal, dem er nachstrebt, allerlei theoretische Auffassungen über sein Predigtamt. Infolgedessen hat es etwas Mißliches, über „die" Predigt der Zeit von 1870 bis 1918 im allgemeinen etwas Zusammenfassendes sagen zu wollen. Wir werden vielmehr gut tun, festzustellen, wie jene Bedingtheiten der Predigten, die damals gehalten wurden, auf dem eigentümlichen Boden Elsaß-Lothringens sich auswirkten.

Da der **Rationalismus** und dann der **Liberalismus** lange und weithin die Geister beherrschten, wenn auch nie ausschließlich, immer im Gegensatz zu einer Minderheit, so spiegelt sich naturgemäß vor allem dieser Typus der Frömmigkeit in der Predigttätigkeit der Pfarrer wieder. Die vorwiegend kritisch-theologische Einstellung der liberalen Pfarrer der ersten Generation, ihr Eifer für Aufklärung brachte es vielfach dahin, daß, wie die Konfirmandenstube zum Hörsaal, so die Kanzel zum Katheder wurde, daß Bekämpfung des kirchlichen Wunderglaubens, der kirchlichen Dogmatik, zum Beispiel der Lehre von der Dreieinigkeit, der Versöhnungslehre einen breiten Raum einnahmen, daß mit pedantischer Schulmeisterei den Gemeindegliedern auseinandergesetzt wurde, was sie alles nicht glauben brauchten, daß liberale Dogmatik doziert wurde und unter reichlicher Verwendung von Freiheitsphrasen der Kampf gegen Geistesknechtschaft und Unduldsamkeit geführt wurde, ohne daß man merkte, wie man von den dem Gegner zum Vorwurf gemachten unerfreulichen Erscheinungen selbst nicht ganz frei war. Mit großer Zähigkeit erhielt sich über die Jahrhundertschwelle hinüber bei manchen Vertretern der alten Pfarrergeneration ein vulgärer Rationalismus von einer Plattheit und Mangel an Tiefe, daß einem der Gegnerschaft gegen den Liberalismus so unverdächtigen Theologen wie H. J. Holtzmann einmal der Ausruf entfahren konnte: „Das Wort Gottes ist schimmlig geworden in manchem Munde." Auch eine Ueberbetonung des Individualismus war nichts Seltenes, wenn sie auch nicht immer in so unverblümter Form in Erscheinung trat, wie etwa bei jenem nichtelsässischen Diskussionsredner der Pastoralkonferenz von 1873, der erklärte, er mache vom Subjektivismus den weitesten Gebrauch, predige nicht irgend etwas Gegebenes, sei's kirchlich, sei's biblisch, sondern was in ihm Fleisch und Blut geworden. Aber die Kritik gegen all diese Mängel hat doch früh eingesetzt. Schon in der Protestantischen Kirchenzeitung vom 26. Januar 1878 hieß es in einer Schilderung elsässischer Zustände: „Der liberalen Predigt fehlt nicht selten der warme Pulsschlag der religiösen Empfindung, und der Heiland wird zuweilen zum Tugendlehrer ohne Glut und Wärme." „Das trockene Brot hat zuweilen gefehlt", urteilte 1903 in einem im Auftrag des Protestantisch-liberalen Vereins gehaltenen Vortrag Pfarrer August Ernst, Straßburg. Ungünstig wirkte wohl auch eine aus der französischen Zeit nachwirkende Neigung, mehr Wert auf Rhetorik zu legen, als es deutscher Art entspricht. Schon 1851 hatte ein elsässischer Pfarrer geklagt: „Da jagt man vor allen Dingen dem sogenannten Rednertalente nach, um damit vor den Gebildeteren in der Gemeinde zu glänzen, und, wo es in einer Stadt mehrere Gemeinden gibt, um damit ein „Auditorium" aus allen sich zu sammeln. Da macht

man Kunstwerke von Predigten, wendet Ethos und Pathos an, statt einfach und schlicht in ungezwungener und ungefärbter Redeweise das Evangelium auszulegen.“ Und das alles, wiewohl zu einem geschraubten Kanzelpathos gerade der elsässische Volksstamm nach seiner ganzen Veranlagung wenig begabt ist. Schleiermacher hat einmal gesagt: „Kein größerer Abstand als der zwischen Schauspieler und Prediger; der Schauspieler muß immer ein anderer sein, der Prediger muß immer er selber sein.“ Für ein Predigen aus solchem Geist heraus bedeutete jedenfalls alle Bemühung um Züchtung des „Kanzelredners“ eine Erschwerung. Unter der auf Seite 64 bereits geschilderten Einwirkung der Fakultät hat sich dann auch in der Predigtweise eine Befreiung von lastendem Erbe rationalistisch-liberaler Vergangenheit vollzogen, wenn auch der Bann bald zu verstandesgemäß-nüchterner, dozierender, bald zu gefühliger, bald auch etwas krampfhaft pathetisch-schwungvoller Predigtart nicht ganz gebrochen wurde. Die Predigt wurde aber mit der Zeit schlichter. Das Deklamatorische wich größerer Natürlichkeit und Echtheit, die in der Darlegung eines dogmatischen Standpunktes gipfelnde Lehrrede wandelte sich in die Kultusrede, die sich dienend in den Gang des Gottesdienstes einordnete. Vor allem aber wuchs Neigung und Fähigkeit zu psychologischer Einstellung auf die seelische Lage der Gemeinde sowie Abneigung gegen Abstraktionen und der Wille zu konkreter und anschaulicher Darstellung. Unsicherheit in der Beherrschung der deutschen Sprache wurde immer seltener. Daß das Niveau der Predigt sich mit den Jahren hob, war die Meinung urteilsfähiger Hörer, die aus jahrzehntelanger Erfahrung sprechen konnten. Dort, wo der Pietismus herrschte, trug die Predigt naturgemäß mehr gefühlsmäßiges Gepräge und war nicht immer frei von methodistischem Drängen auf Bekehrung; im Gebiet des lutherischen Konfessionalismus war sie gekennzeichnet durch dogmatische Strenge und konfessionelle Energie, die sich vor allem auch in scharfer Polemik entlud. Als heilsam erwies sich überall die gründliche Ausbildung, die die Fakultät außer in den Kollegstunden im Proseminar und Seminar den künftigen Pfarrern zuteil werden ließ. Die Studenten wurden hier (namentlich von J. Smend) zu scharfer Selbstzucht angehalten und ihnen nichts, was an erbauliche Geschwätzigkeit erinnern konnte, durchgelassen, ihnen aber neben dem verantwortungsvollen Ernst auch die Größe und Bedeutung des Predigerberufes nahegebracht. Daß ihre Lehrer in Homiletik selbst im Predigtamt standen, war auch ein Fortschritt gegenüber den ersten Jahrzehnten. Von Predigern wie Spitta, Smend und J. Naumann konnte jeder vieles lernen, dabei auch den Wert der theoretischen Anleitungen an dem praktischen Beispiel erproben. Virtuosen der „Kanzelberedsamkeit“ sind aus ihrer

Schule nicht hervorgegangen, ein Rhetor etwa wie Colani kehrte nicht wieder, aber eine Schar für ihren Predigtberuf gut ausgerüsteter und ihm mit großer innerer Freudigkeit dienender Pfarrer war der Lohn ihrer hingebenden Arbeit.

D Das Gemeindelied

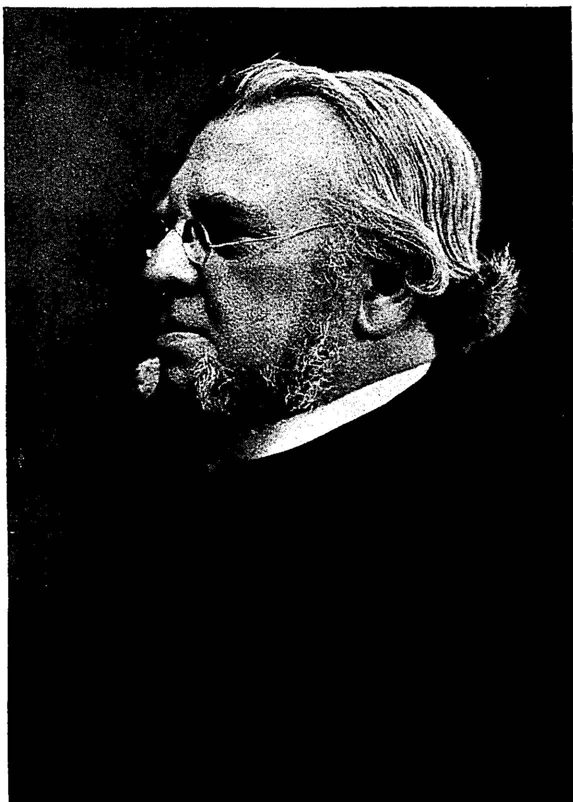
Ein trübes Bild der Mitte der achtziger Jahre in Deutschland herrschenden kirchenmusikalischen Zustände entwarf eine im folgenden mehrfach benutzte Abhandlung des Straßburger Pfarrers Redslob, der das Ergebnis einer vom Direktorium angestellten Umfrage 1887 zusammenfaßte. Da heißt es:

„Die schönsten Choräle sind unseren Gemeinden abhanden gekommen. Durch die vielfachen Veränderungen, die die meisten erlitten haben, durch die Zwischennoten, Verzierungen, Schnörkel und Fermaten, mit denen sie überladen wurden, sind sie oft bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Langsam, eintönig, einschläfernd, schleppt sich der Gemeindegesang hin, und eine frische, lebendige Rhythmik halten viele geradezu für unwürdig. Für andere ist der Gesang ein Lückenbüßer, eine Luxussache, die dem verspäteten Kirchgänger erlaubt, rechtzeitig zum Eröffnungsgebet sich einzufinden. Wieder andere sind zu vornehm, um mitzusingen, und lassen gedankenlos die Augen über die Buchstaben hingleiten, und man zitiert Großstädte in Deutschland, wo es noch heute zum guten Ton gehört, während des Choralspiels beharrlich zu schweigen. Matt und schläfrig ist der Gesang in vielen Städten, lärmig und schleppend hingegen in manchen Dörfern, und was im allgemeinen am schmerzlichsten vermißt wird, ist ein von Herzen gehender, frisch von der Brust weggesungener Choral, der im Innersten der Seele widerklingt. Teilnahmloses Plärren und Schreien, unerquickliches Ziehen und Zerren der Töne drückt dem Gesang das Gepräge verzweifelter Monotonie und Langeweile auf. Häufig werden Danklieder wie Begräbnislieder, Hochzeitsgesänge wie Trauerhymnen gesungen."

Das Elsaß machte im ganzen keine rühmliche Ausnahme. Man hatte wohl nicht unrecht, wenn man die allgemeine Erschlaffung des religiösen Lebens in jener Zeit für diese Zustände mitverantwortlich machte. Sehr ungünstig aber wirkte auf dem Boden Elsaß-Lothringens auch die Tatsache, daß diejenige Richtung, die für sich in Anspruch nehmen darf, daß sie mit ebenso großer Tatkraft wie bemerkenswertem Erfolge sich um die Hebung des Choralgesangs bemüht hat, die konfessionell-lutherische, im Elsaß die einer Minderheit war und der in liturgischen und hymnologischen Fragen wenig geschulte und wenig interessierte Liberalismus auch hier seinem Gegner glaubte nur widersprechen zu sollen, anstatt von ihm zu lernen. Und wieviel war zu lernen! Theoretisch und praktisch. Dort hatte man sich von den Vor-



Alfred Erichson, 1843 bis 1901



Wilhelm Horning, 1843 bis 1926

kämpfern einer Erneuerung des Choralgesangs, von den Baiern Layriz, v. Tucher und Zahn den Sinn für die Schönheit, Kraft und Ueberlegenheit des rhythmischen Chorals über den unrhythmischen schenken lassen. Als Jünger dieser Männer verfaßte Pfarrer Ihme sein Choralbuch „Halleluja“ zum Rittelmeyerschen Gesangbuch, während das Konferenzchoralbuch von Th. Stern, dem sonst sehr verdienten Organisten an der Neuen Kirche in Straßburg, ob zwar es seinerzeit auch einen gewissen geschichtlichen Fortschritt darstellte, sich für die neuen Erkenntnisse wenig aufgeschlossen zeigte. „Ich habe nichts gefunden, das den Dilettanten verriete“, schrieb J. Zahn, eine unbestrittene Autorität, an den um Zubilligung mildernder Umstände bittenden, in seiner Bescheidenheit sein Werk selbst für das eines Dilettanten haltenden Ihme. Aber man hatte der herrschenden Richtung gegenüber nicht bloß voraus, daß man sich in enger Fühlung mit der Entwicklung der Hymnologie und Kirchenmusik hielt. Man übertraf sie vor allem durch den Eifer, mit dem wie überhaupt der Kirchengesang (in 62 Gemeinden auch der der Responsorien in dem nach altlutherischem Ritus neugestalteten Gottesdienst), so insbesondere der Choral gepflegt wurde. Was Zahl der Melodienkenntnis anging, marschierten konfessionell-lutherische Gemeinden an der Spitze, wenn sie sich rühmen durften, über 100 Choräle erlernt zu haben. (Die Straßburger Jung-St.-Peter-Gemeinde, die in ihrem kirchenmusikalischen Eifer ein Erbe des alten Horning treulich hütete; Kutzenhausen, Dorlisheim, Erstein, Breuschwickersheim, Bischheim und Bärental.) Die Förderer des rhythmischen Chorals durften erleben, daß er immer mehr Boden gewann. Es ging manchmal über Erwarten schnell. Ein Pfarrer schrieb 1886:

„Eine Zeitlang habe ich das Bayrische Choralbuch mit seinen rein rhythmischen Melodien nicht ohne heftigen Kampf aufrecht erhalten, aber man frage meine Gemeinde, ob sie ihren jetzigen Kirchengesang wieder hergeben möchte. Ich habe die Kinder bei ihren Spielen belauscht und die neu gelernten Melodien sie vor sich hinsummen hören, und dies hat mich mehr gefreut als alle Anerkennung, welche gelehrte Fachkenner mir hätten zollen können. Was das Ohr des Kindes so leicht erfaßt, das kann nicht anders denn volkstümlich sein.“

Auch die Erlernung der rhythmischen Form des Liedes von der festen Burg, die noch 1899 das neue Gesangbuch den Gemeinden nicht glaubte zumuten zu dürfen, scheint keine Ausnahme gemacht zu haben. Hätte der leidige kirchenpolitische Parteikampf, in dem wie die konkurrierenden Gesangbücher so auch die Choralbücher den beiden Heerlagern als Schibboleth herhalten mußten, nicht so vielen eine Binde vor die Augen gelegt, würde jener Tiefstand des Kirchengesangs nicht so lange angehalten haben. Wie er sich auswirkte, davon gaben die der Kirchen-

behörde eingereichten Berichte von 1886 recht drastische Bilder. „Die Männer summen nur vor sich hin, und die Frauen schreien." (Altweiler.) „In Wörth läßt der Gesang zu wünschen übrig, und im Filial muß der Vorsinger starke Lungen haben, um ihn gehörig zu dirigieren und ins richtige Geleise zu bringen." „Es bedurfte wiederholter Belehrungen und Ermahnungen, um die Leute wieder zum Singen zu bewegen. Bei Leichenbegängnissen sang der Lehrer meist allein. Dazu kommt, daß der Lehrer vor kurzem erst durch einen Unglücksfall sich genötigt sah, seine Gesangübungen einzustellen." (Reitweiler). „Vor etwa zehn Jahren hatte die Gemeinde das Singen dermaßen verlernt, daß viele statt eines Gesangbuches ein Neues Testament oder einen Katechismus mit in die Kirche brachten. Der Geistliche erzählte sogar von einer Person, die mit einem Taschenwörterbuch in der Hand auf dem Kirchweg ihm begegnete." (Wildersbach). Daß eine Besserung der kirchenmusikalischen Zustände nicht überall von den Lehrern erwartet werden konnte, macht folgende Schilderung aus Oberhofen über allen Zweifel erhaben: „Sitzen sie dann Sonntags auf der Orgelbank, so bearbeiten sie ihr Instrument derart, daß die linke Hand nicht weiß, was die rechte tut, und wenn noch außerdem die Füße auf dem Pedal ihre eigenen Wege gehen, so entsteht eine Musik, die Steine erweicht. Oft wird der Gesang durch die Orgel übertönt, eine Menge von Registern werden gezogen, und aus dem Adagio wird ein Allegro, aus einem Allegro ein Adagio gemacht. Statt leichte Stücke zu Vor- und Nachspielen zu wählen, suchen die Organisten absichtlich die schwierigsten hervor, wenn nicht, horribile dictu, Menuette und Walzer an deren Stelle treten, oder sogenante Improvisationen, vor denen man das Feld räumen möchte." Aber auch die Schule versagte mancherorts. „Weit besser wär's, die Lehrer dürften in der Singstunde Choräle mit den Kindern einstudieren, als die ewigen Kuckuck-, Storchen- und Häschenlieder." (Aubure).

Aber nun waren doch auch Gegenanstrengungen am Werke, gehemmt unter anderem freilich durch die Vielheit der im Gebrauch befindlichen Gesangbücher, denn, mußte in einer Gemeinde auf mehrere Rücksicht genommen werden, so wurde die Arbeit natürlich sehr erschwert. Da und dort ging es doch aufwärts, und nicht bloß in den streng lutherischen Gemeinden. Die „sorgsamere Pflege, die seit der Annexion in den Lehrerseminarien dem Kirchengesang zuteil wird", wurde in ihren Auswirkungen mit Genugtuung festgestellt. „Dankbar müssen wir empfinden, daß in unsern jetzigen Regierungsanstalten mehr als in früheren Jahren in dieser (kirchenmusikalischen) Hinsicht geschieht. Es wäre überhaupt die schreiendste Ungerechtigkeit, leugnen zu wollen, daß es in unserer Heimat eine große Menge tüchtiger, ausge-

zeichneter Lehrer gibt, welche ihrer Kirche von Herzen zugetan sind, im schönsten Einvernehmen mit den Pfarrern wirken und zur Hebung des Kirchengesangs ihrer Gemeinden mächtig beigetragen haben." Daß es mit der hymnologischen und kirchenmusikalischen Ausbildung der künftigen Pfarrer auf der Universität hingegen nicht zum besten bestellt war, konnte nicht geleugnet werden. Damit wurde es nun anders, als Spitta und Smend nach Straßburg kamen. Wichtige Fingerzeige für ein lebendigeres, frischeres Singen bot ihr wiederholtes Drängen auf Verwertung des Wechselgesanges bei dazu geeigneten Liedern. Schon 1886 hatte Spitta ihn empfohlen, und 1901 widmete Smend ihm einen eigenen Vortrag auf der Tagung des Evangelischen Kirchengesangvereins für Deutschland in Kassel.

Wie einst das Rittelmeyersche Gesangbuch dem Choralgesang in den lutherisch-konfessionellen Gemeinden neuen Auftrieb gegeben hatte, so wiederholte sich dieselbe Erscheinung, als das neue Gesangbuch für Elsaß-Lothringen (1899) das alte Konferenzgesangbuch verdrängte. Dieselben hohen Zahlen von angeeigneten Melodien, ja zum Teil noch höhere, wie jene lutherischen Gemeinden im Jahre 1886, konnten 1908 die reformierten Gemeinden Altkirch, Diedendorf, Deutsch-Avricourt, Groß-Moyeuvre, Straßburg, Diedenhofen, Rombach, Deutsch-Oth, Saarburg, Altweiler, Hohwald, Oberseebach und Gebweiler melden. Ueber dem Quantitativen sei das Qualitative nicht vergessen. Die geläuterten Erkenntnisse musikalischer Art, die bei der Schaffung dieses Gesangbuches maßgebend waren, blieben nicht ohne wohltätige Wirkungen in der Praxis. Die Beigabe der Melodie bei sämtlichen Liedern erwies sich als überaus heilsam, wenn auch jene Bauern, die den ihnen fremdartigen Notenbildern den Spottnamen „Froschkepfele" beilegten, anderer Ansicht waren. Die übrigens sehr maßvolle Bevorzugung der rhythmischen Formen mußte auch jetzt neue Freude am Kirchenliede wecken. Nicht minder, daß mit der übermäßigen Verwendung einiger weniger allgemein bekannter Melodien zu den verschiedensten Texten aufgeräumt, die Beziehungen zwischen Kirchenjahr und gewissen Melodien gebührend berücksichtigt und vor allem in Vergessenheit geratene erstklassige Weisen von neuem zum Erklingen gebracht wurden. Den an die kirchenmusikalische Armseligkeit der rationalistischen Zeit Gewöhnten tat sich hier eine neue Welt auf, und nicht ohne Widerhall blieb das an die Spitze des neuen Gesangbuches gestellte Lutherwort:

„Singet dem Herrn ein neues Lied! Singet dem Herrn alle Welt! Denn Gott hat unser Herz und Mund fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welchen er für uns gegeben hat zur Erlösung von Sünden, Tod und Teufel. Wer solches mit Ernst gläubet, der kann's nicht lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, daß es andere auch hören und herzukommen."

E Das Gesangbuch

Kaum etwas hat dem lutherischen Konfessionalismus im Elsaß in der Mitte des 19. Jahrhunderts solchen Auftrieb gegeben wie die Verständnislosigkeit, die der Liberalismus der Gesangbucherneuerungsbewegung dieser Kreise gegenüberstellte, und die Hartnäckigkeit, mit der er in den Geleisen rationalistischer Ideologie und Methode verharrte, obwohl bereits 1795 ein Mann wie Herder das Signal zu ihrer Ueberwindung gegeben hatte. Daß die Blessig und Haffner, die unter sehr erschwerenden Umständen, mitten in den Stürmen der großen Französischen Revolution, dem Elsaß 1798 ein Gesangbuch gegeben hatten, auch hier sich als die typischen Vertreter des Rationalismus erwiesen hatten, wer wollte sie darob schelten? Wer könnte ihnen daraus einen ernstlichen Vorwurf machen, daß sie so sehr in den Auffassungen ihrer Zeit befangen waren, daß ihnen das Lied von der festen Burg zur Aufnahme in ihr Gesangbuch nicht notwendig erschien? Aber als 1841 im Auftrag der Pastoralkonferenz ein Ausschuß ans Werk ging, ihr Gesangbuch durch ein anderes zu ersetzen, hatte eine neue Zeit doch immer deutlicher und vernehmbarer an die Türen der Kirche geklopft. In demselben Jahre erschien Ph. Wackernagels grundlegendes Werk über das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nikolaus Herman und Ambrosius Blaurer, 1837 war ihm A. Knapps Evangelischer Liederschatz vorausgegangen. 1843 bis 1847 folgte ein grundlegendes Werk für die kirchenmusikalischen Arbeiten am Gesangbuch: K. v. Winterfelds „Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältnis zur Kunst der Tonsetzer". Vor allem aber hätte auch R. Stiers „Gesangbuchnot 1838", eine Schrift, die in anderen Gebieten der Erneuerungsarbeit einen wirksamen Anstoß gab, nachdenklich stimmen müssen, ob es nicht auch im Elsaß an der Zeit sei, etwas umzudenken und neu hinzuzulernen. Aber keine Welle der neuen hymnologischen Strömung scheint an das Gestade gedrungen zu sein, an dem der Ausschuß der Pastoralkonferenz nun ein Werk schuf, das wohl die Wasserpoesie des Berliner Dietrich, des „Geiserich unter den Gesangbuchvandalen" mit 38 Liedern zu Worte kommen ließ, während Luther sich mit vier begnügen mußte, das dem schwächsten Abschnitt evangelischer Kirchenliederdichtung den breitesten Raum einräumte, und in der Auswahl der Lieder wie in der Mißhandlung ihres Wortlauts ganz in der Geschmacksrichtung des endenden 18. Jahrhunderts befangen war. Unmittelbar vor Weihnachten 1850 kam das „Gesangbuch für die evangelischen Gemeinden Frankreichs", das Konferenzgesangbuch, heraus und erhielt 1851 die Genehmigung des Direktoriums. Dem damals auch im Elsaß erwachten lutherischen Konfessionalismus waren damit Wasser auf seine

Mühlen getrieben. In dem Grafenstadener Pfarrer Rittelmeyer besaß er einen tüchtigen Hymnologen, der nun alsbald sich an die Arbeit machte und dessen 1863 erschienenes „Gesangbuch für Christen Augsburgischer Konfession" in allem das diametrale Gegenstück zum Konferenzgesangbuch darstellte. Als das Buch 1863 erschien, war ihm durch eine eifrige Propagandatätigkeit seiner Freunde der Boden gründlich vorbereitet. Am vernehmbarsten stieß ins Horn Pfarrer Friedrich Horning, Rittelmeyers Schwager, der ganz zu Anfang Mitglied des Gesangbuchausschusses der Pastoralkonferenz gewesen war, nunmehr aber alles „am liebsten, wie Kronos seine Kinder verzehrt, mit Haut und Haaren vertilgt hätte". Die acht Jahre der Tätigkeit des Gesangbuchausschusses erschienen ihm als „eine Bartholomäusnacht für Hunderte von Liedern". Erbittert und verbitternd wütete der Gesangbuchstreit. Die Liberalen warfen das Konferenzgesangbuch als Panier auf, die Lutheraner das ihre, Verständnislosigkeit und Lieblosigkeit feierten hüben wie drüben Triumphe. Die oft groteske, überspitze Art, wie das Rittelmeyersche Gesangbuch archaisierende Tendenzen vertrat, erschwerte auf der Gegenseite das Aufkommen einer ruhigeren, gerechteren Betrachtungsweise, wie andererseits sich der Liberalismus mit dem Konferenzgesangbuch soviel Blößen gegeben hatte, daß der kämpferische Geist der lutherischen Minderheit in allem eine ihm hoch willkommene Erleichterung seines Feldzugs gegen die herrschende Richtung sah. Das Direktorium hätte seinen Gegnern Wind aus den Segeln nehmen und dem Kampfe etwas von seiner Schärfe nehmen können, wenn es mit der vorbehaltlosen Genehmigung des Rittelmeyerschen Gesangbuches nicht bis 1869 gewartet hätte. Wie wenig erbaulich war doch die Schilderung, die kurz vorher sein hervorragendstes Mitglied, Professor Dr. Bruch, der Pastoralkonferenz (1869) von den Zuständen im Lande gegeben hatte:

„Die Oberbehörde hat dasselbe (das Rittelmeyersche Gesangbuch) noch nicht autorisiert; dennoch ist es in viele Gemeinden eingeführt worden, teils geradezu gegen Recht, meistens aber auf Umwegen; man hat es empfohlen, selbst verschenkt, das eingeführte von 1850 angegriffen und den Leuten geraten, das neue in die Kirche mitzubringen. Man wählt da Lieder, die in beiden stehen; die Texte weichen aber voneinander ab; die Leute singen nun aus beiden zugleich, das gibt Mißtöne; eine Partei sucht manchmal die andere zu überschreien und so wird aus dem Gesang ein widerwärtiges Gebrülle; es entsteht Zwietracht in den Gemeinden, und es ist selbst beinahe zu Schlägereien gekommen. Die Verfasser hätten dem Wunsche des Oberkonsistoriums gemäß gründlich korrigieren sollen, ohne das konfessionelle Gepräge zu verwischen, so wäre das Gesangbuch schon längst autorisiert, und die Kirche hätte Frieden."

Um nun aus dieser peinlichen Lage herauszukommen, schlug Bruch vor, sich an die Herausgeber mit der Aufforderung zu wenden, „eine

neue Ausgabe in annehmbarer Form zu veranstalten und also zu einem Friedenswerk die Hand zu bieten".

Die Reformbedürftigkeit des Konferenzgesangbuches konnte aber auch seinen Freunden auf die Dauer nicht verborgen bleiben. So entschloß man sich 1880 zu einem Anhang, der den 750 Liedern des alten Gesangbuches 88 Gemeindelieder und 42 Jugendlieder hinzufügte. Die damit beabsichtigte Verjüngungskur gelang nicht. Wie sollte das auch möglich sein bei einem Wesen, das, als es im Jahre 1850 das Licht der Welt erblickte, bereits veraltet war!

Die Verbreitung des Konferenzgesangbuches erstreckte sich, auch abgesehen von der ihr durch das Rittelmeyersche entstandenen Konkurrenz, nicht über das ganze Land. Das reformierte Mülhausen hatte sein eigenes Gesangbuch, eine Gabe Adolf Stöbers. Wie auch auf hymnologischem Gebiet die alte Territorialgeschichte des Elsasses noch nachwirkte, zeigte eine 1877 beschlossene Genehmigung einer neuen Ausgabe des Hanauischen Gesangbuches von 1779 und 1818*. 1887 waren verbreitet das Konferenzgesangbuch in 118, das Rittelmeyersche in 45, das Hanauische Gesangbuch in 20, das fürstlich Nassauische Gesangbuch in 10, das alte Straßburger Gesangbuch von 1797 (!) in 1, das alte Straßburger Gesangbuch von 1808 in 1, das alte Colmarer Gesangbuch von 1782 (!) in 1, das Evangelische Gesangbuch von Mülhausen und das Evangelische Militärgesangbuch in 1 Gemeinde. Diese Statistik umfaßt aber offenbar nur die Gemeinden der Kirche A. K. und läßt das reformierte Gebiet im allgemeinen unberücksichtigt. Auf die Sprache der wenigen „französischen" Gemeinden wurde Rücksicht genommen. Genehmigt wurde ein neues französisches Gesangbuch Recueil de Cantiques 1879, um dessen Zulassung die Straßburger Neukirchgemeinde eingekommen war. Es mußte sich freilich vorher allerlei Kritik gefallen lassen. Zum Beispiel: „Durch die viele Musik ist der Druck verteuert worden." (Den Liedern waren die Noten beigegeben.) 1911 wurde die Neuausgabe des in Colmar in der französisch sprechenden Gemeinde

---

* Als Kuriosität sei hier folgende Kostprobe aus dem im Hanauer Lande heimischen „Girrenden Täublein" von 1768 mitgeteilt. Ein Lied beginnt: „Erschrecklich ist es, daß man nicht der Höllen Pein betrachtet". Die darauf von dem Dichter löblicherweise vorgenommene Betrachtung erstreckt sich über 16 Strophen. Darin:

Wer mag erkennen den Gestank,
Der hier auch wird gefunden?
Das strenge Gift kann machen krank
Urplötzlich die Gesunden;
Es ist wie dicker Kot und Feuer,
Durch ihn wird alles Ungeheuer,
Das stinket, überwunden.

gebräuchlichen Recueil de Cantiques à l'usage des Eglises évangéliques de France genehmigt. Dabei begründete Pfarrer D. Gerold die Tatsache, daß ein französisches Gesangbuch nicht aus einer solchen Fülle von geistlichen Liederschätzen schöpfen könne, wie dies in Deutschland möglich sei, damit, daß die Hugenotten keine Zeit zum Dichten gehabt hätten.

Während diese Entscheidungen natürlich nur eine ganz kleine Minderheit von Gemeinden berührten, war das Ereignis in der Gesangbuchgeschichte unseres Zeitraumes die Herausgabe des Evangelischen Gesangbuches für Elsaß-Lothringen 1899. Den entscheidendsten Vorstoß machte Professor Spitta 1894 auf der Straßburger Pastoralkonferenz mit einem scharf kritischen Referat über das Konferenzgesangbuch, dem folgende Thesen zugrunde lagen:

„Das Gesangbuch als Mittel zur Ausführung des öffentlichen Gottesdienstes muß den liturgischen Grundsätzen über Wesen und Form desselben entsprechen. Jede anders orientierte Besprechung des sogenannten Konferenzgesangbuches hat keine Aussicht auf fruchtbaren Verlauf.

Der evangelische Gottesdienst ist Darstellung des christlichen Gemeindeglaubens, dessen Wesen nicht in dem Gebundensein an ein Lehrsystem, sondern in der Herzenshingabe an den in Christo geoffenbarten Gott besteht. Daraus folgt, daß die gottesdienstlichen Aeußerungen in den Liedern Zeugnisse von diesem Glaubensleben, nicht aber Entwicklungen eines dogmatischen oder moralischen Systems sind. Dem entspricht das Konferenzgesangbuch weder nach Anordnung noch nach Auswahl der Lieder.

Die gottesdienstliche Gemeinde gehört der Gegenwart an, muß deshalb auch in den Liedern den durch die Zeit bestimmten Ausdruck ihres Glaubens finden. Aller hierauf gerichteten Bemühungen der Verfasser des Konferenzgesangbuches ungeachtet, entspricht dieser Forderung, wenigstens für unsere Gegenwart, weder Auswahl noch Rezension der Lieder.

Da die Wurzeln des christlichen Glaubens im Christentum der Vergangenheit liegen, so hat die Gemeinde das Bedürfnis, sich in den gottesdienstlichen Aeußerungen mit ihren Vätern zusammenzufassen. Diesem Bedürfnisse, dessen Berechtigung durch den religiösen und poetischen Wert der Lieder aus der kirchlichen Vergangenheit verdoppelt wird, ist das Konferenzgesangbuch in keiner Weise gerecht geworden.

Das Recht der Landeskirchen, ihre Eigentümlichkeit auch im Gottesdienste auszuprägen, gestaltet sich bei dem Gesangbuch zu der Forderung, die vornehmlichsten Lieder der heimatlichen Dichter zu besitzen. Auch diesen Anspruch auf genügende Berücksichtigung der Schätze elsässischer Kirchenliederdichtung hat das Konferenzgesangbuch nicht erfüllt.

Da die Lieder zum Singen bestimmt sind, so hat das Gesangbuch die nach Ursprung und Charakter entsprechenden Melodien festzustellen. Die Wahl der Melodien im Konferenzgesangbuche ermangelt jedes festen Grundsatzes. Das Gemeindelied ist neben der Predigt das charakteristische Stück des evangelischen Gottesdienstes, dessen gesunde Entwicklung sich nur von

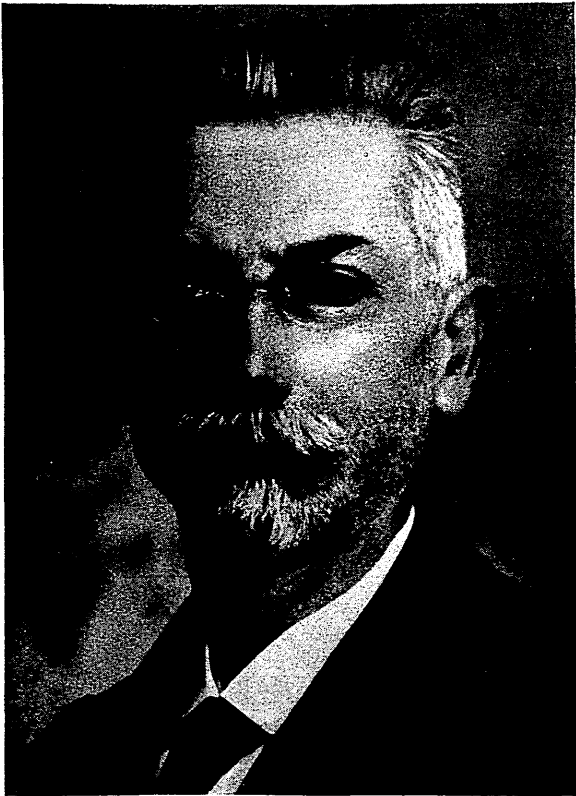
dieser Basis aus vollziehen kann. Ohne Abstellung der mit dem Konferenzgesangbuche verbundenen Mißstände bleibt eine Besserung der gottesdienstlichen Zustände in Elsaß-Lothringen unmöglich."

Gegen Ende seiner Rede erhoben sich die Ausführungen Spittas zu leidenschaftlichem Pathos: „Meine Freunde, in Sachen des Gesangbuches heißt es: Es muß sein! Dürfen wir unsern Gemeinden noch länger die kostbarsten Schätze des evangelischen Christentums, seine Lieder, vorenthalten und ihnen ein Gesangbuch in die Hände geben, dessen 750 Nummern zum größeren Teile wertloser Ballast sind, den keiner gebraucht und der keinem nützt? Ein jeder von Ihnen weiß, daß für die Gemeinden das Gesangbuch eine noch viel tiefere Bedeutung hat als die Bibel; daß ihr inneres Leben darauf von Kindheit an hauptsächlich seine Nahrung nimmt. Dürfen wir es länger mit ansehen, daß ihnen der Born des Lebens nur so spärlich und trübe rinnt?"

„Auf hymnologischem Gebiete ein Meister in Israel" hatte gesprochen, wie der zum Verteidiger des Konferenzgesangbuches bestellte liberale Korreferent Pfarrer Dietz, Mundolsheim, meinte. Dietz kämpfte wie ein Löwe für eine verlorene Sache. Einen breiten Teil seines Vortrages nahmen Ausführungen ein, die das Sprichwort in Erinnerungen rufen mußten: De gustibus non est disputandum. So wenn er als zwei „prachtvolle" Strophen zitierte:

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
ein breiter Weg durch Auen.
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
läßt nichts als Mühe blicken.
Doch weiterhin führt er zum Heil
und endlich zum Entzücken.

Der Wunsch des Korreferenten war, daß die Gesangbuchreform auf die lange Bank geschoben werde. Das ceterum censeo dieses tapferen, grundehrlichen Anwalts des Konferenzgesangbuches hieß: „Die Schaffung eines Gesangbuches, das besser wäre als das Konferenzgesangbuch, ist in der Theorie wohl denkbar und möglich; die Frage aber, ob der geeignete Moment, diesen Reformgedanken praktisch durchzuführen, bereits gekommen sei, muß entschieden verneint werden. Die Sache ist noch nicht spruchreif. Verlieren wir sie nicht aus den Augen, — vor zehn Jahren, dies ist meine intimste Ueberzeugung, kann von der Einführung eines neuen Gesangbuches nicht die Rede sein." Aber das Ereignis einer „wahrhaft epischen, mehr als dreistündigen Redeschlacht" war, daß (am 23. Mai 1894) die Abfassung eines neues Gesangbuches beschlossen wurde. Dem Korreferenten wurde



Gustav Anrich, 1867 bis 1930

dieser Basis aus vollziehen kann. Ohne Abstellung der mit dem Konferenzgesangbuche verbundenen Mißstände bleibt eine Besserung der gottesdienstlichen Zustände in Elsaß-Lothringen unmöglich."

Gegen Ende seiner Rede erhoben sich die Ausführungen Spittas zu leidenschaftlichem Pathos: „Meine Freunde, in Sachen des Gesangbuches heißt es: Es muß sein! Dürfen wir unsern Gemeinden noch länger die kostbarsten Schätze des evangelischen Christentums, seine Lieder, vorenthalten und ihnen ein Gesangbuch in die Hände geben, dessen 750 Nummern zum größeren Teile wertloser Ballast sind, den keiner gebraucht und der keinem nützt? Ein jeder von Ihnen weiß, daß für die Gemeinden das Gesangbuch eine noch viel tiefere Bedeutung hat als die Bibel; daß ihr inneres Leben darauf von Kindheit an hauptsächlich seine Nahrung nimmt. Dürfen wir es länger mit ansehen, daß ihnen der Born des Lebens nur so spärlich und trübe rinnt?"

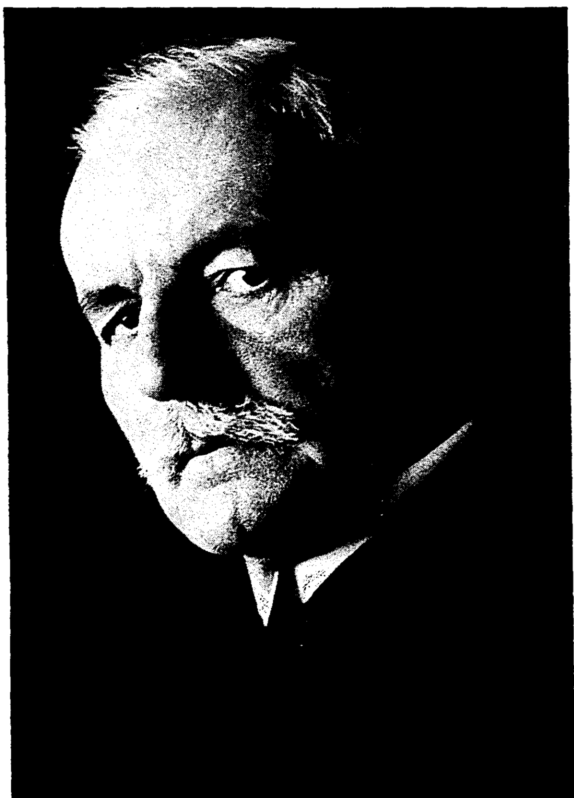
„Auf hymnologischem Gebiete ein Meister in Israel" hatte gesprochen, wie der zum Verteidiger des Konferenzgesangbuches bestellte liberale Korreferent Pfarrer Dietz, Mundolsheim, meinte. Dietz kämpfte wie ein Löwe für eine verlorene Sache. Einen breiten Teil seines Vortrages nahmen Ausführungen ein, die das Sprichwort in Erinnerungen rufen mußten: De gustibus non est disputandum. So wenn er als zwei „prachtvolle" Strophen zitierte:

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
ein breiter Weg durch Auen.
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
läßt nichts als Mühe blicken.
Doch weiterhin führt er zum Heil
und endlich zum Entzücken.

Der Wunsch des Korreferenten war, daß die Gesangbuchreform auf die lange Bank geschoben werde. Das ceterum censeo dieses tapferen, grundehrlichen Anwalts des Konferenzgesangbuches hieß: „Die Schaffung eines Gesangbuches, das besser wäre als das Konferenzgesangbuch, ist in der Theorie wohl denkbar und möglich; die Frage aber, ob der geeignete Moment, diesen Reformgedanken praktisch durchzuführen, bereits gekommen sei, muß entschieden verneint werden. Die Sache ist noch nicht spruchreif. Verlieren wir sie nicht aus den Augen, — vor zehn Jahren, dies ist meine intimste Ueberzeugung, kann von der Einführung eines neuen Gesangbuches nicht die Rede sein." Aber das Ereignis einer „wahrhaft epischen, mehr als dreistündigen Redeschlacht" war, daß (am 23. Mai 1894) die Abfassung eines neues Gesangbuches beschlossen wurde. Dem Korreferenten wurde



Gustav Anrich, 1867 bis 1930



Johannes Ficker, geb. 1861

aus der Mitte der Konferenz bescheinigt, er habe getan, was er konnte, um das Gesangbuch zu seinem Begräbnis zu salben! Er habe ihm den letzten Liebesdienst erwiesen.

Ein Zeichen für den Wandel der Zeiten war es, daß den Vorsitz in dem neuen Gesangbuchausschuß der Führer der Liberalen, Pfarrer Gerold, Straßburg, übernahm, dem später die Straßburger evangelisch-theologische Fakultät in Anerkennung seiner Verdienste um das Zustandekommen des neuen Gesangbuches den theologischen Doktorhut verlieh. Dem Ausschuß gehörten sonst an die Professoren Spitta und Budde und die Pfarrer Heyler, Hördt, Stricker, Straßburg, und Redslob, Straßburg. Im Melodienausschuß wirkte mit Professor Smend und Professor von Jan. Die Hauptarbeit leistete Spitta. Als die Konferenz 1897 zusammentrat, waren ihre Mitglieder im Besitz eines Verzeichnisses der für Aufnahme in das Gesangbuch in Aussicht genommenen Lieder. Scharfe Kritik erfuhr ihre Arbeit nur von dem der liberalen Partei angehörigen Pfarrer Kornmann, Mittelhausen, der vor einem „geistlichen Alkoholismus“ glaubte warnen zu sollen. 1898 wurden Bedenken aus demselben Lager mit weit größerer Mäßigung von Pfarrer Ernst, Fürdenheim, geäußert. „War die im alten Gesangbuch wehende Luft zu dünn, so will die im neuen herrschende vielfach zu dick erscheinen. Es ist zu viel Altfränkisches, den heutigen Geschmack seltsam Anmutendes, auch poetisch nicht zu Rechtfertigendes stehen geblieben.“

Als die Konferenz im nächsten Jahre (1899) zusammentrat, war das Gesangbuch fertig und im Druck erschienen.

Den Gegensatz zwischen dem „bisher“ und „von nun an“, zwischen der Art des alten und des neuen Gesangbuches aber deutete Professor Smend in einer Predigt am Tage der Einführung des neuen Gesangbuches in der Reformierten Kirche in Straßburg also:

„Auch das alte Gesangbuch hat uns singen heißen von Sünde und Gnade. Und denen, die es schufen, ist es gewiß damit ernst gewesen. Sie haben sich bemüht, dem evangelischen Christen in den Mund zu legen, was er jederzeit ehrlich und von Herzen bekennen und bejahen kann. Ja, sie sind beflissen gewesen, ihm jeden Anstoß und jede Härte zu ersparen, die seinem Ohr und Sinn verletzend sein könnte. Sie haben geglättet und poliert, um die alten Lieder einem neuen Geschlechte mundgerecht zu machen. ‚Bereitet dem Herrn den Weg‘, so haben sie gedacht, ‚die Tale sollen erhöht und die Berge erniedrigt werden; und was ungleich ist, soll eben, und was höckericht ist, soll gerad werden‘. Die Absicht war gut, und sie wird auch gesegnet worden sein. Aber das Beste haben jene doch oft vergessen oder gering geachtet, das, was unsere Väter, ob auch ohne Glätte und Politur, doch um so herzhafter und kernhafter in ihren Liedern bekannt haben, das unverkürzte und unverdünnte Wort von des Menschen Sünde und Elend und von Gottes ewigem Erbarmen.“

Wenn auch die übrigen Mitglieder des Gesangbuchausschusses ihren Anteil daran hatten, daß der große Wurf gelang, so war es doch kein unberechtigter Sprachgebrauch, wenn man alsbald vom Spittaschen Gesangbuch redete. Eine Reihe von glücklichen Umständen waren zusammengekommen, um Spitta für die Aufgabe, der er sich hier unterzogen hat, als in hervorragender Weise prädestiniert erscheinen zu lassen. Von Kindheit an lebte er, der Sohn des Dichters von „Psalter und Harfe" und Sproß eines liederfrohen Hauses, in der Welt des evangelischen Kirchenliedes. Daß der Hannoveraner als Student in Erlangen, als Inspektor des Tholuckschen Studentenkonvikts in Halle, als Pfarrer in der rheinischen Gemeinde Obercassel in enge Fühlung mit dem Leben verschiedener Landeskirchen gekommen war, bevor er 1887 nach Straßburg berufen wurde, hatte irgendein Sichverfestigen und Sichversteifen in der hymnologischen Ueberlieferung einer einzelnen Landeskirche nicht aufkommen lassen, ganz abgesehen davon, daß eine derartige Gefahr bei einer so selbständigen und kritischen Natur von vornherein nicht allzugroß war. Zu der Weite des Blicks, geschärft durch die in der Praxis gewonnenen Eindrücke, kam dann alsbald die enge Vertrautheit des Forschers mit den hymnologischen Problemen sowie die angeborene künstlerische Begabung. Diese konnte sich ebenso in den Fragen des Textes wie in den Fragen der Weisen des Gesangbuches auswirken. Dem Schaffen Spittas kam außerdem außerordentlich zugute, daß er, der sehr schnell einer der Führer im kirchenmusikalischen Leben seiner Zeit werden sollte, sich ausgezeichnet in der musica sacra auskannte. Bei diesem Gesangbuchwerk, mehr oder minder in Spittas Hände gelegt, war es von vornherein ausgeschlossen, daß die kirchenmusikalische Seite der Aufgabe irgendwie hätte zu kurz kommen können. Endlich war es eine überaus glückliche Fügung, daß der Mann, der vor andern berufen wurde, der elsässischen Kirche ein neues Gesangbuch zu schenken und damit namentlich ihr gottesdienstliches Leben neu zu befruchten, trotz norddeutscher Abstammung eine Liebe zu seiner zweiten Heimat gefaßt hatte, die ihn mit besonderer Freudigkeit verschüttetes hymnologisches Gut elsässischer Vergangenheit wieder ans Tageslicht fördern ließ.

Vergleicht man das Spittasche Gesangbuch mit seinem Vorgänger, so muß man noch heute, nach einem Menschenalter, staunen über die Energie, mit der hier das Steuer herumgeworfen wurde, und die Entschlossenheit, mit der den Gemeinden ein derartiger Bruch mit dem Herkommen zugemutet wurde. Und das doch weder aus den Machtvollkommenheiten einer Kirchenbehörde heraus noch etwa unter der übermächtigen Macht einer neuen geistigen Strömung, die vordem alles, was wider sie war, hinweggespült hätte. Denn der Geist, der in dem

Konferenzgesangbuch einen Ausdruck gefunden hatte, war doch noch keineswegs gestorben, wenn auch sein Herrschaftsgebiet sich immer mehr verkleinert hatte; und wieviel Gemütswerte hafteten an vielen der alten Lieder, denen nun so gründlich — zuweilen gründlicher und rücksichtsloser, als unbedingt notwendig gewesen wäre! — der Garaus gemacht wurde! Nur eine so überlegene und gewinnende Persönlichkeit, wie sie Spitta verkörperte, konnte in einer Kirche, in der wahrhaftig die Beharrungstendenzen nicht geringer waren als anderwärts, solchen Umschwung in so kurzer Zeit herbeiführen. Die sachliche Begründung allein hätte es nicht zuwege gebracht.

Sucht man im einzelnen festzustellen, worin die für die Zukunft besonders bedeutungsvollen Vorzüge dieses Gesangbuches bestanden, so kann man von seiner Grundeinteilung absehen. Die Art der Wiedergabe des Wortlautes der Lieder hält glücklich die Mitte zwischen sklavischer Abhängigkeit vom Originaltext und pietätloser oder geschmackloser „Modernisierung". Was die Wahl der Lieder angeht, so war Spittas, man kann ruhig sagen, Neuentdeckung der Konstanzer Liederdichter (Ambrosius und Thomas Blaurer, Joh. Zwick) eine hymnologische Tat von größter Bedeutung, wenn auch mancher mit verantwortlicher Aufgabe betraute Hymnologe sie nicht begriff und infolgedessen das zu weitester Verbreitung gelangte Deutsch-evangelische Gesangbuch (abgesehen von Zwicks Himmelfahrtslied) von diesen Dichtern keinerlei Notiz nimmt. Und dies, obwohl A. Blaurer fraglos neben Luther die hervorragendste dichterische Persönlichkeit des Reformationszeitalters gewesen ist! Besser erging es dem Zwinglilied „Herr, nun selbst den Wagen halt", dem sich immer mehr Gesangbücher öffneten. Auch das Taulers Namen tragende Adventslied („Es kommt ein Schiff, geladen") hat von Straßburg aus weitere Verbreitung gefunden. Daß das Spittasche Gesangbuch wieder elsässische Dichter der Reformationszeit wie Wolfgang Capito („Gib Fried zu unsrer Zeit", „Die Nacht ist hin, der Tag bricht an"), Matthäus Greiter („Ach Gott, wie lang vergißt du mein"), Leo Judä („Dein, dein soll sein das Herze mein"), Konrad Huber („O Gott, du höchster Gnadenhort", „Dieweil wir sind versammelt", „Allein zu dir Herr Jesu Christ"), Heinrich Vogtherr („Lob sei dir Jesu Christe") zu Ehren brachte, war sehr verdienstlich, wenn auch diese Lieder nicht zu den allerbedeutendsten Erzeugnissen der Liederdichtung zu rechnen sind. Mit lebhaftem Dank wurde gleich nach dem Erscheinen des Gesangbuches Spittas Neuschöpfung eines keineswegs hochwertigen Liedes aus Alt-Straßburg von Johann Englisch aufgenommen, eine wirkliche Bereicherung des Liederschatzes der deutsch-evangelischen Christenheit:

„Im Frieden dein,
o Herre mein,
laß zieh'n mich meine Straßen.
Wie mir dein Mund
gegeben kund,
schenkst Gnad du ohne Maßen.
Hast mein Gesicht
das sel'ge Licht
des Heilands schauen lassen.

Mir armen Gast
bereitet hast
das reiche Mahl der Gnaden.
Das Lebensbrot
stillt Hungers Not,
heilt meiner Seele Schaden.
Ob solchem Gut
jauchzt Sinn und Mut
mit all'n, die du geladen.

O Herr, verleih,
daß Lieb und Treu
in dir uns all verbinden,
daß Hand und Mund
zu jeder Stund
dein Freundlichkeit verkünden,
bis nach der Zeit
den Platz bereit
an deinem Tisch wir finden."

Straßburgs hymnologischen Ruhm vermehrte Spitta außerdem dadurch, daß er einwandfrei Martin Schalling als Dichter des Liedes „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr", einer wahren Perle unter den Kirchenliedern, nachwies. Einem solchen Liede kam freilich nicht gleich, was an Dichtungen evangelischer Elsässer aus späteren Tagen begründeterweise Aufnahme fand: J. F. Ruopps „Erneure mich, o ew'ges Licht", G. K. Pfeffels „Jehova, deinen Namen", M. Meckerts „Brich an, du hohes Feste" und „Die Liebe Christi dringet mich", Fr. Weyermüllers, des Kampfgenossen Hornings auch im Streit gegen das Konferenzgesangbuch, „Es muß uns doch gelingen", Franz Härters „Heimat meiner Liebe" und Adolf Stöbers „Herr Jesu, dir zu leben". Alt-Straßburg brachte Spitta auch neu zu Ehren durch Verwendung ausgezeichneten Straßburger Melodiengutes („An Wasserflüssen Babylons", „Es sind doch selig alle die", „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr").

Aber auch wertvolles Melodiengut aus dem französischen Psalter („Wie nach einer Wasserquelle"; „O Gott, der du ein Heerfürst bist"; „O selig Haus, wo man dich aufgenommen"; „O daß doch bald dein Feuer brennte") wurde von Spitta, (dessen Familie übrigens ursprünglich hugenottischen Ursprungs war und einst de l'Hospital hieß) nicht außer acht gelassen. Außerordentlich bewährt hat sich die nicht ohne Widerstand erfolgte Maßnahme der Pastoralkonferenz, keine Ausgabe ohne Noten zu veranstalten. Für die kirchenmusikalischen Aufgaben, die nunmehr den Gemeinden zufielen, erwies sich das Choralbuch von J. Wolf als ein trefflicher Helfer; es fand auch außerhalb Elsaß-Lothringens verdiente Anerkennung. Eine berechtigte scharfe Kritik hatte dagegen der Vorgänger, das Sternsche Choralbuch, erfahren durch Pfarrer Ihme, Bärental, dem Herausgeber des Choralbuches zum

Rittelmeyerschen Gesangbuch. Und nun zu all den übrigen Vorzügen des Gesangbuchs von 1899 die Tat Joh. Fickers! Zum ersten Male wurde hier wieder auf die künstlerische Ausstattung eines Gesangbuches alle erdenkliche Sorgfalt und ein ganz großes Können verwandt. Ein sinnreiches Titelblatt, Kopfleisten (Luther, ihm zur Seite musizierende Engel) und eine Vignette mit dem Worte Joh. Zwicks: „sölte vogelsang Gottes Lob syn mögen und nit der christen gsang?", ein Widmungsblatt mit ornamentaler Umrahmung bildete den Eingang des Buches. Carl Spindler war der elsässische Künstler, der diese Aufgabe glücklich gelöst hatte. Von durchgehendem Initialenschmuck, von künstlerischer Hervorhebung der einzelnen Abschnitte des Gesangbuches wurde in der ersten, billigen Ausgabe noch abgesehen. Eine kleine Ausgabe (1908), für die eine schöne, feste Type gewählt war, Otto Hupps Neudeutsch, brachte eine noch viel stärkere Indienststellung einer geläuterten und zu Taten erwachten Kunst. Für die erste Ausgabe waren nur drei Muster künstlerischer Originaleinbände hergestellt. Dieser Anfang einer Bekämpfung der auf diesem Gebiete herrschenden Geschmacklosigkeit erwies sich als unzureichend. Acht neue Muster folgten daher. Vor allem aber wurde der bildnerische Schmuck nunmehr erweitert und, wenn in der ersten Ausgabe dem sonst zierlosen Gebäude nur ein schönes Portal angefügt worden war, so wurde nun mit viel reicheren Mitteln, auch mit denen der Farbe, das Ganze künstlerisch bis in alle Einzelheiten gestaltet. Jetzt grüßten den Leser wohlgelungene Bilder der hervorragendsten Liederdichter und Melodienschöpfer des Gesangbuches. Zu diesen festen männlichen Gestalten, die vom Ernst des reformatorischen Bekenntnis reden, gesellten sich fröhlicher Farbenschmuck und anmutige Zierstücke — ein wahres Kleinod wurde der evangelischen Kirche mit diesem Werke auch in seiner äußeren Erscheinung geschenkt. Die Bahn war gebrochen, auf der auch andere Landeskirchen fortan vorwärtsschritten und endlich der sträflichen Vernachlässigung hier vorliegender künstlerischer Aufgaben ein Ende machten. Die Hälfte der deutsch-evangelischen Landeskirchen ließ sich von dem Straßburger Beispiel zu änlichem Tun anspornen; keine hat diese Aufgaben glänzender gelöst als die Kirchen Elsaß-Lothringens um die Jahrhundertwende.

So hat Straßburg auf dem Gebiete des Gesangbuches in doppelter Weise bahnbrechend gewirkt. So verschieden aber auch die Aufgaben gewesen sind, die Spitta und Ficker lösten, ein doppeltes Gemeinsames leuchtete aus ihren Werken hervor: ein frommer, hochentwickelter künstlerischer Sinn und eine heilige Begeisterung, in der

Seele des elsässischen Kirchenvolkes die Freude an seiner Geschichte neu zu wecken und eine große Vergangenheit des Landes wieder lebendig werden zu lassen.

F Das Kirchenjahr

An der Art, wie das Kirchenjahr begangen wurde, hat sich zwischen 1870 und 1918 einiges geändert. Freilich wurden nicht alle neuen Wünsche befriedigt. So hatten Anträge auf Einführung eines alljährlichen allgemeinen Bibelfestes (1884) und eines Erziehungssonntages (1918) einen vollen Mißerfolg. Hingegen feiert man seit 1885 einen der Aeußeren Mission gewidmeten Missionstag, allerdings ohne daß er die wünschenswerte Anziehungskraft ausübte. Sicher hätte man gut daran getan, ihn nicht auf den ersten Sonntag nach Epiphanias, in nächste Nähe von Weihnachten und Neujahr, zu verlegen, wovor auch auf der Pastoralkonferenz gewarnt worden war; ein Gegenvorschlag, der eine Zusammenlegung mit dem Himmelfahrtsfest anregte, hatte keine ausreichende Unterstützung gefunden. Als Tag der Inneren Mission wurde (1901) der Trinitatissonntag bestimmt. Bei dem Reformationsfest, das in der lothringischen Diaspora sich außerordentlicher Volkstümlichkeit erfreute, während es sonst nicht denjenigen Anklang fand, den man gerade in einem konfessionell so gespaltenen Lande hätte erwarten sollen, war die Datierung eine Zeitlang strittig. Die über Erwarten große Beteiligung, die die Feier des Reformationsjubelfestes 1917 an einem 1. November gefunden hatte, gab in Verbindung mit der Tatsache, daß der 1. November des katholischen Allerheiligenfestes wegen als bürgerlicher Feiertag galt, Anlaß zu Ueberlegungen, ob nicht künftig das Reformationsfest am 1. November begangen werden sollte. Man kam aber davon wieder ab und bestimmte für das Fest den zwischen den 26. Oktober und den 1. November fallenden Sonntag. Das Erntedankfest wurde herkömmlicherweise am letzten Sonntag des Kirchenjahres, also einige Wochen nach der Haupterntezeit, in einer Jahreszeit gefeiert, in der die Natur viel mehr den Gedanken an Tod und Vergänglichkeit wachruft als die Empfindungen, aus denen dieses Fest geboren ist. Als Mangel wurde es auch empfunden, daß es in den wenigsten Gemeinden der Einbringung der Ernte auf dem Fuße folgte. Ein in Pfarrerkreisen deshalb lebendig gewordener Wunsch, auf einen gemeinsamen Festtag zu verzichten und die zeitlichen Bestimmungen unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse den Presbyterien bzw. Konsistorien zu überlassen, stieß aber auf entschlossenen

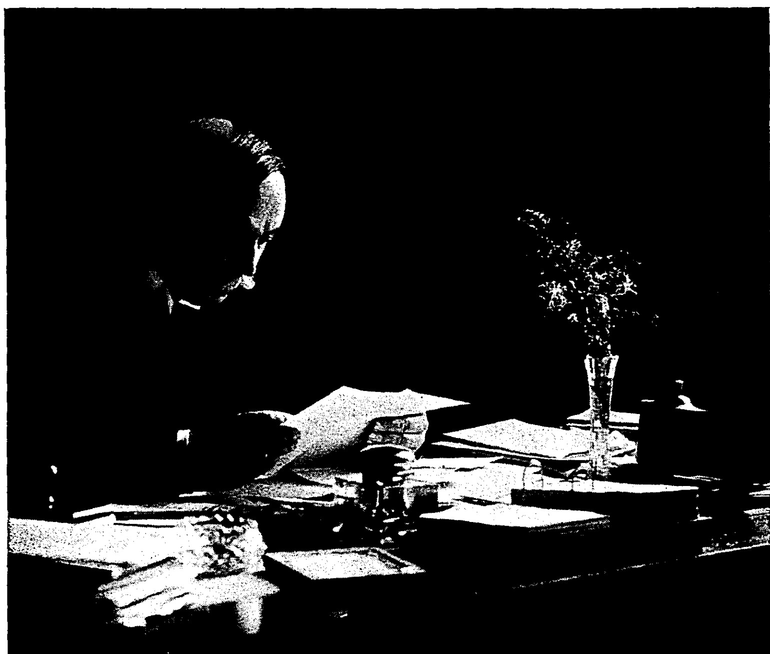
Widerstand. Schließlich kam eine Verordnung zustande, die daran festhielt, daß das Fest wie bisher überall an demselben Sonntage gefeiert wurde, es aber auf den drittletzten Sonntag des Kirchenjahres verlegte. Die Reformierte Synode wollte über Festlegung des Erntefestes und des Reformationsfestes 1918 einen Beschluß fassen; die politischen Ereignisse ließen es aber nicht mehr dazu kommen. Die auf den 15. Oktober einberufene Tagung kam nicht zustande. Für jene Umdatierung des Erntedankfestes in der Kirche A. K. 1916 bestand dadurch besondere Veranlassung, daß in nicht wenigen Gemeinden der *Totensonntag* am letzten Sonntag des Kirchenjahres seinen Einzug gehalten hatte. Erntedankfest und Totensonntag an einem Tage paßten in der Tat schlecht zusammen. Mit der Einführung des Totensonntags in beiden Landeskirchen (1916) wurde ein viele Jahrzehnte alter, zäher Widerstand endlich gebrochen. Zwar hatte man bereits 1843 beschlossen, einen Totensonntag zu begehen. Aber die Praxis richtete sich nicht danach. Noch im Jahre 1884 wurde auf der Pastoralkonferenz ein Vorschlag, den Totensonntag einzuführen, fallen gelassen, wiewohl die Gegengründe mehr als seltsam anmuten. Eine Totenfeier, so wurde geltend gemacht, sei jedes Begräbnis. Die meisten Pfarrer gedächten im Silvestergottesdienst der im Laufe des Jahres Verstorbenen. Ein Totenfest habe eigentlich nur dann einen Sinn, wenn, wie in der katholischen Kirche, Seelenmessen für den Toten gelesen würden (!). Es sei überhaupt nicht zweckmäßig, in der protestantischen Kirche, die so viele unnütze Feste abgeschafft habe, neue einzuführen. Daß allmählich doch eine Wendung eintrat, dahin wirkten nicht bloß Professoren der Theologie durch ihre Wirksamkeit auf dem Katheder und durch Veranstaltung derartiger Feiern mit Kirchenchören, sondern dahin drängte auch der eingewanderte Teil in den Gemeinden, der sich sehr begreiflicherweise von Gegengründen wie den oben genannten nicht überzeugen ließ und die in der früheren Heimat gewohnte wertvolle Sitte nicht auf die Dauer missen mochte. So fanden Feiern zum Gedächtnis an die Verstorbenen vor dem Kriege immer mehr (in der lothringischen Diaspora ganz allgemein) Verbreitung, aber der Krieg mit seinen Bedürfnissen nach Gedenkfeiern für die Gefallenen mußte kommen, bis sich endlich der Totensonntag überall durchsetzte und allgemein eingeführt wurde. Es schien, als ob der Krieg auch einer anderen Fehlentwicklung ein Ende bereiten würde. Wiewohl Straßburg (es war am 31. August 1532) zuerst im Gesamtbereich des Protestantismus einen evangelischen *Buß- und Bettag* begangen und dieser sich von hier aus weiter verbreitet hatte, war Elsaß-Lothringen das einzige deutsche evangelische Kirchengebiet geworden, das im 19. Jahrhundert keinen

Buß- und Bettag mehr besaß. In den Stürmen der großen Französischen Revolution war er untergegangen. Natürlich bestand nicht überall die Ueberzeugung, daß dieser Untergang ein unbedingt begrüßenswertes Ereignis gewesen sei. Manche von den Eingewanderten waren dankbar, daß ihnen in den Garnisonkirchen geboten wurde, was ihnen die Landeskirchen vorenthielten. Zu einer energischen Besinnung, ob nicht der alte Brauch auch in seinem Heimatlande wieder aufzunehmen sei, kam es aber erst unter dem Eindruck der seelischen Erschütterungen des Weltkrieges. So empfahl das Direktorium 1918 die Einführung des Bußtages, für den es den Sonntag Invokavit am geeignetsten hielt. Die Aussprache im Oberkonsistorium erwies erfreuliche Uebereinstimmung in der positiven Bewertung des Buß- und Bettages; doch vertagte man seine Einführung in der Hoffnung, daß sich nach dem Kriege bei den deutschen evangelischen Kirchenregierungen eine Einigung über einen am gleichen Tage zu feiernden Buß- und Bettag erzielen lasse. „Zur dauernden Erinnerung an den gemeinsam durchkämpften großen Krieg" — so hieß es in dem einstimmig angenommenen Antrag Spiecker — sollte die Einführung eines solchen „Gedenk- und Bußtages" beim Deutsch-Evangelischen Kirchenausschuß angeregt werden. So kam es, daß am Ende des Weltkrieges das schließlich einmütig erstrebte Ziel doch nicht erreicht war. Das Ursprungsland des Buß- und Bettages blieb auch weiterhin ohne einen allgemein und einheitlich angeordneten derartigen Feiertag.

War und blieb zum Teil die liturgische Entwicklung Elsaß-Lothringens hinter der in Alt-Deutschland auf diesen Gebieten stark zurück, so betrat die Kirche Neuland mit ihrem Eintreten für alljährliche Werbung des Friedensgedankens. Ein Friedenssonntag kam zwar nicht zustande; doch trat das Oberkonsistorium 1913 dafür ein, die Pfarrer der Kirche A. K. aufzufordern, am zweiten Adventsonntag im Kirchengebet den Dank gegen Gott für die Erhaltung des Friedens und die Bitte um seine Dauer zum Ausdruck zu bringen, und sie zu ermächtigen, in der Predigt auf die Segnungen des Friedens und die Pflicht der Verständigung unter den christlichen Nationen hinzuweisen. Auch sollten die Pfarrer aufgefordert werden, die vielfachen Gelegenheiten, die die Sonntagstexte bieten, zu benützen, um den Friedensgedanken in ihren Gemeinden zu wecken und zu fördern. Die Reformierte Synode hatte sich 1912 damit begnügt, die Pfarrer zu bitten, „an einem Sonntag des Jahres im Gottesdienst insbesondere der Pflicht zu gedenken, für den Völkerfrieden zu arbeiten". Alle diese Beschlüsse blieben hinter dem zurück, was die Pastoralkonferenz 1913 als ihre Willensmeinung kund gab: die Einrichtung eines alljährlichen Friedenssonntages.



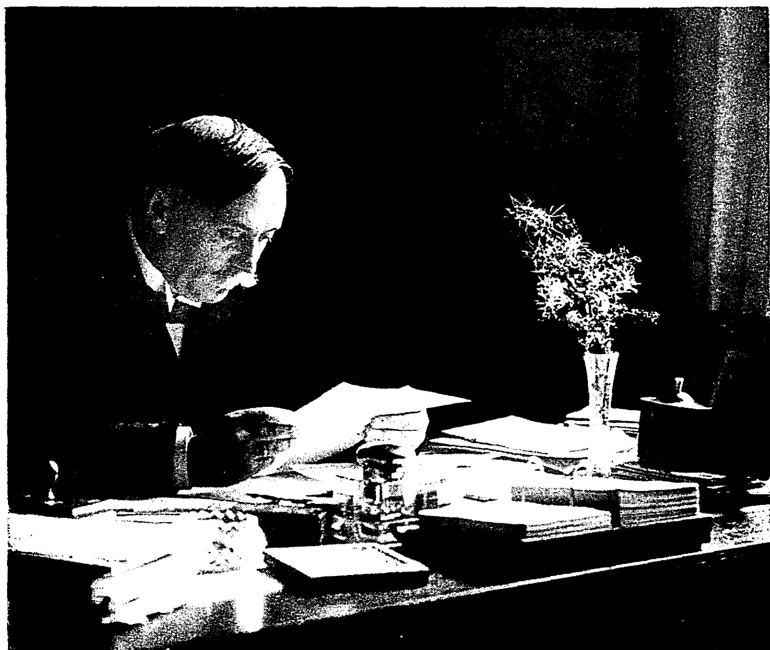
Paul Grünberg, 1857 bis 1919



Friedrich Lienhard, 1865 bis 1928

4. Innere Mission

Vor 1870 bewegte sich die Innere Mission in Elsaß-Lothringen im wesentlichen zweigeleisig: in den Bahnen der „Evangelischen Gesellschaft“ (gegr. 1834) und der „Evangelisch-lutherischen Gesellschaft“ (gegr. 1848). Auch ein drittes Geleise bestand, insofern auch der Liberalismus mit Gründung der „Blessig-Stiftung zur Erziehung armer Kinder in christlichen Familien“ (1847) einen Anlauf genommen hatte, sich stärker als vorher an der Bekämpfung von Notständen durch Werke christlicher Barmherzigkeit zu beteiligen. Wohl gab es Gebiete, wie das der Fürsorge für arme verwahrloste Kinder, für Blinde, Blödsinnige, Taubstumme sowie das der Bibelverbreitung, auf denen man sich über die Parteizäune hinüber die Hände reichte, aber dann doch auch weite Strecken, auf denen von einem Zusammengehn keine Rede war. Nach 1870 wurde das Bild der Zersplitterung eher farbenreicher als blasser. Der Liberalismus entwickelte mehr Eifer. Hatte man in Straßburg von der kirchlichen Rechten gegründete Jünglings- und Jungfrauenvereine, so rief er nun einen Protestantischen Jugend- und Mädchenbund ins Leben; gab es einen Evangelischen Versorgungsverein, so stellte er ihm ein „Protestantisches Kinderpatronat“ an die Seite; betrieb die Innere Mission Schriftenverbreitung, so gründete er nun eine Kolportage in seinem Geiste; schuf sich die Innere Mission in Straßburg ein Evangelisches Vereinshaus, so bereitete sich der Protestantisch-liberale Verein nun auch eine eigene Stätte. Aber der Machtbereich der drei Gesellschaften war nicht bloß durch die miteinander konkurrierenden Richtungen begrenzt. Mülhausen, seit 1853 durch Pfarrer Ad. Stöber im Besitz eines eigenen Komitees für Innere Mission, das sich 1894 neu organisierte, hatte keinerlei Anlehnungsbedürfnis an eine größere Organisation, und für die Entwicklung der Inneren Mission in Lothringen, die gleich nach dem Kriege unter dem Einfluß von Männern wie von Bodelschwingh, Stöcker, Tube einen großen Aufschwung nahm, hatte der elsässische Protestantismus lange Jahrzehnte hindurch blutwenig Interesse. Einen ersten Schritt zu stärkerer Zusammenfassung bildete der 1898 erfolgte Anschluß an die Südwestdeutsche Konferenz für Innere Mission und dann erst 1904, das heißt fünf Jahre nach dem Straßburger Kongreß für Innere Mission, die Gründung eines Landesvereins für Innere Mission. Aber eine wirkliche Zusammenfassung aller Kräfte war auch damit nicht erreicht, da wieder die Freunde der Evangelisch-lutherischen Gesellschaft draußen blieben.



Friedrich Lienhard, 1865 bis 1928

4. Innere Mission

Vor 1870 bewegte sich die Innere Mission in Elsaß-Lothringen im wesentlichen zweigeleisig: in den Bahnen der „Evangelischen Gesellschaft" (gegr. 1834) und der „Evangelisch-lutherischen Gesellschaft" (gegr. 1848). Auch ein drittes Geleise bestand, insofern auch der Liberalismus mit Gründung der „Blessig-Stiftung zur Erziehung armer Kinder in christlichen Familien" (1847) einen Anlauf genommen hatte, sich stärker als vorher an der Bekämpfung von Notständen durch Werke christlicher Barmherzigkeit zu beteiligen. Wohl gab es Gebiete, wie das der Fürsorge für arme verwahrloste Kinder, für Blinde, Blödsinnige, Taubstumme sowie das der Bibelverbreitung, auf denen man sich über die Parteizäune hinüber die Hände reichte, aber dann doch auch weite Strecken, auf denen von einem Zusammengehn keine Rede war. Nach 1870 wurde das Bild der Zersplitterung eher farbenreicher als blasser. Der Liberalismus entwickelte mehr Eifer. Hatte man in Straßburg von der kirchlichen Rechten gegründete Jünglings- und Jungfrauenvereine, so rief er nun einen Protestantischen Jugend- und Mädchenbund ins Leben; gab es einen Evangelischen Versorgungsverein, so stellte er ihm ein „Protestantisches Kinderpatronat" an die Seite; betrieb die Innere Mission Schriftenverbreitung, so gründete er nun eine Kolportage in seinem Geiste; schuf sich die Innere Mission in Straßburg ein Evangelisches Vereinshaus, so bereitete sich der Protestantisch-liberale Verein nun auch eine eigene Stätte. Aber der Machtbereich der drei Gesellschaften war nicht bloß durch die miteinander konkurrierenden Richtungen begrenzt. Mülhausen, seit 1853 durch Pfarrer Ad. Stöber im Besitz eines eigenen Komitees für Innere Mission, das sich 1894 neu organisierte, hatte keinerlei Anlehnungsbedürfnis an eine größere Organisation, und für die Entwicklung der Inneren Mission in Lothringen, die gleich nach dem Kriege unter dem Einfluß von Männern wie von Bodelschwingh, Stöcker, Tube einen großen Aufschwung nahm, hatte der elsässische Protestantismus lange Jahrzehnte hindurch blutwenig Interesse. Einen ersten Schritt zu stärkerer Zusammenfassung bildete der 1898 erfolgte Anschluß an die Südwestdeutsche Konferenz für Innere Mission und dann erst 1904, das heißt fünf Jahre nach dem Straßburger Kongreß für Innere Mission, die Gründung eines Landesvereins für Innere Mission. Aber eine wirkliche Zusammenfassung aller Kräfte war auch damit nicht erreicht, da wieder die Freunde der Evangelisch-lutherischen Gesellschaft draußen blieben.

Hat somit die Geschichte der Inneren Mission nach ihrer organisatorischen Seite aufs Ganze gesehen nicht viel Imposantes, und ist es für die Hemmungen, die aus dem vielen Nebeneinander und Gegeneinander erwuchsen, kein zureichender Trost gewesen, daß durch Reibung nicht bloß Kraftverlust, sondern auch Wärme entsteht, so läßt sich doch nicht verkennen, daß der Protestantismus in diesem halben Jahrhundert ein reiches Erbe, daß ihm überkommen war, nicht bloß gewahrt, sondern vielfach auch gemehrt hat. Ein kurzer Ueberblick über die verschiedenen Zweige der Arbeit mag das dartun.

Beginnen wir mit der Fürsorgearbeit. Krippen bestanden in Straßburg, Mülhausen, Colmar und Sulzern, eine Kinderbewahranstalt in Münster. Die von Luise Scheppler, der Magd Oberlins, gegründete Kleinkinderschule hörte auf, Privatunternehmung zu bleiben; diese Anstalten wurden von den politischen Gemeinden übernommen. 1898 zählte man ihrer 431 mit 36 490 Zöglingen. Eine Neuerung stellten die evangelischen Kinderhorte in Straßburg dar (seit 1889); sie waren altdeutscher Import. Hingegen gehören die Erziehungsanstalten zum Teil zu den ältesten des Landes. Die Neuhofanstalt (gegr. 1825) zur Erziehung armer Kinder durfte sich fast die ganze in diesem Buche behandelte Zeit hindurch der tüchtigen Leitung des Pfarrers Belin und der Fürsorge von Christian Hackenschmidt erfreuen, der neunundvierzigmal den Jahresbericht auf ihren Festen erstattet hat. Auch in die Zeit vor dem Deutsch-Französischen Kriege reichen zurück das Protestantische Waisenhaus für Mädchen in Markirch (1868), die evangelischen Mägdeanstalten in Straßburg (1839) und in Colmar (1852), während das als Asyl für kleine Kinder und evangelische Waisen gegründete Johannesstift in Mülhausen (1879) und die Erziehungsanstalt Jacobusstift in Illzach (1894), die Rettungsanstalt Johannesstift in Les Bordes bei Metz (1881) Schöpfungen der Zeit deutscher Herrschaft sind. Im Dienste der Zwangserziehung, die durch Gesetz vom August 1890 geregelt wurde, stand die Besserungsanstalt für evangelische Mädchen in Königshofen (das frühere Disciplinaire, von Pfarrer Härter 1852 gegründet). An Versorgungsvereinen bestanden in Straßburg ein Evangelischer Versorgungsverein (1840), die Blessig-Stiftung in Gebweiler (1868), Vereine für das Konsistorium Barr und die Gemeinde Hohwald (1871), ein solcher für die Pfarrei Barr (1883), für die Gemeinden des dortigen Konsistoriums (ohne Barr), für Bischweiler-Brumath-Vendenheim (1875), für die Inspektionen Buchsweiler (1865) und Weißenburg (1856) sowie ein Lothringischer Versorgungsverein (1870).

Die pietistischem Boden entstammenden Jünglingsvereine gehörten dank einem gewissen internationalen Einschlag, der dem Pietismus eignet, zu den ersten Gemeinschaften, in denen Elsässer und Eingewanderte in gemeinsamem Streben sich fanden, wenn das erste Sich-aneinandergewöhnen auch nicht ohne Schwierigkeiten ablief. Während das Unterelsaß, von Straßburg abgesehen, sich den Jünglingsvereinen anfangs meist verschloß, faßte die Bewegung im Oberelsaß (Colmar, Mülhausen, Münster, Thann, Gebweiler, Sennheim, Stoßweier) feste Wurzeln. Was Lothringen angeht, so blieb Metz mit seinem Jünglings- und Männerverein für sich und hielt sich der seit 1879 bestehenden elsässischen Gesamtorganisation fern, die sich 1890 dem Deutschen Nationalbund angliederte. Die Anstellung von Berufsarbeitern und die Gewinnung geeigneter Räume, besonders seit Errichtung von Vereinshäusern (1893 in Colmar, Gebweiler; 1894 in Mülhausen; 1895 in Straßburg; 1897 in Münster; 1908 in Metz) waren der Entwicklung sehr förderlich. Mit der Zeit kam der Name „Christlicher Verein junger Männer" auf. Unpietistischen Charakter trug der „Protestantische Jugendbund", von liberaler Seite 1892 ins Leben gerufen, und was sich dem Bund deutscher Jugendvereine (gegr. 1909) in Lothringen anschloß. Wenn der elsässische Jünglingsbund seinen pietistischen Grundcharakter auch festhielt, so blieb er doch nicht unberührt von den sich immer mehr verbreitenden neuen Gedanken über Jugendpflege. Daß man aber Jugend*pflege* und nicht Jugend*bewegung* wollte, auch darin unterschied man sich wenig von andern evangelischen Jugendvereinen.

Die Jungfrauenvereine waren nicht einheitlich in der Gestaltung, die sie ihrem Vereinsleben gaben. Bei den meisten stand die Arbeit für Zwecke der Inneren oder Aeußeren Mission im Mittelpunkte; bei einer Minderzahl Erbauungsstunden und gemeinsames Lesen religiöser Zeit- und Missionsschriften.

1895 kam es in Colmar zur Gründung eines Bundes evangelischer Jungfrauenvereine Elsaß-Lothringens. Als Zweck des Bundes wurde in den 1896 beschlossenen Satzungen festgelegt: a) Förderung der christlichen Erkenntnis und des Christenlebens in den einzelnen Vereinen evangelischer Jungfrauen Elsaß-Lothringens; b) Verbindung derselben untereinander zur gegenseitigen Stärkung durch gemeinsame Arbeit, Fürbitte und regelmäßigen Austausch von Meinungen und Erfahrungen; c) Kampf gegen die kirchliche Zersplitterung. Von den um die Jahrhundertwende bestehenden, dem Bunde angeschlossenen Vereinen befanden sich 55 im Unterelsaß und 4 in Lothringen.

Der Geist der Inneren Mission war auch in einigen für die weibliche Jugend des Mittelstandes und der Oberschicht bestimmten Schulen

spürbar. Hier wäre zu nennen außer der Haushaltungsschule des Marthastiftes in Montigny bei Metz (seit 1891) die Höhere Töchterschule „Bon-Pasteur" in Straßburg (seit 1871), wie die Bögnerschule (seit 1873), eine Zweiganstalt des Straßburger Diakonissenhauses.

Herbergen zur Heimat hatten Straßburg, Mülhausen und Metz, alle seit 1874, Mägdeherbergen und Mädchenheime Straßburg (seit 1871), Mülhausen (seit 1869), Colmar (seit 1896) und Metz (seit 1889). Für die Arbeit der Freundinnen junger Mädchen (dieser internationale Verein wurde 1877 in Genf gegründet) waren Stützpunkte Straßburg, Mülhausen, Colmar, Metz, Gebweiler und Barr. Um die Jahrhundertwende setzten auch die Bemühungen der Bahnhofsmission ein.

1890 gründete die Evangelische Gesellschaft die Straßburger Stadtmission, die sich kräftig entwickelte. Den Stadtmissionaren wurde vor allem die Aufgabe von Hausbesuchen zugewiesen. Eine engere organische Verbindung mit der pfarramtlichen Arbeit wurde durch den Mangel einer lokalen Parochialeinteilung erschwert; natürlich lagen auch in der religiösen Einstellung dieser Crischonabrüder Hemmnisse für eine Zusammenarbeit mit manchen Pfarrern. Engere Verbindung mit der Kirchgemeinde bestand bei der Stadtmission in Mülhausen (seit 1894), wo in organisatorischer Hinsicht viel gesündere Zustände herrschten. Dort erhielten die Stadtmissionare bestimmte Quartiergemeinden zugewiesen, auch hatten sie im Kampf gegen den Alkoholismus, in der Evangelisation, im Schriftenvertrieb usw. bestimmte Aufgaben zu lösen. Männervereine hat es nur vereinzelt gegeben.

Für die Krankenpflege war das Bestehen zweier Diakonissen-Mutterhäuser von großer Bedeutung. Das Straßburger Diakonissenhaus, die Gründung F. Härters (1842), aus einem „Armendienerinnenverein" hervorgegangen, auf dem Boden der positiven Union stehend, eigenartig in seiner Organisation (weibliche Demokratie) hatte 1848 244 Schwestern; Straßburg, Mülhausen und Neuchâtel waren damals diejenigen Orte, in denen die meisten Schwestern sich betätigten. Bei seinem Fünfzigjahrjubiläum hielt der Anstalt der alte Bodelschwingh die Festpredigt: Fünfzig Jahre Diakonissenarbeit, das sind fünfzig Jahre Sündenvergebung. Das Diakonissenhaus „Asyl am Neuenberg" in Ingweiler wurde 1877 von Pfarrer Gustav Hermann begründet und hatte bei dessen Tode (1893) 15 Schwestern, deren Zahl sich aber bald mehr als verdoppelte. In der Anstalt hatte das elsässische konfessionelle Luthertum

ein Liebeswerk geschaffen, das im wesentlichen von den konfessionell-lutherischen Gemeinden getragen wurde, ohne daß die Arbeit dieses Hauses sich streng nur auf diese Kreise beschränkt hätte. Gegen 1900 wurden 62 Gemeinden von ihm betreut. Neben diesen beiden großen Brennpunkten dienender Liebe an den Kranken verdienen Erwähnung außer zwei methodistischen Unternehmungen, dem Verein „Bethesda" (1892) und dem Schwesternheim „Bethanien" in Straßburg (1896) als im Geist der Landeskirchen geleitete Anstalten: das Westfälische Diakonissenhaus in Bethel, das in Metz wertvolle Arbeit leistete, und das Schwesternheim des Evangelischen Bundes in Freiburg i. B., das in die lothringische Diaspora tüchtige Schwestern entsandte. Von evangelischen Anstalten, die den Kranken dienten, seien ferner genannt: die Evangelischen Kranken- und Versorgungshäuser in Bischweiler und Colmar (1857), das Evangelische Krankenhaus in Gebweiler (1856), das protestantische Spital Hospiz Chenal in Markirch (1845), das Bürgerspital in Mülhausen (seit 1844 von Straßburger Diakonissen bedient), das dortige Kranken- und Versorgungshaus (1860) und Greisenasyl (1851), das Asyl Jean Dollfus auf dem Geisbühl bei Dornach (1883), das Protestantische Spital Rappoltsweiler (1773), das Evangelisch-lutherische Stift in Kronenburg (1888) und das Mathildenstift in Metz (1875), genannt nach der Gräfing Mathilde Arnim, deren Gatte, damals Bezirkspräsident von Lothringen, zum Gedächtnis an sie eine Summe von 30 000 M. gestiftet hatte. Von den Anstalten für Genesende hatte Beziehungen zur Inneren Mission das Sanatorium der Mülhauser Stadtpflege. Daß die Armen- und Krankenpflege in den Häusern durch Schwestern immer mehr in den Organismus der Kirchengemeinden eingegliedert wurde, darauf ist bereits früher hingewiesen worden. Auch bildeten sich da und dort Diakonate zur Unterstützung des Pfarrers in der Armenpflege. Für diese bot in Straßburg die Protestantische Privat-Armenanstalt (1780) einen starken Rückhalt. Theologiestudierende, die sich in der Armenfürsorge betätigen wollten, schlossen sich im Diakonat Thomana zusammen, dessen Entstehung in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückreicht.

Mit dem Werke der Ferienkolonien begann Straßburg (1881; eine zweite Gründung war der Evangelisch-protestantische Landkolonienverein 1895); es folgten Mülhausen (1883) und Colmar (1898).

Bestimmten Gruppen besonders liebevoller Pflege bedürftiger Kranker diente das Evangelische Blindenwerk in Illzach (1857), die Evangelische Blödenanstalt in Bischweiler-Oberhofen (1874), seit 1911 „Sonnenhof", und die Evangelische Taubstummenanstalt auf dem

Bruckhof in Straßburg-Neudorf (1885). Der Opfer der Unzucht nahmen sich an die Magdalenenasyle in Straßburg-Neuhof (1847; neu gegründet 1877), Colmar (1885) und Illzach (1893). Im Kampf gegen den Alkoholismus standen neben dem interkonfessionellen Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke der Elsaß-Lothringer Verein gegen den Genuß von Spirituosen (besonders im Oberelsaß verbreitet) und der Verein vom Blauen Kreuz, die Macht helfender Liebe in dem Werke der Trinkerrettung erprobend; gute Erfahrungen machte man zum Beispiel in Straßburg mit der Errichtung alkoholfreier Wirtschaften.

Der Kampf gegen Schund und Schmutz in Wort und Bild wurde mit den Jahren eifriger und allgemeiner geführt, erwies sich freilich auch als immer dringlicher. Berechnete man doch 1913 die Ausgaben für Schundliteratur in Deutschland auf 50 Millionen Mark! Das Kino, in seinen Anfängen ganz auf den Geschmack der breiten Massen eingestellt, durch gesetzliche und polizeiliche Bestimmungen wenig gehindert, entsittlichend und verrohend zu wirken, stellte auch die Kreise der Inneren Mission wie alle Volksfreunde vor neue ernste Aufgaben. Wie schnell das Kinokapital anwuchs, dafür gibt die Tatsache, daß gegen Beginn des Weltkrieges sieben Straßburger Kinos in einem Jahr über eine Einnahme von 1 200 000 Mark verfügten, einen beachtlichen Anhaltspunkt.

Daß in der Sonntagsentheiligung weiter Kreise ein ernster Volksschaden lag, war offenkundig; für Besserung der Zustände konnte es aber nicht förderlich sein, wenn selbst auf der Pastoralkonferenz (1891) ein Appell an Staat und Polizei, für Abhilfe mitzusorgen, Widerspruch fand. Die Evangelisation, die im Elsaß sowohl auf dem Lande wie in der Stadt auf eine alte, mannigfaltige Geschichte zurückblicken kann, nahm auch in Elsaß-Lothringen neue Formen an. Evangelisten wie der Schwabe Elias Schrenk (1831—1913) und der Deutschrusse Samuel Keller (1856—1924) haben ihre große Gabe anfassender, religiöser Rede auch hier mehrfach eingesetzt. Die ihnen zuhörten, waren freilich hier so wenig wie anderwärts die der Kirche entfremdeten Massen, sondern vor allem die kirchentreuen Kreise. Auch wo sonst in Vortragsveranstaltungen Auseinandersetzungen zwischen Christentum und widerchristlichen Zeitströmungen geboten wurden, stießen sie in ihrer Wirkung im wesentlichen auf dieselben Schranken. Aber natürlich wurde auch eine wichtige Aufgabe erfüllt, wenn die Kirchenchristen so in ihrem inneren Besitz gestärkt wurden.

Freilich das dem Gründer der Inneren Mission, J. H. Wichern, vorschwebende Ziel leuchtete noch in sehr weiter

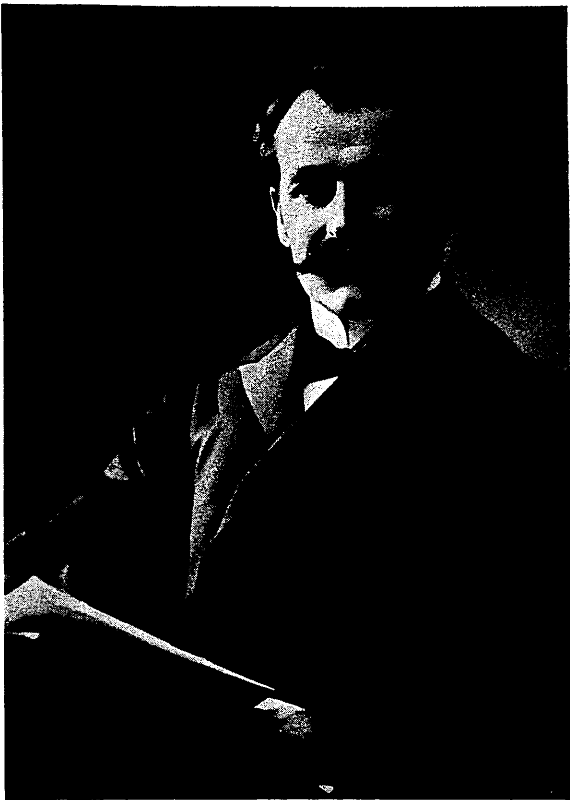
Ferne, und manchmal konnte man fragen, ob es überhaupt gesehen wurde. Er wollte mehr: ihm galt als Innere Mission nicht diese oder jene einzelne, sondern die „gesamte Arbeit der aus dem Glauben an Christus geborenen Liebe, welche diejenigen Massen in der Christenheit innerlich und äußerlich erneuern will, die der Macht und Herrschaft des aus der Sünde direkt oder indirekt entspringenden mannigfachen äußeren und inneren Verderbens anheim gefallen sind, ohne daß sie, so wie es zu ihrer christlichen Erneuerung nötig wäre, von den jedesmaligen geordneten christlichen Aemtern erreicht werden." Und wenn diese Zeit mit der Fülle barmherziger Werke, die auch in Elsaß-Lothringen am Leben erhalten oder zum Leben erweckt wurden, mit all dem hingebenden Dienst an einzelnen Angefochtenen das Wort der Elisabeth Fry nicht vergaß, daß die Seele der Barmherzigkeit die Barmherzigkeit mit der Seele sei, so ging ihr doch manchmal jene Weite des Blickes ab, die einen Wichern auszeichnete. Hatte Elisabeth Fry davor warnen müssen, über der Masse den einzelnen nicht zu vergessen, so war diese Zeit mit all ihrem in Werken der Inneren Mission sich auswirkenden Liebesdrang eher in Versuchung, das Problem der Masse nicht scharf genug zu sehen, so sicher die Aufgabe der Durchdringung des ganzen Volkslebens mit dem Sauerteig des Evangeliums Theoretiker und Praktiker der Inneren Mission nicht unberührt ließ. Daß Innere Mission schließlich noch etwas anderes sein müsse als die Summe einzelner im Geiste der evangelischen Kirche getriebener Liebeswerke, das wurde auch auf dem 30. Kongreß für Innere Mission in Straßburg 1899 deutlich. Stark dominierte auf ihm Adolf Stoecker.

Wenn aber auf jenem Kongreß das Verhältnis der Inneren Mission zur Landeskirche wie zu den Gemeinschaften, aber auch (in einem Zusammenstoß zwischen Stoecker und D. Bornemann) zur „modernen" Theologie zur Aussprache kam, so waren das alles Fragen, die auch auf elsaß-lothringischem Kirchenboden schon ihre eigene, an Spannungen reiche Geschichte hatten. Hier kannte man ebensowohl die Schwierigkeiten, die manche Gemeinschaftskreise bereiteten, denen die Innere Mission ihre religiöse Grundposition nicht „entschieden" genug betonte, hier rächte es sich lange Zeit, daß die Innere Mission vielfach nur im Kampf gegen die ihr mißtrauisch gegenüberstehende Kirche sich durchgesetzt hatte. „Es ist nicht zu leugnen, daß das Pfarramt der Gemeinde von Vertretern der Inneren Mission bei ihren Werken in der Gemeinde geflissentlich gemieden und seine Einmischung merklich ungern gesehen wird", stellte ein warmer Befürworter der Inneren Mission, Pfarrer Gourmez, Diemeringen, 1891 auf der Straßburger Pastoralkonferenz fest, und der theologische Gegensatz trat in Schärfe in Erscheinung, als Pfarrer Horst, Straßburg, die Innere

Mission gelten lassen wollte nicht als die Repräsentantin d e r Kirche, sondern nur einer Richtung in der Kirche, der pietistisch-konservativen, die mit den freisinnigen Elementen keine Gemeinschaft pflegen mochte, und als Horst sie „die organisierte nebengemeinschaftliche pietistisch-konservative Vereinstätigkeit" nannte. Wie überall liegt aber zwischen 1891 und 1918 eine Zeit der Milderung der Spannungen, und wenn auch mit wenigen Ausnahmen von seiten der Rechten darauf gesehen wurde, daß die Führung in der Arbeit in ihrer Hand blieb, so zeigte doch allein schon die Bestimmung des Trinitatissonntags als allgemeinen Sonntags der Inneren Mission (1901), daß es zu einer gewissen allgemeinen Wertschätzung gekommen war, wozu auch Vorlesungen an der Universität und Instruktionskurse das Ihre beigetragen hatten.

5. Diasporapflege

Wenn der elsaß-lothringische Protestantismus in unserem Zeitabschnitt irgendwo den Beweis frischer Lebendigkeit und freudiger Entschlußkraft gebracht hat, so gewiß auf dem Gebiet der Diasporapflege. Die zum Teil schon in früheren Abschnitten unseres Buches erwähnten Widerstände, mit denen er zu ringen hatte, waren nicht gering. Dadurch, daß den Kirchgemeinden kein Recht der S e l b s t b e s t e u e r u n g zustand, wurden Quellen verstopft, die in anderen Diasporaländern reichlich flossen; die freiwillige Selbstbesteuerung, zu der sich manche Diasporagemeinde entschloß, konnte dafür keinen völligen Ersatz bieten. Daß erst dann die Voraussetzungen für die N e u g r ü n d u n g e i n e r P f a r r e i nach dem Gesetz gegeben waren, wenn Kirche und Pfarrhaus schuldenfrei dastanden, machte es nicht leicht, aus den provisorischen Zuständen den Weg zu geordneten Verhältnissen zu finden. Den kräftigen Rückhalt, den die lothringische Diaspora von Rechts wegen am e l s ä s s i s c h e n P r o t e s t a n t i s m u s und seiner Leistung für Diasporapflege hätte haben sollen, hat sie in den ersten Jahrzehnten jedenfalls nicht an ihm gehabt. Dazu war einmal die Wirksamkeit der Evangelisationsgesellschaft viel zu matt. Sodann machte sich ungünstig geltend, daß zwischen Elsaß und Lothringen wie im Gleichnis zwischen dem Reichen und dem armen Lazarus eine g r o ß e K l u f t befestigt war. Die Distanz, in der beide Länder vor 1870 dahinlebten, ist nach 1870 nur langsam etwas vermindert worden. Daß sie nicht verschwand, dafür sorgte nicht bloß die Verschiedenartigkeit des Volkscharakters



Christian Schmitt, 1865 bis 1928

Mission gelten lassen wollte nicht als die Repräsentantin der Kirche, sondern nur einer Richtung in der Kirche, der pietistisch-konservativen, die mit den freisinnigen Elementen keine Gemeinschaft pflegen mochte, und als Horst sie „die organisierte nebengemeinschaftliche pietistisch-konservative Vereinstätigkeit“ nannte. Wie überall liegt aber zwischen 1894 und 1918 eine Zeit der Milderung der Spannungen, und wenn auch mit wenigen Ausnahmen von seiten der Rechten darauf gesehen wurde, daß die Führung in der Arbeit in ihrer Hand blieb, so zeigte doch allein schon die Bestimmung des Trinitatissonntags als allgemeinen Sonntags der Inneren Mission (1904), daß es zu einer gewissen allgemeinen Wertschätzung gekommen war, wozu auch Vorlesungen an der Universität und Instruktionskurse das Ihre beigetragen hatten.

5. Diasporapflege

Wenn der elsaß-lothringische Protestantismus in unserem Zeitabschnitt irgendwo den Beweis frischer Lebendigkeit und freudiger Entschlußkraft gebracht hat, so gewiß auf dem Gebiet der Diasporapflege. Die zum Teil schon in früheren Abschnitten unseres Buches erwähnten Widerstände, mit denen er zu ringen hatte, waren nicht gering. Dadurch, daß den Kirchgemeinden kein Recht der Selbstbesteuerung zustand, wurden Quellen verstopft, die in anderen Diasporaländern reichlich flossen; die freiwillige Selbstbesteuerung, zu der sich manche Diasporagemeinde entschloß, konnte dafür keinen völligen Ersatz bieten. Daß erst dann die Voraussetzungen für die Neugründung einer Pfarrei nach dem Gesetz gegeben waren, wenn Kirche und Pfarrhaus schuldenfrei dastanden, machte es nicht leicht, aus den provisorischen Zuständen den Weg zu geordneten Verhältnissen zu finden. Den kräftigen Rückhalt, den die lothringische Diaspora von Rechts wegen am elsässischen Protestantismus und seiner Leistung für Diasporapflege hätte haben sollen, hat sie in den ersten Jahrzehnten jedenfalls nicht an ihm gehabt. Dazu war einmal die Wirksamkeit der Evangelisationsgesellschaft viel zu matt. Sodann machte sich ungünstig geltend, daß zwischen Elsaß und Lothringen wie im Gleichnis zwischen dem Reichen und dem armen Lazarus eine große Kluft befestigt war. Die Distanz, in der beide Länder vor 1870 dahinlebten, ist nach 1870 nur langsam etwas vermindert worden. Daß sie nicht verschwand, dafür sorgte nicht bloß die Verschiedenartigkeit des Volkscharakters



Christian Schmitt, 1865 bis 1928



Marie Hart, 1856 bis 1924

und Volkstums, sondern auch der nationale Gegensatz, indem in Stärkung der lothringischen Diaspora auch Stärkung eines Kirchentums gesehen wurde, dem das altdeutsche Element sehr deutlich erkennbar seinen Stempel aufgedrückt hatte. Eine gewisse Geringschätzung, mit der der Elsässer auf Lothringen sah, fand es nach 1870 auch ganz in der Ordnung, wenn auf lothringische Diasporaposten Theologen entsandt wurden, auf deren Verwendung man in der elsässischen Heimat keinerlei Wert mehr legte, und Lothringen in Pfarrerskreisen als eine Art Abraum angesehen wurde, an dem Schutt abgeladen werden konnte. Eine Betrachtungsweise, die freilich mit der Zeit doch einer der Bedeutung der Diasporapflege angemesseneren gewichen ist.

Die Schwierigkeiten, die vom K a t h o l i z i s m u s herkamen, sind nicht immer richtig gesehen worden. Das vielzitierte lothringische Weiblein, das auf die Frage, ob es in ihrem Dorfe auch Protestanten gäbe, die Antwort erteilte: „Nein, bei uns ist alles sauber“, war in der Einfalt und Einfältigkeit ihres Urteils ja vielleicht typisch für manchen in rein katholischer Umgebung wohnenden Lothringer Katholiken. (Uebrigens scheint das Weiblein in Wirklichkeit ein katholischer Landpfarrer gewesen zu sein, der dem unerkannt neben ihm gehenden evangelischen Pfarrer von St. Avold diese Antwort auf seine Frage gab.) Aber die Erfahrungen, die evangelische Diasporagemeinden mit katholischen Bürgermeistern und katholischen Mitgliedern von Gemeinderäten gemacht haben, waren doch keineswegs durchweg unerfreulicher Art und sprachen dafür, daß dem Lothringer von Haus aus keine Neigung zu religiöser Intoleranz innewohnt. Wurden die konfessionellen Antipathien in ihm nicht aufgestachelt, so entsprach es weit mehr seiner Art, einem friedlichen Beieinanderwohnen der Konfessionen die Wege zu ebnen, als der konfessionellen Minderheit Schwierigkeiten zu bereiten. Die Entfesselung konfessioneller Leidenschaften ließ sich nun freilich die katholische Presse (stärker das Zentrumsblatt „Lothringer Volksstimme“ als der auch in seiner Polemik doch mehr einen vornehmen Ton wahrende „Lorrain“ des Abbé Collin) angelegen sein.

Ueber all den Hemmungen, die der Diaspora sowohl aus der Gesetzgebung wie aus Unvollkommenheiten im evangelischen Lager und — gewiß nicht zuletzt! — aus katholischer Bekämpfung erwuchsen, darf aber nicht übersehen werden, daß eine g a n z e R e i h e v o n M o m e n t e n zusammenkam, die eine g ü n s t i g e E n t w i c k l u n g e r l e i c h t e r t e n. Brachte das geltende Gesetz mancherlei Schwierigkeiten, so legte es dem Pfarrer doch auch wenig bürokratische Fesseln an und dämpfte nicht den G e i s t f r e u d i g e r I n i t i a t i v e. Daß dieser vorhanden war, das war das Entscheidende. Denn so hoch auch der Anteil der „Laien“ in der Mitarbeit am kirchlichen Aufbau zu veranschlagen

ist: wo der Pfarrer versagte, konnte dieser Schade kaum von anderer Seite wieder gutgemacht werden. Man wird dem lothringischen Pfarrerstand im ganzen das Urteil nicht vorzuenthalten brauchen, daß er sich seiner besonders verantwortungsvollen Aufgabe gewachsen zeigte und mit frischer Tatkraft am Werke war. Hätte ihm die Entschlußkraft zur Inangriffnahme neuer Aufgaben gefehlt, wäre die Diasporapflege nicht vom Fleck gekommen. Es war auch keine Stelle da, die, mit einer besonderen Autorität ausgerüstet, etwa seelsorgerlich das Uebel hätte kurieren können. (Keine „Oberseelsorge", wie Professor Holtzmann einmal spöttisch die seelsorgerliche Betätigung preußischer Generalsuperintendenten nannte.) Eigentlich war hier alles auf eine Karte gesetzt: Arbeitseifer und Befähigung des Pfarrerstandes. Deshalb lag besonderer Anlaß vor, bei Besetzung von Pfarrer- und Vikarsposten strenge Maßstäbe anzulegen. Den Bedarf lediglich aus dem Elsaß zu decken, konnte nicht in Frage kommen, da das Elsaß im allgemeinen „seine" Theologen selbst gebrauchte und diese in ihrem Heimatsinn nicht gern in die lothringische „Fremde" gingen. Glücklicherweise fehlte es aber nie an anderen deutschen Kirchengebieten, die Ueberschuß an Kräften hatten, und es waren die schlechtesten jungen Theologen nicht, die die Diasporaaufgaben in dem Neuland Lothringen lockten. So brauchte man nicht faute de mieux mit minderwertigen Kräften vorliebzunehmen, konnte sichten und wählen. Daß, was sich dann zu gemeinsamer Arbeit zusammenfand, seinen Wert nicht in vielgeschäftiger Betriebsamkeit erschöpfte, sondern sich auch den Bildungsmächten der Zeit offenhielt, dafür spricht die Aeußerung eines der besten damaligen Kenner der Diaspora, des weitgereisten langjährigen Schriftführers und späteren Vorsitzenden des Zentralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung Superintendent D. Dr. Bruno Hartung, Leipzig († 1919), er habe nirgend eine geistig so hochstehende Pfarrerschaft in der Diaspora gefunden, wie die lothringische. Und wenn dieser Pfarrstand fast nur Männer in den schaffenskräftigsten Jahren zählte, so entsprach das auch dem Altersaufbau in den Gemeinden, in denen die Alten verhältnismäßig schwach vertreten waren. Was aber an Mitteln zum äußeren Aufbau aus dem Lande, von der Regierung und vom Straßburger Hauptverein der Gustav-Adolf-Stiftung nicht zu erhalten war und auch durch die opferfreudigen Diasporagemeinden selbst nicht aufgebracht werden konnte, dafür trat Altdeutschland in die Bresche. Wiewohl das Hauptinteresse der meisten Gustav-Adolf-Vereine anderen Diasporagebieten zugewandt war (vor allem dem damaligen preußischen Osten und, namentlich seit dem Aufkommen der Los-von-Rom-Bewegung, Oesterreich) so fanden doch im allgemeinen die Bitten aus der Südwestecke des Reiches

viel freundliches Gehör; den Diasporapfarrern fiel es nicht allzuschwer, auf Vortragsreisen und in schriftlichen Darlegungen der Nöte ihrer Gemeinden die Herzen gebefreudig zu machen. Etwa 800 000 RM. sind aus Gustav-Adolf-Mitteln nach Lothringen geflossen, wahrhaftig ein mächtiger Strom brüderlicher Liebe! Und wenn der vorherrschend altdeutsche Charakter mancher Diasporagemeinde dann und wann Gaben aus dem Elsaß fernhielt, so erleichterte gerade diese Zusammensetzung der Gemeinden naturgemäß die Werbung in Altdeutschland. Jeder deutsche Gau hatte ja in Lothringen seine engeren Landsleute. Sie standen auf vorgeschobenem Posten, sie mußten darben an dem, wovon man in der alten Heimat die Fülle hatte, — wie sollte es unter solchen Umständen nicht gelingen, in den Herzen Dienstwilligkeit und Hilfsbereitschaft zu wecken! Wenn aber die Bedürfnisse der Diaspora wuchsen: auch das Interesse wuchs, die Liebe und das Gefühl innerer Verbundenheit zwischen Gebern und Beschenkten. Man konnte manchmal im Zweifel sein, wie lange es dauern würde, bis dieser oder jener Notstand, dem aus eigener Kraft allein nicht beizukommen war, mit Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins beseitigt werden würde. Aber war er wirklich ernstlich, dann durfte man gewiß sein, *daß* er überwunden werden würde. Deshalb ist die Geschichte der lothringischen Diaspora in diesem Zeitraum *mehr noch als eine Geschichte erduldeter Not eine Geschichte erfahrener Hilfe.*

Natürlich mußten all die Fäden der Liebe erst gesponnen werden; es war nur in den wenigsten Fällen eine Tradition von früher her da. Aber diese Traditionslosigkeit bedeutete überhaupt im Leben der Diaspora weniger ein Passivum als ein Aktivum. Man war ja auch unbeschwert von der Last entzweiender und verbitternder Parteikämpfe. Wohl machte das konfessionelle Luthertum auch hier seine Ansprüche geltend, und es kam darüber zu Spannungen, auch zu neuer Gemeindegründung in Metz, aber in den sonstigen Diasporagemeinden des Reformierten Metzer Konsistoriums schalteten sich die aus Bärental und anderen streng lutherischen Gemeinden stammenden Evangelischen in das Gemeindeleben ein, und Spaltung blieb vermieden. Die übrigen Richtungsgegensätze waren natürlich auch hier vorhanden, aber Lothringen kannte *kein kirchenpolitisches Ringen der verschiedenen Gruppen*; in brüderlicher Arbeit wirkten Vertreter aller möglichen dogmatischen Richtungen zusammen. Jene relative Traditionslosigkeit erleichterte aber auch freie, schöpferische Gestaltung (zum Beispiel auf gottesdienstlichem Gebiet) ohne steten Kampf mit einem stur sein Gewohnheitsrecht geltend machenden, übermäßig konservativen Sinne. Und daß in keiner der neugebildeten Diasporagemeinden ein einzelner Volksstamm das absolute Uebergewicht besaß,

lockerte den Boden zur Schaffung neuer Formen auf Grund gegenseitiger Verständigung.

Noch bevor aber das Gemeindeleben begann, sein eigenes Gesicht zu bekommen, und auf mehr oder minder traditionslosem Boden sich neue Sitte bildete, hatte der lothringische Protestantismus Werke evangelischer Liebestätigkeit erhalten, auf die bereits im vorigen Kapitel hingewiesen wurde. Zwei Männer, die tiefe Spuren in der deutschen Kirchengeschichte hinterlassen haben, legten den Grund. Adolf Stoecker, unter 260 Bewerbern 1871 zum Metzer Garnisonpfarrer berufen, hat in nur dreijähriger Tätigkeit in der Hauptstadt Lothringens erstaunliche Proben jener Schaffenskraft und organisatorischen Fähigkeiten abgelegt, die ihn dann in Berlin aus einem Nichts die Berliner Stadtmission schaffen ließen, und ohne die der hervorragende Prediger und Kirchenpolitiker dem kirchlichen Berlin nie und nimmer ein neues Gesicht gegeben hätte. In Metz, wo den Seelsorger in den Lazaretten nach seinem eigenen Geständnis „eine Atmosphäre von stillem Heldentum" umgab, erreichte er durch die Energie, mit der er in wenigen Tagen die Mittel für die Gründung einer Herberge zur Heimat aufbrachte, daß diese nicht nur zustande kam, sondern auch für die Dauer evangelisches Gepräge erhielt. Ein von ihm ins Leben gerufener Vaterländischer Frauenverein gründete eine Diakonissenstation für Krankenpflege mit einem kleinen Krankenhause, der Keimzelle des Diakonissenhauses Mathildenstift. Seiner Initiative verdankte neben einer Volksküche auch die Höhere Mädchenschule ihr Dasein, die schon im ersten Schuljahr von 160 Schülerinnen besucht wurde. Dem Diakonissenhaus erstand dann in einer schweren Krise, als 1884 die von Stoecker gewonnenen Stuttgarter Schwestern zurückgezogen wurden und auf alles Klopfen bei vielen anderen deutschen Mutterhäusern keine Türe sich öffnete, ein Retter in der Not in dem Gründer und Leiter des Westfälischen Diakonissenhauses Sarepta bei Bielefeld, Friedrich v. Bodelschwingh. Bodelschwingh, der einst als Pfarrer vor Metz liegender deutscher Truppenteile mit dem Belagerungsheer in die eroberte Stadt eingezogen war und hier als Divisionspfarrer gewirkt hatte, bis auch er (1872) von Metz aus auf einen Posten berufen wurde, von dem aus er starken Einfluß auf die innere kirchliche Entwicklung in Deutschland gewinnen sollte, hatte seither immer eine stille Liebe zu Metz. Er brachte es nicht übers Herz, sich dem Metzer Hilferuf zu verschließen. „Wer soll dem an evangelischen Hilfskräften so armen Lothringer Lande helfen, das nur einige kleine evangelische Diasporagemeinden zählt, wenn es nicht die evangelische Kirche des alten Deutschland tut? Und sollte das Stück alter deutscher Erde, das so unbeschreiblich heiß

und tapfer mit irdischen Waffen für Deutschland zurückerobert wurde, mit weniger Liebeseifer und Opferwilligkeit mit den Waffen des Geistes für das Evangelium zurückerobert werden?" Bodelschwingh sandte aber nicht nur die nötigen Schwestern, er half auch, die Mittel für den Bau eines großen Krankenhauses sammeln, dessen Grundstein 1886 gelegt wurde. Die Krankenziffer stieg von 384 auf 2236 im Jahre 1910. Mit Recht konnte Bodelschwinghs Sohn Wilhelm von Bodelschwingh bei der Feier des 25jährigen Bestehens des Mathildenstiftes die Behauptung aufstellen, daß weit und breit in deutschen Landen keine evangelische Gemeinde von gleicher Größe ein so bedeutendes eigenes Krankenhaus besitze wie die Metzer Gemeinde. Für die lothringische Diaspora war diese Anstalt von unschätzbarem Werte. Neben Stoecker und Bodelschwingh ist als Dritter im Bunde der Divisionspfarrer Tube zu nennen, der 15 Jahre die eigentlich treibende Kraft, die Seele aller Anstalten und Vereine der Inneren Mission in Metz gewesen ist und 1881 als Gründer des Rettungshauses Johannesstift ein reichgesegnetes Werk der Jugendfürsorge geschaffen hat.

Das 20. Jahrhundert fügte dann in den Kranz evangelischer Anstalten Lothringens ein das Konfirmandenheim in Lixheim, das der Straßburger Hauptverein der Gustav-Adolf-Stiftung 1904 im dortigen Pfarrgarten errichtete. (Die ersten Zöglinge waren bereits 1899 im Lixheimer Pfarrhaus aufgenommen worden.) Zur Unterhaltung dieses Liebeswerkes brachte die elsaß-lothringische Konfirmandenpfennigkollekte jährlich bis zu 5000 Mark auf. Am Ende der deutschen Zeit hatten 187 Kinder das Konfirmandenheim besucht. In Diedenhofen entstand auf Betreiben von Pfarrer Dr. Hallier ein Schülerheim für Schüler höherer Lehranstalten. Die alte Hugenottengemeinde Kurzel empfing durch die Huld des kaiserlichen Schloßherrn (seit 1893) mancherlei Förderung des von Pfarrer Fritz Hoffet gegründeten Auguste-Viktoria-Stiftes, eines Mädchenpensionates mit höherer Töchterschule und Lehrerinnenbildungsanstalt.

Von den Werken und Anstalten wenden wir uns nun dem Gemeindeleben zu. Die kirchliche Entwicklung war stark abhängig von der industriellen. Hatte der Abbau der lothringischen Erzfelder sich vorher nicht recht gelohnt, da die dort lagernde „Minette" zu viel Phosphor enthielt, so schuf ein Phosphorentziehungsverfahren des Engländers Thomas ganz neue Verhältnisse und führte zu einem Aufschwung der Industrie, wie man ihn vordem für unmöglich gehalten hatte. Gab es 1872 nur 5 Gruben und 12 Tagebaue, zählte man schließlich 52 Gruben und 12 Hütten mit 50 Hochöfen. Das zuletzt errichtete Hütten- und Walzwerk bei Hagendingen ließ sich die Firma Thyssen 100 Millionen Mark kosten.

Als diese Entwicklung sprunghaft in den 80er Jahren einsetzte, war die heimatliche evangelische Kirche außerstande, aus eigener Kraft auch nur das Allernötigste für die kirchliche Versorgung der neueingewanderten evangelischen Industriebevölkerung zu leisten. Aber auch hier erstand ihr ein Retter in der Not. In den Bahnen des sich ihrer Diaspora in den 70er Jahren widmenden Diedenhofener Divisionspfarrers Horstmann wandelnd, hat dann (1883 bis 1888) der im gleichen Amte stehende Divisionspfarrer Alfred Carsted einen völligen Umschwung heraufgeführt. Unermüdlich in den seinem Hauptamte abgerungenen Stunden den verstreuten und oft verschüchterten Evangelischen nachgehend, war er die geeignetste Persönlichkeit, um 1884 auf der Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Wiesbaden die Herzen für eine Hilfsaktion für die Lothringer Diaspora zu gewinnen. Geschickt wurde die Hochstimmung des Lutherjubiläums genutzt. Weite Verbreitung fand sein als Flugschrift vervielfältigter Vortrag. Der Titel lautete:

„Deutsch-evangelisches Volk, gedenke daran, daß D. Martin Luther ein deutscher Bergmannssohn war! Ein Mahn- und Hilferuf aus dem deutschen Reichsland zu D. Luthers 400jährigem Geburtstag." Da hieß es:

„Höret, was ich euch erzähle von einer großen evangelischen Diasporagemeinde an der Grenze eures Vaterlandes, zerstreut über 47 Ortschaften, zum großen Teil deutsches Bergmannsvolk, die bis auf diesen Tag noch keinen evangelischen Pfarrer, keine evangelische Kirche, keine evangelische Schule hat!"

Damit gab Carsted den Anstoß zu einer ausreichenden kirchlichen Versorgung in den Tälern der Orne und der Fentsch. Die Periode der allerprimitivsten Diasporaverhältnisse ging nun zu Ende. Es war auch an der Zeit. Man lese nur folgenden Brief eines älteren Bergmanns aus Groß-Moyeuvre:

„Als ich hierher kam im Jahre 1881, sah es hier noch traurig aus; der Pfarrer von Diedenhofen hielt uns nur alle vier Wochen Kirche, und zwar in der katholischen Schule. Auch diesen Raum gönnten sie uns nicht. Die großen katholischen Jungen waren so unverschämt, daß sie oft vor den Fenstern solchen Lärm machten, daß der Pfarrer in der Predigt aufhören mußte. Beerdigungen konnten wir ohne Gendarme kaum halten. Während die Kameraden trauernd hinter dem Sarge hergingen, machte der Pöbel seine Späße über die protestantischen Ketzer. Meine Tochter mußte ich in die katholische Schule zu den Schulschwestern schicken. Oft ist sie weinend nach Hause gekommen, weil man sie als Protestantin beschimpfte. — Als ich einmal wieder in meine alte Heimat bei Wetzlar kam und am Sonntag die Glocken hörte und meinen alten Pfarrer auf der Kanzel sah und den Lehrer auf der Orgel spielen hörte, kamen mir die Tränen in die Augen, so daß ich nicht mitsingen konnte. Der Pfarrer reichte mir nachher die Hand und fragte, wie es bei uns ginge, welches

ich ihm auch erzählte. Da sagte er zu mir, ich sollte mich nicht irremachen lassen von den Katholischen und Welschen, ich sollte unserem Heiland treubleiben; das werde ich auch tun bis an mein Ende. Vom 18. bis 61. Jahre bin ich schon in Gruben gewesen; das Atmen fällt mir nun sehr schwer. Aber die Freude möchte ich doch noch erleben, daß wir in Groß-Moyeuvre eine Kirche haben. Hätten wir erst eine Kirche, dann wäre ich doch gewiß, daß bei meiner Beerdigung evangelische Glocken klingen werden, und daß ich nicht begraben werde wie ein Tier. Helfen Sie uns, daß wir endlich singen können: ‚Tut mir auf die schöne Pforte, führt in Gottes Haus mich ein'."

Wie der Wunsch dieses schlichten Mannes nach einem Gotteshaus in Groß-Moyeuvre in Erfüllung ging, so ward dem gleichen Verlangen seiner Diasporagenossen an anderen Orten Befriedigung. Kirchen bzw. Kapellen wurden gebaut auf lothringischem Boden in Alberschweiler, Algringen, Amanweiler, Ars, St. Avold, Avricourt, Bitsch, Bolchen, Deutschoth, Diedenhofen, Fentsch, Forbach, Hayingen, Kurzel, Klein-Rosseln, Longeville, Lützelburg, Metz, Montigny, Mörchingen, Nilvingen, Novéant, Philippsburg, Plantieres-Queuleu, Redingen, Rombach, Saaralben, Saarburg, Saargemünd, Ueckingen, Zillingen. Nicht minder wichtig war die Gründung neuer Vikars- und Hilfspfarrerstellen, die Zerschlagung großer Pfarreien in mehrere, von Bedeutung auch die Anstellung von Religionswanderlehrern im Diedenhofener und Metzer Bezirk (hier beteiligte sich auch der Evangelische Bund bei der Aufbringung der Mittel) und die bereits früher erwähnte Einrichtung von Gemeindeschwesternstationen. Vergegenwärtigt man sich, daß die Landeskirchen selbst keinen Pfennig beisteuern konnten, daß der elsaß-lothringische Staat jährlich nur 47 000 Mark für solche Zwecke zur Verfügung hatte, daß mithin nur unermüdliches, zähes Sammeln, Bitten und Opfern zum Ziele führen konnte, dann wird deutlich, daß in dieser Schaffung neuer Grundlagen für das evangelische Leben Lothringens eine sehr erhebliche kirchliche Kraftanstrengung lag, wenn auch an manchen Orten die Aufgabe durch Beihilfen seitens der altdeutschen Industrie erleichtert wurde. (Die altlothringische Firma de Wendel versagte sich grundsätzlich.)

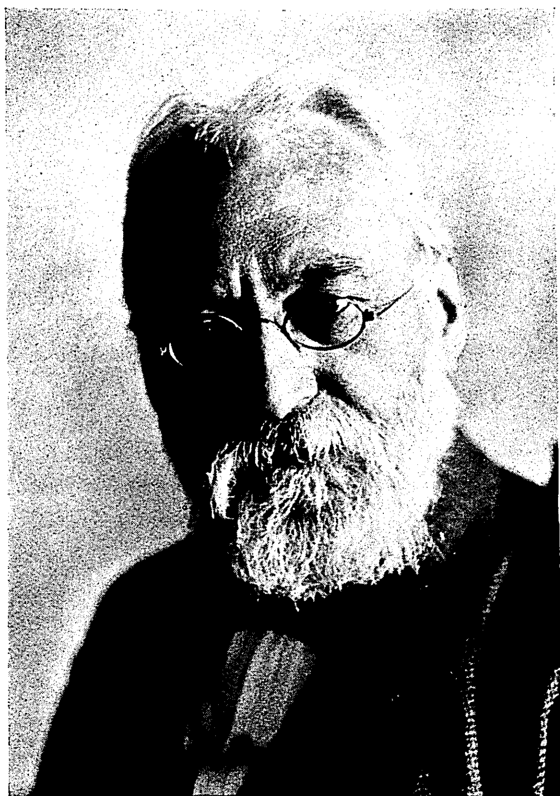
Weniger stürmisch als innerhalb des Metzer Reformierten Konsistoriums war die Entwicklung im Gebiete der Kirche A. K., deren Gemeinden zum größeren Teile in Beamtenstädten und -dörfern ihren Mittelpunkt hatten. Doch gewann das lothringische Saargebiet, wo Kohlen geschürft wurden, steigende Bedeutung und stellte daher wachsende Anforderungen auch an die Kirche. So wuchs zum Beispiel in Spittel-Merlenbach die Zahl der Evangelischen von 500 auf 2000. Am Ende der deutschen Zeit blieb gewiß für den Ausbau der Lothringer

Diaspora noch viel zu tun übrig, aber nicht bloß die Zahl gottesdienstlicher Stätten, sondern auch die der geistlichen Kräfte war so vermehrt worden, daß es infolge unzureichender Organisation völlig vereinsamte und vernachlässigte Diasporaprotestanten nicht mehr gab.

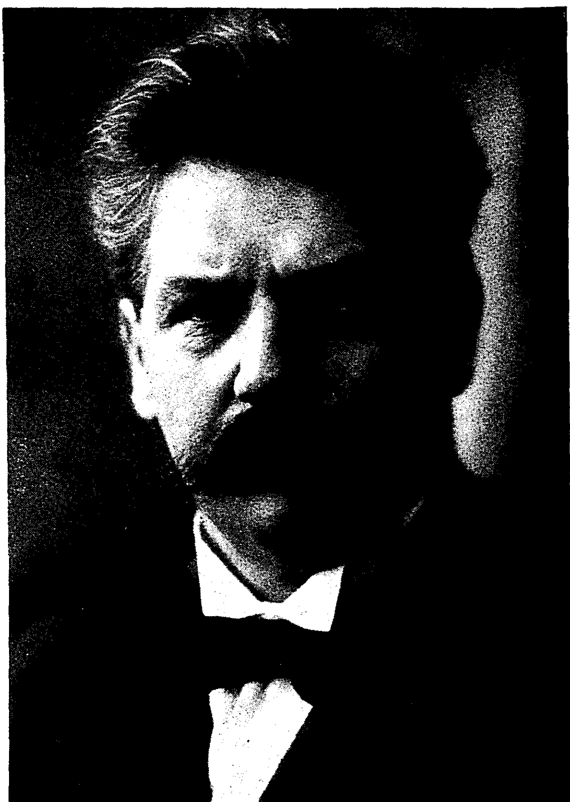
Wurden in Lothringen durch den Gustav-Adolf-Verein 26 Diasporakirchen gebaut, so waren es seit 1881 im Elsaß 16: „Lutherisch": Bitsch, Kaysersberg, Oberehnheim, Masmünster, Molsheim, Lauterburg, Saaralben, Offendorf. „Reformiert": Altkirch, Hüningen, Riedisheim, Sennheim, Felleringen, Altmünsterol, Climont. Hier bereitete die Diasporafürsorge weniger Schwierigkeiten. Die Evangelisationsgesellschaft hatte viele Beziehungen zwischen der altelsässischen Bevölkerung und den elsässischen Diasporaposten geknüpft. Diese durften sich von altersher auch der kräftigen Beihilfe des Gustav-Adolf-Vereins erfreuen. Keine weite Entfernung trennte diese Posten von ganz evangelischen Landstrichen. So war es leichter, für die Diasporabedürfnisse im Gebiet von Schirmeck, Weiler, Climont, Kaysersberg, Mülhausen, Altkirch die erforderlichen Mittel flüssig zu machen. Daß an Orten wie Erstein, Hagenau, Schlettstadt, Weiler, Zabern neue Kirchen gebaut wurden, daß Schlettstadt und Zabern staatliche Pfarreien wurden, kam auch nicht ohne wesentliche Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins zustande. Einige Diasporagemeinden an der Grenze ähnelten den lothringischen in dem starken Anteil, den das eingewanderte altdeutsche Beamtenelement an ihrer Zusammensetzung hatte, wenn auch Verhältnisse wie im lothringischen Algringen nicht erreicht wurden, wo 1910 nur 5,2 Prozent der Familien aus Elsaß-Lothringen stammten. Die Entwicklung der Kaliindustrie nördlich von Mülhausen ließ dann kurz vor dem Weltkrieg die Gustav-Adolf-Freunde aufhorchen. Hier meldeten sich neue Bedürfnisse. Aber auch im Elsaß war man aus dem Gröbsten heraus, und der Ausbau des Straßburger Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung unter der Leitung von Pfarrer D. August Ernst ließ auch hier erhoffen, daß die evangelische Kirche schließlich die Lage meistern werde.

6. Heidenmission

Unter den Reformatoren ist Martin Bucer der eigentliche Missionsfreund gewesen. Ihm war es ein ernstes Anliegen, die christlichen Gemeinden möchten „nichts nachlassen an allen Menschen, auch Juden und Türken und allen Ungläubigen, zu denen sie einen Zugang



Karl Budde, geb. 1850



Albert Schweitzer, geb. 1875

immer haben mögen, auf daß sie alle, die so unter solchen Christo angehören, zu Christo auch gänzlich bringen.“ Wie moderne Kritik an wirtschaftlichen Expansionsbestrebungen ohne sittliche Hemmungen klingt es, wenn Bucer darüber klagte, daß „wir Juden, Türken und andere Heiden nicht unterstehen zum Reich Christi zu gewinnen, sondern allein ihnen zeitlich Gut und Herrschaft zu nehmen.“ Irgendeine Missionstat ist aber aus solchen Worten weder damals noch später erwachsen, und als im 18. Jahrhundert der Pietismus zu solcher Tat überging, überragte wohl Deutschland alle übrigen Länder an Missionseifer, aber im Elsaß hielt man es mit der Weisheit des orthodoxen Hamburger Hauptpastors Erdmann Neumeister, der eine Himmelfahrtspredigt nach einem Beweis, „daß die sogenannten Missionen heutzutage nicht nötig seien“, mit dem Verse schloß:

Vor Zeiten hieß es wohl: Geh hin in alle Welt!
Jetzt aber: Bleib allda, wohin dich Gott gestellt!

Als dann im 19. Jahrhundert ein neuer Eifer für die Mission erwachte (1816 Gründung der Baseler, 1824 der Pariser, 1836 der Leipziger, 1849 der Hermannsburger Missionsgesellschaft), da regte es sich alsbald auch im Elsaß. Zuerst wurden Fäden von Basel und Paris herübergesponnen. Paris gewann Pfarrer Franz Härter, der in Straßburg einen Hilfsverein (1834) gründete. Dieser erweiterte sich später (1852) zu einem Hilfsverein der evangelischen Missionsgesellschaften von Paris und Basel. Ihn mit einem bereits 1819 von dem Stiftsdirektor C. W. Krafft ins Leben gerufenen „Elsässischen Hilfsverein der evangelischen Missionsgesellschaft unter nicht christlichen Völkern“ zu verschmelzen, war die Absicht einer „kirchlichen Mission“, bei der Männer verschiedenster Richtung Pate standen. Man erstrebte eine regelrechte Verkirchlichung der Mission an Stelle der freien Vereinstätigkeit, fand aber nicht genügenden Widerhall in den Gemeinden (1836). Die vermehrte Zusammenfassung aller Kräfte scheiterte nicht zum wenigsten daran, daß auch hier die konfessionellen Lutheraner sich versagten und nur für ausgesprochen lutherische Missionsgesellschaften (Leipzig, Hermannsburg) zu arbeiten bereit waren, während die Evangelisch-kirchliche Missionsgesellschaft Beziehungen pflegte nach den verschiedensten Seiten: Basel, Paris, Halle, Leipzig, Dresden und zur Brüdergemeine. Seit 1837 (bis 1882) besaß die Gesellschaft in dem „Missionsfreund“ ein eigenes Blatt, glänzend geleitet seit 1868 durch den Ruprechtsauer Pfarrer Riff. Es diente freilich seit 1846 nicht mehr ausschließlich der Heidenmission. Wenn man anfangs in überspanntem Kraftgefühl sehr hochfliegende Pläne über Entsendung eigener, im Straßburger Theologischen Seminar auszubildender Missionare und dergleichen

hegte, wurde es davon sehr bald still. Man war es zufrieden, wenn auf dem Missionsfelde auch einige Elsässer sich betätigten, wie der mit Hilfe des Vereins ausgebildete Pariser Missionar Schuh (ein früherer Schriftsetzer; er starb 1892 als Pfarrer von Altweiler), der das Neue Testament in der Sprache der Sessuto (Südafrika) druckte, wovon ein Pariser Pfarrer 1856 im Gottesdienst der Neuen Kirche den „Söhnen Gutenbergs und Bürgern Straßburgs" begeistert Kenntnis gab.

Die Ereignisse von 1870 brachten keine wesentliche Aenderung. Die vor 1870 angeknüpften engen Verbindungen vor allem mit Paris und Basel wurden von der Evangelisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in deutscher Zeit weitergepflegt, aber auch in der Abneigung der konfessionellen Lutheraner, sich an dem sonst von allen Richtungen gemeinsam betriebenen Werke zu beteiligen, änderte sich nichts. Wenn Fr. Weyermüller 1875 in ein „Lob- und Danklied für den Segen des evangelisch-lutherischen Missionsfestes in Rothbach" die Bitte einfließen ließ:

Mach uns von allem Dünkel frei,
von Lauheit, Stolz und Heuchelei,
von aller falschen Liebe!,

so konnte kaum zweifelhaft sein, daß mit der „falschen Liebe" namentlich die schon von F. Horning Franz Härter so bitter vorgeworfene Unterstützung der „unionistischen" Baseler Mission gemeint war.

Einen neuen Trieb setzte der Baum der Mission im Elsaß an, als 1905 die Freunde des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins (heute Ostasienmission) sich zu einem Landesverein zusammenschlossen. Ein Vorläufer des Vereins war Pfarrer Riff gewesen, der bereits 1869 in einem Vortrag „Wie stehen wir, die wir der freien Richtung innerhalb der Theologie angehören, zum Missionswerk?" sehr ähnliche Gedanken vertrat, wie sie später 1876 der Gründer dieses Missionsvereins, Pfarrer Buß, Glarus, in seiner preisgekrönten, neue Bahnen weisenden Schrift „Die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung" entwickelte. Riff hat die Erfüllung seines Wunsches, daß auch der freie Protestantismus in Unabhängigkeit selbständig ein Missionsunternehmen durchführte, gerade noch erlebt. Uebrigens waren unter denen, die dem 1884 in Weimar gegründeten Verein bei seinen ersten Schritten ins Leben die Gaben bedeutsamer Vorträge darbrachten, zwei Straßburger Universitätsprofessoren: der Theologe H. J. Holtzmann und der Geograph Georg Gerland. Bereits im Jahre 1874 hatte ein früherer Straßburger Hochschullehrer, Max Müller, der hervorragende Kenner der nichtchristlichen Religionen, in einer in der Westminsterabtei gehaltenen, in Straßburg gedruckten Missionsrede und in

andern für die Mission werbenden Veröffentlichungen den Boden aufzulockern sich bemüht. Zu den kenntnisreichsten und treuesten Freunden der Mission gehörte der Kirchenhistoriker Ernst Lucius, der die allgemeine Missionsgeschichte und -theorie in den Kreis seiner akademischen Vorlesungen einbezog und durch einen Vortrag auf der Pastoralkonferenz die Einsetzung eines allgemeinen Missionssonntages (siehe Seite 122) herbeiführte. Lucius durfte noch Zeuge eines allmählichen Erstarkens des Missionssinnes werden. Schließlich wanderte wenigstens die gesamte Pfarrerschaft Elsaß-Lothringens in den Bahnen, die einst Bucer, noch als ein „Prediger in der Wüste", der evangelischen Christenheit aufgezeigt hatte. Und manche Gemeinde folgte freudig nach.

7. Schrifttum

A Tagespresse

Der Protestantismus hätte von Luther lernen können, rasch und freudig Errungenschaften der Technik in seinen Dienst zu stellen. Er fängt erst in unsern Tagen an, es zu lernen. Daß er so lange Zeit brauchte, um im Stimmgewirr des Zeitungswesens vernehmlich seine Stimme zu erheben, daß er das Problem „Protestantismus und Presse", „Kirche und Presse" so lange in seiner Bedeutung verkannt hat, mußte ihm naturgemäß in einem Lande, in dem der Katholizismus sehr viel früher aufgestanden war, um sich seine Presse zu schaffen, und in dem die im Banne freidenkerischer Kirchenfeindschaft stehende sozialdemokratische Parteipresse ihm auch nicht geringe Schwierigkeiten bereitete, besonders empfindlichen Schaden zufügen. Diese Beeinträchtigung seines Wirkens durch die Presse empfand er denn auch mehr oder minder deutlich. Es erklangen viele Jeremiaden über die Art, wie der materialistische Geist der Zeit mit Hilfe der Presse in zahllosen Kanälen in das Volksleben eindrang. Auch war mancher Stoßseufzer und manches bittere Wort über die Kampfmethoden der katholischen Presse zu hören. Aber über der Zeitungskritik kam der aufbauende Wille, die Entschlossenheit, sich in diesen ganzen Prozeß der öffentlichen Meinungsbildung einzuschalten, viel zu kurz. Mit Anerkennung wird aber immer die opferbereite Tat Fritz Hoffets zu nennen sein, die er mit Gründung der evangelischen Zeitung „Die Heimat" vollbrachte. „Wollen Sie viele Feinde haben, so schreiben Sie ein Volksblatt", hatte einst

Emil Frommel zu Hoffet gesagt. Hoffet ließ es sich nicht zur Warnung dienen. 1892 als „Bote aus der Heimat“ in Illzach begründet, siedelte die „Heimat“ 1894 nach Straßburg über. Ein langes Leben war ihr nicht beschieden; aber auch ihre Nachfolgerin, die von Georg Wolf geleitete „Straßburger Zeitung“, konnte sich auf die Dauer nicht halten. Immerhin bedeutete es für jene Jahre etwas, daß der Protestantismus eine eigene Zeitung hatte. Es war daher auch ganz natürlich, daß eine Aussprache über „das Verhältnis des Geistlichen zur Tagespresse“ in der Straßburger Pastoralkonferenz 1901 nach einem Referate von Pfarrer Sell, Ars, und einem Korreferate von Chefredakteur Wolf, Straßburg, schließlich in einer Werbung für die „Straßburger Zeitung“ ausklang. Aber in der begreiflichen Freude, daß hier nun der evangelischen Bevölkerung eine Zeitung von betont evangelischer Haltung und Gesinnung gegeben war, ein Sprachrohr für Bekundung eines evangelischen Oeffentlichkeitswillens, überschätzte man doch den Wert dieser Errungenschaft. „Die“ evangelische Zeitung, für die man sich, gewiß mit gutem Grunde, erwärmte, hätte auch dann, wenn sie viel mehr Boden gewonnen hätte, als ihr gelang, niemals etwas Erhebliches zur Durchsetzung von Idealen des kulturellen Protestantismus im öffentlichen Leben leisten können, wenn nicht gleichzeitig Mitarbeit an den übrigen Zeitungen, soweit sie sich dafür überhaupt zugänglich erwiesen, planmäßig durchgeführt wurde. Diese Mitarbeit ist vielfach geleistet worden. Daß es in ausreichendem Maße geschah, soll nicht behauptet werden. Aber sie erfolgte unter nicht gar zu ungünstigen Voraussetzungen. Ein führendes Blatt wie die „Straßburger Post“ hat trotz katholischem Verlag und katholischer Chefredaktion doch nur selten versagt, wo es sich um Geltendmachung romfreier Kulturpolitik handelte, und erwies sich auch für kirchliche Aufgaben durchaus aufgeschlossen. Aehnliches kann man von Blättern wie etwa der „Metzer Zeitung“ und der „Lothringer Zeitung“ sagen, die übrigens niemals einer in Straßburg erscheinenden Zeitung — und hätte sie eine noch so große Bedeutung erlangt — den Platz geräumt hätten. Hier, bei diesen und verwandten Blättern, mit der Mitarbeit kräftig und systematisch einzusetzen, war eine mindestens ebenso wichtige Aufgabe für den reichsländischen Protestantismus wie die Unterstützung „der“ evangelischen Tageszeitung. Allerlei Anregungen nach dieser Richtung sind von dem von Pfarrer A. Bach, Fürdenheim, gegründeten Evangelischen Preßverband für Elsaß-Lothringen insbesondere der Pfarrwelt gegeben worden. Als Zweigorganisation des Evangelischen Preßverbandes für Deutschland erhielt er von dessen Leitung wertvolle Anregungen für seine Arbeit. Daß aber diese Organisation in ihren Wirkungen doch recht beschränkt

blieb, kann nicht geleugnet werden. Das Wichtigste war in oder außerhalb der Redaktionsstube die Arbeit einzelner, zur Pressearbeit tüchtiger und williger Persönlichkeiten, die begriffen hatten, daß hier auf dem Pressefelde Entscheidungsschlachten für die geistige Entwicklung ihrer Heimat geschlagen wurden.

B Kirchliche Presse

Segen und Unsegen der Gespaltenheit des Protestantismus wirkte sich auch in der kirchlichen Presse aus. Auch da ein vielfaches Nebeneinander. Es hatte das ja freilich das Gute, daß sich nun mehr Federn in Bewegung setzten. Aber dadurch, daß die Reichweite der einzelnen Artikel und Aufsätze an den kirchenpolitischen Grenzen aufhörte, mochte der Inhalt noch so wenig mit Kirchenpolitik zu tun haben, wurde vieles Treffliche, was in diesen Blättern gesagt wurde, um die sonst sicher stärkere Wirkung gebracht. Zunächst die Sonntagspresse. Da gab es seit 1863 das pietistisch-mildkonservative Elsässische Evangelische Sonntagsblatt, eifrig die Werke der Inneren Mission fördernd, nacheinander geleitet von den Pfarrern Bögner, Eug. Stern, D. Grünberg, D. Federlin. Dann den liberalen Evangelisch-protestantischen Kirchenboten für Elsaß-Lothringen (seit 1872), dessen Herausgeber zuerst waren Studiendirektor D. Erichson und Pfarrer Tubach, später die Pfarrer D. Aug. Ernst und Rob. Will. Ferner seit 1879 den konfessionell-lutherischen Friedensboten, für den als Herausgeber zuerst H. F. Weyermüller, dann Pfarrer Ihme, zuletzt Pfarrer Eb. Stricker und Pfarrer Maurer zeichneten. Denselben Standpunkt vertrat das mehr für die gebildeten Kreise berechnete Monatsblatt für Christen Augsburgischer Konfession (1886 bis 1897), das zuerst Pfarrer Magnus, dann Pfarrer W. Horning und nach ihm sein Bruder Pfarrer Alfred Horning leitete. Die dem Monatsblatt seit 1894 beigefügten, von Pfarrer Alfred Horning herausgegebenen Theologischen Blätter erhielten 1898 den Titel „Theologische Blätter zur Beleuchtung der Gegenwart, vereinigt mit dem Monatsblatt für Christen unveränderter Augsburger Konfession". Mehr als im Elsaß fand in Lothringen wachsende Verbreitung die elsaß-lothringische Ausgabe des Heidelberger Sonntagsblattes „Die Kirche" (die Redaktion dieser Ausgabe lag zuerst in den Händen von Pfarrer Georg Wolf und ging dann auf die Pfarrer Felden, Michaelis und zuletzt Hanstein über). Von den größeren Verbänden

besaßen eigene Organe der Gustav-Adolf-Verein in dem Elsaß-Lothringischen Gustav-Adolf-Boten (seit 1904 geleitet von Pfarrer Aug. Ernst) und der Evangelische Bund in dem Evangelischen Bundesboten für Elsaß-Lothringen (seit 1910 Herausgeber die Pfarrer Unsinger und Michaelis). Auch mehrere Werke der Inneren Mission versorgten ihre Freunde mit regelmäßig erscheinenden Blättern. Die Heidenmission hatte längst ihr originales elsässisches Organ eingebüßt, seitdem Fritz Riffs Missionsfreund sein Erscheinen eingestellt hatte, der zuletzt freilich neben der Heidenmission auch anderen Zwecken diente. Die Evangelische Vereinigung brachte ein eigenes Jahrbuch heraus, die Positive Vereinigung sandte ihren Mitgliedern Mitteilungen unter dem Titel „Auf festem Grunde". Pfarrer Lienhard, Wickersheim, redigierte „Kirchliche Blätter", die in zwangloser Folge erschienen.

Ein neuer Typus kam dann um 1910 mit den Gemeindeblättern auf, Zeichen eines verstärkten Eifers, das gedruckte Wort in den Dienst des Gemeindegedankens zu stellen. Wurde das neugeborene Kind auch in der Familie des evangelischen Schrifttums nicht gerade überall mit Jauchzen empfangen, so zeigte doch seine Entwicklung sehr bald, daß es eine eigene Aufgabe zu erfüllen hatte, die nicht weniger wichtig war als die seiner älteren Geschwister. Wie wertvoll, daß der Pfarrer in diesen Blättern zu seiner ganzen Gemeinde ohne Unterschied sprechen konnte, die kirchlich Lauen ebenso erreichend wie die „Kerngemeinde"! Ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben, seien im folgenden Gemeinden genannt, die sich zur Herausgabe von Gemeindeblättern entschlossen: Alteckendorf, Baldenheim, Colmar, Diedenhofen, Hagenau, Klingenthal, Königshofen, Kronenburg, St. Ludwig-Hüningen, Metz (ref. und luth.), Mülhausen-Dornach-Riedisheim, Obenheim, Ruprechtsau, Saaralben, Schiltigheim, Vorbruck-Schirmeck, Weißenburg, Wildersbach. Der Krieg hat die Bedeutung der Gemeindeblätter noch gesteigert. Besondere Heimatgrüße an die im Felde stehenden Gemeindeglieder gaben heraus u. a.: Algringen, Altweiler, Barr, Bischweiler (luth.), Bütten, Hangweiler, Hunaweier, Klingenthal-Oberehnheim, Königshofen, Kronenburg, Rappoltsweiler, Schweighausen, Straßburg (St. Wilhelm, St. Thomas), Wickersheim.

Während diese Gemeindeblätter vom Standpunkt der Einzelgemeinde ihr Werk trieben, wanderten die Volkskalender in der Dreigleisigkeit der kirchenpolitischen Richtungen: der von der Evangelischen Gesellschaft herausgegebene Gute Bote (seit 1838), der Elsaß-Lothringische Familienkalender des Evangelisch-protestantisch-liberalen Vereins (1894) und der Evangelisch-lutherische Kalender der Evangelisch-lutherischen Gesellschaft für Innere und Aeußere Mission.

Ueberblickt man diese ganze Fülle der Erscheinungen, so zeigt sich auch hier ein doppelter Zug: Zähes Festhalten am Ueberkommenen, Schwergewicht der Tradition, schließlich aber doch auch Willigkeit zum Beschreiten noch unbetretener Wege und zur Aneignung neuer Methoden, um extensiv und intensiv den Aufgaben kirchlichen Schrifttums mehr gerecht zu werden.

C Fromme Dichtung

Im Jahre 1916 erschien in Straßburg ein Buch „Deutsche Dichtung im Elsaß von 1800 bis 1870". Die Auswahl, die der Herausgeber, Emil von Borries, getroffen hatte, war sicherlich nicht unter konfessionellen Gesichtspunkten erfolgt. Dennoch bestand die dem Leser hier vorgeführte Dichtergalerie aus lauter Protestanten: Lamey, die drei Stöber, Arnold, Hartmann, L. Spach, Hirtz, Candidus, Mühl, Zetter, Weyermüller, Hackenschmidt. Eine unter rein literarischem Gesichtspunkt erfolgende Auswahl deutscher Dichtung im Elsaß von 1870 bis 1918 würde sich nicht auf Dichter evangelischer Konfession beschränken dürfen. Aber am literarischen Schaffen auch dieser Zeit haben doch Männer von betont evangelischer Geisteshaltung hervorragenden Anteil gehabt. Wir erinnern zunächst an ein kirchengeschichtlicher Betrachtung besonders naheliegendes Gebiet der Dichtung, das evangelische Kirchenlied. Es wurde befruchtet durch Friedrich Weyermüller, den streitbaren Lutheraner („Es muß uns doch gelingen, denn Gott ist unser Schutz"), durch Friedrich Spitta („Kommt her, des Königs Aufgebot", „O lieber Herre Jesu Christ", „Im Frieden dein, o Herre mein"; sein Lied für Kaisers Geburtstag: „Gott, o Herr, in deinem Sohne" kam durch die politische Entwicklung außer Gebrauch) und Friedrich Kauffmann, den Pfarrer von Buchsweiler („Geist von oben, Neugestalter").

Die überragende Dichterpersönlichkeit dieser Zeit ist aber Friedrich Lienhard (1865—1929). Der Lehrerssohn aus Rothbach hatte sich nach heißem Ringen von der Theologie, die er in Straßburg studierte, zur Dichtung gewandt („Ich fror in den Hörsälen"). Der Sänger der „Wasgaufahrten" begann als Heimatschriftsteller. Dann nahm er in Berlin den Kampf auf gegen den die großstädtische Bühne und Literatur beherrschenden Naturalismus, gegen die ungeistigen Tendenzen des damaligen Schrifttums. Mutig warf er den „Naturalisten, Artisten und Aestheten" den Fehdehandschuh hin. Aus heißem Herzen kam sein Bekenntnis zu Frömmigkeit und Christentum, Heimat

und Volkstum, Volk und Persönlichkeit, Geschichte und Ueberlieferung. Daß sein verbreitetster und bester Roman „Oberlin" (er erschien 1910 und erlebte bis 1923 120 Auflagen) sich eine der großen Gestalten elsässischer evangelischer Kirchengeschichte zum Helden erwählt hatte, sollte ihm in seiner Heimat nicht vergessen werden. Auch als Herausgeber des „Türmer" stand Lienhard in der vordersten Reihe der Kämpfer für eine Erneuerung des deutschen Wesens. Hatte er immer vertraut auf die verjüngende Macht des Evangeliums und die erneuernde Kraft des deutschen Idealismus, so wanderte er schließlich unter einem Dreigestirn, indem auch die Antike zu den Sternen gehörte, zu denen er aufsah:

Akropolis mit Golgatha sei
Markig versöhnt in Europas Mitte.

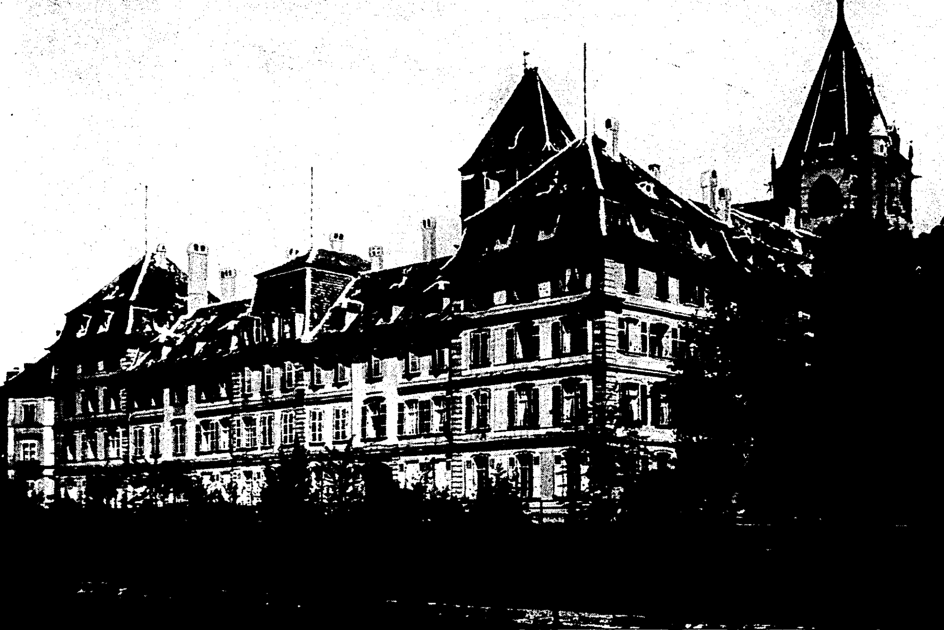
Daß dieser Mann aus Hanauer Bauerngeschlecht mit seinem leidenschaftlichen Drängen auf ein Leben aus seelischen Tiefen heraus bei aller ihm anhaftenden Einseitigkeit ein Schriftsteller von Format, ein praeceptor Germaniae, dem deutschen Volke vom evangelischen Elsaß geschenkt wurde, bleibt für immer eine bedeutungsvolle Tatsache.

Hafteten dem Dramatiker manche Schwächen an, so wirkt Lienhard als Lyriker um so stärker, auch hier oft ein Prediger unter seinem Volk, der von sich bekennen konnte:

All, was da unten lebt, — es lebt mir nicht,
Schau ich es nicht in Gottes großem Licht:
Und was ich schaute, bring ich fest und klar,
Als Sänger meinem ganzen Volke dar.

Als Künder und Mahner deutscher Innerlichkeit sandte er während des Weltkrieges einen vielgehörten „Gruß an die Stillen":

Ich grüße die Stillen im lauten Land,
Sie alle, die in dem brausenden Brand
Kraft behielten, stille zu sein —
Sie grüß ich: Haltet aus, bleibt rein!
Bleibt, was ihr seid: Bleibt still und stark!
Bleibt in den deutschen Bäumen das Mark!
Sendet die Kraft in die Wipfel empor!
Durch euch nur braust der Wipfelchor.
Ihr weilt in der Enge, ihr wirkt im Haus,
Fernfunken aber sendet ihr aus
zum Helden, der sich im Felde rührt:
Gedanken, darin er die Heimat spürt.
Bleibt still und stark, bleibt stark und still:
Der über uns waltet, weiß, was er will.
Schmieden will er aus Zorn und Zucht
Ein Volk der Würde, ein Volk der Wucht!



Das Thomasstift in Straßburg

und Volkstum, Volk und Persönlichkeit, Geschichte und Ueberlieferung. Daß sein verbreitetster und bester Roman „Oberlin" (er erschien 1910 und erlebte bis 1923 120 Auflagen) sich eine der großen Gestalten elsässischer evangelischer Kirchengeschichte zum Helden erwählt hatte, sollte ihm in seiner Heimat nicht vergessen werden. Auch als Herausgeber des „Türmer" stand Lienhard in der vordersten Reihe der Kämpfer für eine Erneuerung des deutschen Wesens. Hatte er immer vertraut auf die verjüngende Macht des Evangeliums und die erneuernde Kraft des deutschen Idealismus, so wanderte er schließlich unter einem Dreigestirn, indem auch die Antike zu den Sternen gehörte, zu denen er aufsah:

Akropolis mit Golgatha sei
Markig versöhnt in Europas Mitte.

Daß dieser Mann aus Hanauer Bauerngeschlecht mit seinem leidenschaftlichen Drängen auf ein Leben aus seelischen Tiefen heraus bei aller ihm anhaftenden Einseitigkeit ein Schriftsteller von Format, ein praeceptor Germaniae, dem deutschen Volke vom evangelischen Elsaß geschenkt wurde, bleibt für immer eine bedeutungsvolle Tatsache.

Hafteten dem Dramatiker manche Schwächen an, so wirkt Lienhard als Lyriker um so stärker, auch hier oft ein Prediger unter seinem Volk, der von sich bekennen konnte:

All, was da unten lebt, — es lebt mir nicht,
Schau ich es nicht in Gottes großem Licht:
Und was ich schaute, bring ich fest und klar,
Als Sänger meinem ganzen Volke dar.

Als Künder und Mahner deutscher Innerlichkeit sandte er während des Weltkrieges einen vielgehörten „Gruß an die Stillen":

Ich grüße die Stillen im lauten Land,
Sie alle, die in dem brausenden Brand
Kraft behielten, stille zu sein —
Sie grüß ich: Haltet aus, bleibt rein!
Bleibt, was ihr seid: Bleibt still und stark!
Bleibt in den deutschen Bäumen das Mark!
Sendet die Kraft in die Wipfel empor!
Durch euch nur braust der Wipfelchor.
Ihr weilt in der Enge, ihr wirkt im Haus,
Fernfunken aber sendet ihr aus
zum Helden, der sich im Felde rührt:
Gedanken, darin er die Heimat spürt.
Bleibt still und stark, bleibt stark und still:
Der über uns waltet, weiß, was er will.
Schmieden will er aus Zorn und Zucht
Ein Volk der Würde, ein Volk der Wucht!



Das Thomasstift in Straßburg



Die Thomaskirche in Straßburg, Außenansicht

In Lienhard sah seinen Meister der formgewandte Christian Schmitt aus Geudertheim (1865—1928). Auch er war ein nicht gewöhnliches lyrisches Talent, das nicht nur die Stimmung der Landschaft in dichterischer Sprache zu künden wußte, sondern auch einer leidgeprüften Frömmigkeit Töne von bezwingender Kraft zu leihen verstand:

Im Brand der Wüste.

Warum du mich so tief hinabgeführt
Durch Nacht und Tod in diesen dunklen Tagen
Und alle Schmerzensfeuer aufgeschürt, —
Ich will mich nicht vermessen, dich zu fragen.
Es schmilzt der letzte Rest von Eitelkeit
In solcher Glut und alles Weltverlangen.
Was noch an Glück die Zukunft hält bereit,
Hinfort als Gnade wird's das Herz empfangen.
Wohl bitter ist der Kampf und hart die Bahn,
Die Seele bebt, als gält's ein erstes Sterben;
Doch jeder muß durchs Meer, der Kanaan,
Das Land des großen Friedens, will ererben.

Vom Kampf mit dem Leid und von frommer Ergebung wußte auch Elisabeth Ehrhardt (1855—1915), aus dem Neuhofer Pfarrhaus stammend, zu künden. Jahrelang hat sie das Kreuz schwerer Krankheit im Straßburger Diakonissenhaus getragen.

Seufzer.

Tröster, komm hernieder!
Tröste du mein Herz,
Mach es leidenwillig,
Mach es stark im Schmerz.
Daß die Pein sich wende,
Nicht begehre ich,
Nur daß sie in Segen
Mir verwandle sich.
Brich du meinen Willen,
Tröster in der Not,
Laß mich kämpfend ruhen
In dir, Herr und Gott.

Männlich und kräftig ist die Sprache Friedrich Kauffmanns (geb. 1873 in Straßburg). Der Anblick von Dürers Ritter, Tod und Teufel rief den Dichter in ihm auf den Plan:

Wie Dürers Ritter lassen erhaben
Zwischen Tod und Teufel das Rößlein traben,
An dessen Gezäun dann der Laubbruch nickt,
Zum Zeichen, daß der Sieg geglückt,
Und mich die Schlacht bewährt erfand
In meiner Tage Ritterstand, —



Die Thomaskirche in Straßburg, Außenansicht

In Lienhard sah seinen Meister der formgewandte Christian Schmitt aus Geudertheim (1865—1928). Auch er war ein nicht gewöhnliches lyrisches Talent, das nicht nur die Stimmung der Landschaft in dichterischer Sprache zu künden wußte, sondern auch einer leidgeprüften Frömmigkeit Töne von bezwingender Kraft zu leihen verstand:

Im Brand der Wüste.

Warum du mich so tief hinabgeführt
Durch Nacht und Tod in diesen dunklen Tagen
Und alle Schmerzensfeuer aufgeschürt, —
Ich will mich nicht vermessen, dich zu fragen.
Es schmilzt der letzte Rest von Eitelkeit
In solcher Glut und alles Weltverlangen.
Was noch an Glück die Zukunft hält bereit,
Hinfort als Gnade wird's das Herz empfangen.
Wohl bitter ist der Kampf und hart die Bahn,
Die Seele bebt, als gält's ein erstes Sterben;
Doch jeder muß durchs Meer, der Kanaan,
Das Land des großen Friedens, will ererben.

Vom Kampf mit dem Leid und von frommer Ergebung wußte auch Elisabeth Ehrhardt (1855—1915), aus dem Neuhofer Pfarrhaus stammend, zu künden. Jahrelang hat sie das Kreuz schwerer Krankheit im Straßburger Diakonissenhaus getragen.

Seufzer.

Tröster, komm hernieder!
Tröste du mein Herz,
Mach es leidenwillig,
Mach es stark im Schmerz.
Daß die Pein sich wende,
Nicht begehre ich,
Nur daß sie in Segen
Mir verwandle sich.
Brich du meinen Willen,
Tröster in der Not,
Laß mich kämpfend ruhen
In dir, Herr und Gott.

Männlich und kräftig ist die Sprache Friedrich Kauffmanns (geb. 1873 in Straßburg). Der Anblick von Dürers Ritter, Tod und Teufel rief den Dichter in ihm auf den Plan:

Wie Dürers Ritter lassen erhaben
Zwischen Tod und Teufel das Rößlein traben,
An dessen Gezäum dann der Laubbruch nickt,
Zum Zeichen, daß der Sieg geglückt,
Und mich die Schlacht bewährt erfand
In meiner Tage Ritterstand, —

Und reiten durch die Abgrundtiere
Mit aufgeschlossenem Visiere,
Ob Tod und Teufel gleich selbander
Und Totenkopf und Salamander
In dunkeltiefer Felsenschlucht
Den einsamen Ritter zu schrecken sucht, —
Verachten dann des Ebers Tatze,
Die natterumzüngelte Totenfratze,
Des Stundenglases zerronnenen Sand,
Weil meiner Ritterschaft Ruhestand
Im Strahlenschloß mir ist bestimmt
Und mich die hohe Burg aufnimmt:
So möcht ich einst nach allem Streit
Einziehen in die Ewigkeit!

Wie Kauffmann seine Hanauer Bauern liebt, deren Geschlecht auch er entstammt ist, so fühlt er sich auch zu den Arbeitern hingezogen, denen er einst als Pfarrer von Monsweiler dienen durfte:

Fabrikler.

Wenn schwarz und schwer ins helle Mittagslicht
Aus dunklem Tor sich drängt die Menschenmasse
Und Schweiß und Ruß steht jedem im Gesicht —
Dann schreitet Jesus mitten in der Gasse.
Zwar sieht man nicht den Glanz der Heiligkeit
Auf seinem lichtverklärten Haupte prangen,
Ihn nicht als Zimmermann im Werktagskleid,
Wie er mit Beil und Axt durchs Dorf gegangen.
Doch hat er manchen Jünger in den Reihen,
Der trägt bei allem irdischen Beginnen
Der Gottesliebe hellen Freudenschein
Ganz still und tief in seiner Seele drinnen.

War Theodor Renaud (Theodor Vulpinus) als Dichter elsässischer Balladen und Legenden hervorgetreten, so offenbarte Marie Hart, geb. Hartmann, ein starkes Erzählertalent. Mit sonnigem Humor und dem Lichte warmer Menschenliebe durchleuchtete sie vor allem die durch die politischen Zustände hervorgerufenen Konflikte im Leben einer elsässischen Kleinstadt.

D Wissenschaftliches Schrifttum

Unser Buch wendet sich nicht bloß an Theologen. Schon deshalb ist es ausgeschlossen, daß wir hier im einzelnen alles aufzählen, was zusammen den elsaß-lothringischen Beitrag zur theologischen Entwicklung dieses halben Jahrhunderts ausmacht. Daß dieser Beitrag nichts

Geringes ist, versteht sich von selbst, wenn wir bedenken, daß führende Theologen in dieser Zeit in Straßburg gewirkt haben.

Die durch Ed. Reuß begründete Bedeutung Straßburgs für die neuere Bibelwissenschaft wurde der Fakultät insbesondere durch H. J. Holtzmann erhalten. In der Evangelienforschung vertrat er die Auffassung: das Markusevangelium ist das älteste Evangelium und ist vom ersten und dritten Evangelisten als Hauptquelle neben einer Spruchsammlung des Matthäus benutzt worden. Mit gründlicherer Gelehrsamkeit als irgendeiner seiner Vorgänger hat Holtzmann diese Aufstellung verfochten, außerdem durch seine Kommentare zu einzelnen neutestamentlichen Schriften und durch seine beiden großen Lehrbücher der historisch-kritischen Einleitung in das Neue Testament (seit 1885) und der neutestamentlichen Theologie (seit 1896) hochbedeutsame Werke kritischer Bibelforschung geschaffen. Eine andere innere Schau des Urchristentums tritt uns bei Friedrich Spitta entgegen. Sprach Holtzmann dem vierten Evangelium fast jeden Wert als Geschichtsquelle ab, so zweifelte Spitta nicht daran, daß wir es hier mit einem Quellenwerk zu tun hätten, dessen ältester Teil auf den Lieblingsjünger Jesu zurückgehe, und daß eine lediglich die drei ersten Evangelien verwertende und die Angaben des vierten nur mißtrauisch betrachtende Darstellung des Lebens Jesu in die Irre führen müsse. Auch bei anderen Teilen des Neuen Testamentes zeigte sich Spittas Neigung zur Unterscheidung älterer und jüngerer Schichten und zur Anzweiflung der Einheitlichkeit der neutestamentlichen Schriften. Der Jakobusbrief galt ihm als eine nur durch zwei spätere Zusätze als christlich gestempelte jüdische Schrift. Radikale Bahnen betrat Albert Schweitzer mit seiner starken Betonung des eschatologischen Charakters der Verkündigung Jesu und seinem großes Aufsehen erregenden Buch „Von Reimarus zu Wrede“, das die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung schilderte und dabei zu einem viele erschreckenden Ergebnis kam.

Die alttestamentliche Forschung wurde insbesondere durch Karl Budde und Wilhelm Nowack auf der Grundlage jener neuen Auffassung der Geschichte dieses Schrifttums gefördert, die sich an die elsässischen Namen Reuß und Graf und an den Namen Wellhausen knüpft. Das mosaische Gesetz steht danach nicht am Anfang der religiösen Entwicklung Israels, sondern ist hinter der Wirksamkeit der Propheten einzuordnen. Der Straßburger Pfarrer D. Piepenbring übermittelte die Ergebnisse alttestamentlicher (wie auch neutestamentlicher) Forschung einem französischen Leserkreis in französisch geschriebenen Darstellungen; seine „Théologie de l'Ancien Testament“ (1886) wurde ins Englische übersetzt.

Auf dem Gebiete der Kirchengeschichte übten Calvin und Luther magnetische Anziehungskraft aus. Cunitz, Baum sowie Reuß arbeiteten Hand in Hand an der großen Calvin-Ausgabe, die nach Reuß' Tode von Erichson zu Ende geführt wurde. J. Ficker brachte ganz neues Licht in wichtige Abschnitte von Luthers innerer Entwicklung; eine Autorität auf dem Gebiete der christlichen Kunst, hat Ficker auch das Bild von Luthers äußerer Erscheinung in seiner mannigfaltigen Bedeutung für die Wissenschaft aufgezeigt. Für die Erhellung der elsässischen Kirchengeschichte hatte J. W. Baum schon 1860 sich in seinem Werke „Capito und Bucer" eingesetzt. Die vierundzwanzig handschriftlichen Quartbände seines Thesaurus epistolicus Reformatorum Alsaticorum, den die Straßburger Bibliothek aufbewahrt, sind Zeugnisse seines Benediktinerfleißes und seiner großen Liebe zur Geschichte des Elsaß. Um Ausnützung dieser Geschichte für die Praxis bemühte sich neben Eug. Stern, Th. Gerold, W. Horning, A. Lienhard, K. Hackenschmidt, A. Bach u. a., vor allem Alfred Erichson in kleinen Monographien. Die religiöse Entwicklung in dieser Geschichte kam auch in den Werken von Nichttheologen zu ihrem Rechte. Es sei erinnert an die Literaturhistoriker O. Lorenz und W. Scherer (Geschichte des Elsaß. 3. Auflage 1886) und an R. Reuß, den Sohn Ed. Reuß' (L'Alsace au 17ième siècle. 1897). Hermann Baumgarten zeichnete das Bild des großen Straßburger Stettmeisters Jakob Sturm und förderte wertvollste Urkunden der Straßburger Reformationsgeschichte ans Tageslicht. Ein Meisterwerk knapper biographischer Darstellung lieferte Gustav Anrich in seinem Buche über Martin Bucer. Der Verlebendigung der Zeit um 1800 dienten Schriften von R. Reuß, J. Schneider und Ernst Lucius, während A. Ernst und J. Adam der katechetischen Geschichte des Elsaß bis zur Revolution nachgingen. Unter den lokalgeschichtlichen Werken verdienen Erwähnung besonders F. Dietsch „Die evangelische Kirche in Metz" (2. Auflage, 1910), G. Matthis' „Leiden der Evangelischen in der Grafschaft Saarwerden" und „Bilder aus der Kirchen- und Dörfergeschichte der Grafschaft Saarwerden", Th. Gerolds „Geschichte der Kirche St. Niklaus", E. Ungerers „Kirche der Wüste in Lothringen" (1900), M. Lorz' „Geschichte der Gemeinde Oberseebach-Schleithal". Vor allem aber muß mit dankbarer Anerkennung Paul Grünbergs dreibändige Spenerbiographie (1893 bis 1906) genannt werden, in der Grünberg, der einst als erster altdeutscher Theologe nach 1870 in den elsässischen Pfarrdienst getreten war, diesem großen Elsässer ein wissenschaftlich wohlfundamentiertes Denkmal gesetzt hat.

In der systematischen Theologie kam es zu keinen Veröffentlichungen, von denen um ihrer grundlegend neuen Erkenntnisse oder Auffassungen willen eine ganz starke Wirkung auf die Theologenwelt ausgegangen wäre. Es erschienen keine Schriften, die, wie etwa diejenigen Albrecht Ritschls oder Ernst Troeltschs ihre Verfasser in die erste Reihe der Vertreter ihres Fachs gerückt hätten. Den Ertrag der dogmatischen Arbeit der damaligen Zeit faßte Paul Lobstein 1896 in einem Essai d'une introduction à la dogmatique protestante zusammen (deutsche Uebersetzung von Maas 1897). War es ihm nach Troeltschs Urteil gelungen, hier „ein für Studenten vortreffliches Buch geschrieben zu haben", so machte Karl Hackenschmidt („Der christliche Glaube", 1901) den Versuch einer Popularisierung der Dogmatik. Zu bedauern bleibt, daß dieser feine systematische Kopf durch die Anforderungen des praktischen Amtes von größeren wissenschaftlichen Arbeiten auf diesem Gebiete abgehalten wurde.

Ueber mannigfaltige Anregungen, die die praktische Theologie durch F. Spitta und J. Smend erhielt, ist an anderen Stellen unseres Buches bereits das Nötigste gesagt worden. Alfred Krauß schenkte ihr ein ihr ganzes damaliges Gebiet umfassendes Lehrbuch (1890—1893). Bestrebungen um Gewinnung von Neuland durch wissenschaftliche Behandlung volkstümlicher Sitte griff der spätere Luxemburger Hofprediger Adolf Jacoby auf; dasselbe hat Paul Grünberg, indem er den Stoff zu einer Evangelischen Kirchenkunde Elsaß-Lothringens zusammentrug und verarbeitete. Der Ausgang des Weltkrieges hat Wissenschaft und Praxis um die Früchte seines Fleißes gebracht. Sein Handbuch für die Innere Mission in Elsaß-Lothringen (1899), sein Buch über die evangelische Kirche in der Großstadt (1910), vor allem aber seine Reformations-Jubiläumsschrift läßt überall die Gediegenheit Grünbergs und die ruhige Klarheit seines ordnenden Geistes erkennen. Die praktische Verwendung biblischer Schriften ließ sich H. J. Holtzmann in seiner für Theologen bestimmten praktischen Erklärung des Ersten Thessalonicherbriefes (seit 1880) und Karl Hackenschmidt in seinen originellen populären Licht- und Schattenbildern aus dem Alten Testament, in seiner Auslegung alttestamentlicher Propheten „für das moderne Bedürfnis" angelegen sein. Zwei Bände religiöser Betrachtungen veröffentlichte J. Smend (Feierstunden; 1892. 1901). Er wie Holtzmann und Spitta haben auch die Predigtliteratur bereichert. Den Aufgaben der Christuspredigt ging Hackenschmidt in einer theologischen Studie nach.

8. Musica sacra

Was hier zu sagen wäre, ist zum Teil bereits in einzelnen Abschnitten des vom Gottesdienst handelnden Kapitels ausgeführt worden und soll hier nicht wiederholt werden. Vor allem ist aber noch der Zusammenfassung der kirchenmusikalischen Kräfte im Evangelischen Kirchengesangverein für Elsaß-Lothringen zu gedenken, die am 19. Juli 1888 erfolgte. Ihm hatte Pfarrer Redslob durch seine auf Seite 108 erwähnte Denkschrift kräftig vorgearbeitet; an die Spitze trat der unermüdliche Vorkämpfer der Kirchengesangbewegung, Pfarrer Heyler, Hördt, dessen Nachfolge 1899 Professor Spitta übernahm. Vorher bestanden natürlich auch bereits Kirchenchöre, wenn auch verhältnismäßig wenige. Nicht immer waren es die Pfarrer gewesen, die sie ins Leben gerufen hatten, und nicht immer die Lehrer, die sie leiteten. In Brumath war der Kirchenchor durch den dortigen Stationsvorsteher gegründet worden, in Sulzern dirigierte ihn ein Melker. Anregungen zur Gründung von Kirchenchören waren oft auf sehr steinigen Boden gefallen. In Grafenstaden zum Beispiel wollte man von einem solchen nichts wissen, „weil die Vorträge desselben leicht zum reinen Kunstgenuß und Ohrenschmaus herabgewürdigt werden können"! Anlaß zum Zusammenschluß aller zur Arbeit Willigen war gewiß reichlich vorhanden, auch viel guter Wille, aber die organisatorischen Leistungen blieben doch sehr gering, und in den letzten Jahren vor dem Kriege schien der Verband in sanften Schlaf verfallen zu sein. Unter den Männern, die an seiner Wiege standen, seien außer Spitta und den obengenannten Pfarrern Heyler und Redslob der Organist von St. Wilhelm in Straßburg, Ernst Münch, genannt, der zum ersten Male beim Lutherjubiläum (mit einer Aufführung der Bachkantate „Ein feste Burg") als Dirigent vor eine größere Oeffentlichkeit getreten war und bald zu den besten und erfolgreichsten Bachdirigenten Deutschlands gehörte*; dann der aus Bayern stammende vielbewährte Gründer und Dirigent des Jung-St.-Peter-Chores, Prof. Karl von Jan, ein Vertreter der reinen A-cappella-Musik. Bald nach der Gründung hatte man 23 gemischte Chöre beisammen, aber dem verheißungsvollen Anfang entsprach die weitere Entwicklung nicht. Bedauerlicherweise geschah nicht das Erforderliche, um die gewaltigen Eindrücke, die der Allgemeine deutsch-

* Smend urteilte einmal über von ihm erlebte Aufführungen der Matthäus-Passion: Korrekter habe ich nirgend singen hören als in Barmen, nirgend nobler als in Köln, nirgend andächtiger als in Münster und nirgend begeisterter als in Straßburg (Münch).

evangelische Kirchengesangvereinstag in Straßburg (8. bis 11. Juli 1899) hinterlassen hatte, praktisch auszunutzen.

Einen wohltuenden Gegensatz zu diesem organisatorischen Versagen bildeten die hervorragenden Leistungen einzelner Chöre und Dirigenten (Eugen Münch in Mülhausen, Ernst Münch, Karl von Jan, Friedrich Spitta in Straßburg u. a.). Münch war der erste Dirigent im 19. Jahrhundert, der die Bachsche Matthäus-Passion (1899) völlig ungekürzt, ohne jeden Abstrich zur Aufführung brachte; das Wagnis wurde dadurch vermindert, daß die beiden Teile auf Gründonnerstag und Karfreitag verteilt wurden. Man sollte aber über diesen Spitzenleistungen nicht vergessen, was in kleineren und kleinsten Verhältnissen Vorbildliches geleistet worden ist. Für die kirchenmusikalische Entwicklung war natürlich die Einstellung Spittas und Smends zur älteren und neueren Musik von Bedeutung. Beide gehörten zu der ganz kleinen Schar derjeniger, die bereits in den achtziger Jahren die überragende Bedeutung Heinrich Schütz', des größten Tonmeisters des 17. Jahrhunderts, für den evangelischen Gottesdienst erkannt und daraus für die Praxis die entsprechenden Folgerungen gezogen hatten. Spittas Bruder Philipp, der Bachbiograph, lieferte mit seiner Gesamtausgabe der Werke Schütz' (1885—1894) die wissenschaftliche Grundlage. Was F. Spitta in Bonn und in seiner in der Nähe Bonns gelegenen Gemeinde Obercassel begonnen, führte er in Straßburg fort: unter seiner Leitung wurden von Schütz außer Psalmen und dergleichen aufgeführt die Matthäus- und die Johannes-Passion, die Sieben Worte am Kreuz und die Musikalischen Exequien (dieses erste Deutsche Requiem wurde in der neuen Kirche in Straßburg 1898 jahrhundertelanger Vergessenheit entrissen; der Aufführung folgte die Veröffentlichung einer Bearbeitung des Werkes durch Karl von Jan). Die Bahnbrecher der Schützschen Kunst eilten damals ihrer Zeit weit voraus, wiewohl es gerade in Elsaß-Lothringen bald nicht an Theologen und Kirchenmusikern fehlte, die in ihren Fußtapfen wanderten, hingerissen von der Größe der Tonsprache dieses genialen frommen Meisters; die Schützsche Matthäus-Passion ist zum Beispiel alsbald auch in ganz kleinen Gemeinden, in elsässischen Dörfern ebenso wie im lothringischen Industriegebiet als Gemeindefeier aufgeführt worden. Aber bis zu der „Schütz-Renaissance" unserer Tage hatte es noch weite Wege und was heute in der Welt des jüngeren Geschlechtes als etwas gilt, worüber irgendeine Diskussion unter Freunden der musica sacra gar nicht mehr in Frage kommen kann, galt damals weithin als merkwürdige Schwärmerei einiger Enthusiasten. Auf der anderen Seite läßt die Gegenwart freilich die Wertschätzung, die derselbe F. Spitta Tondichtern des 19. Jahrhunderts wie F. Mendelssohn-Bartholdy, Max Bruch, Albert Becker, Karl

Löwe auch auf dem Gebiete der Kirchenmusik angedeihen ließ, mit guten Gründen diesen Männern nur in erheblich geringerem Maße zuteil werden. Weniger einleuchtend ist die Nichtachtung oder geringe Beachtung der Kirchenoratorien „Geburt Christi", „Passion", 1. und 2. Teil, „Erntefeier" von H. von Herzogenberg begründet, zu denen Spitta in meisterhafter Weise den Text zusammengestellt hatte. Hier war gerade der evangelischen Gemeinde etwas geschenkt, was größere Dauer zu versprechen schien. Ob noch einmal eine Neubesinnung erwartet werden darf? Wer damals jene Werke in sich aufnahm, die samt und sonders in Straßburg ihre Uraufführung erlebten, hat jedenfalls von den Schöpfungen dieses idealen Freundschaftsbundes zwischen Theologe und Musiker eine nachhaltigere Wirkung erwartet.

Zu denen, die lange Jahre bei den Aufführungen des Wilhelmer Kirchenchores unter Ernst Münch auf der Orgelbank mitwirkten, gehörte Albert Schweitzer. Was Schweitzer der kirchenmusikalischen Welt vor allem als Bach-Biograph und mit seiner neuen „malerischen" Auffassung der Kunst des Thomas-Kantors und als Anreger einer Reform der Orgelbaukunst (Kampf gegen die moderne Konzertorgel, Anknüpfung an die Meisterwerke des Orgelbaues des 17. Jahrhunderts) gegeben hat, sei nur kurz in Erinnerung gebracht. In dem Bolchener Orgelbaumeister Härpfer, der lange Jahre dem Reformierten Metzer Konsistorium angehörte, fand er einen tüchtigen Fachmann, der willig auf Schweitzers Gedanken einer Verschmelzung der Vorzüge deutscher und französischer Orgelbaukunst einging.

9. Kirchenbau

Was auf dem Gebiete des Kirchenbaues der elsaß-lothringische Protestantismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts geschaffen hat, wird immer ein Ruhmesblatt in seiner Geschichte bilden. Seine Leistungen können nur dann vollständig gewürdigt werden, wenn man sich erinnert, wieviel Unverstand, Mangel an schöpferischer Kraft und Abneigung gegen das Betreten neuer Wege überwunden werden mußte, um die Bahn für einen Aufstieg frei zu bekommen. In wenig glücklicher Weise hatte sich die Eisenacher Kirchenkonferenz 1861 zur Sache geäußert. Das von ihr erlassene Regulativ machte Vorschriften über den zu wählenden Stil und empfahl unter Ignorierung der Entwicklung, die der evangelische Kirchenbau seit dem 16. Jahrhundert genommen hatte, den gotischen. Die Wirkungen der Eisenacher Beschlüsse sind auch in der Südwestecke des Reiches spürbar gewesen, und nicht jeder besaß gegenüber diesen Bestrebungen soviel gesunde Kritik wie der spätere Kaiser Friedrich, dem einst der Anblick der ihrer Vollendung entgegengehenden Metzer Garnisonkirche den Ausruf entlockte: „Echte königlich-preußische Kommißgotik!"



Die Thomaskirche in Straßburg, Innenansicht

Löwe auch auf dem Gebiete der Kirchenmusik angedeihen ließ, mit guten Gründen diesen Männern nur in erheblich geringerem Maße zuteil werden. Weniger einleuchtend ist die Nichtachtung oder geringe Beachtung der Kirchenoratorien „Geburt Christi", „Passion", 1. und 2. Teil, „Erntefeier" von H. von Herzogenberg begründet, zu denen Spitta in meisterhafter Weise den Text zusammengestellt hatte. Hier war gerade der evangelischen Gemeinde etwas geschenkt, was größere Dauer zu versprechen schien. Ob noch einmal eine Neubesinnung erwartet werden darf? Wer damals jene Werke in sich aufnahm, die samt und sonders in Straßburg ihre Uraufführung erlebten, hat jedenfalls von den Schöpfungen dieses idealen Freundschaftsbundes zwischen Theologe und Musiker eine nachhaltigere Wirkung erwartet.

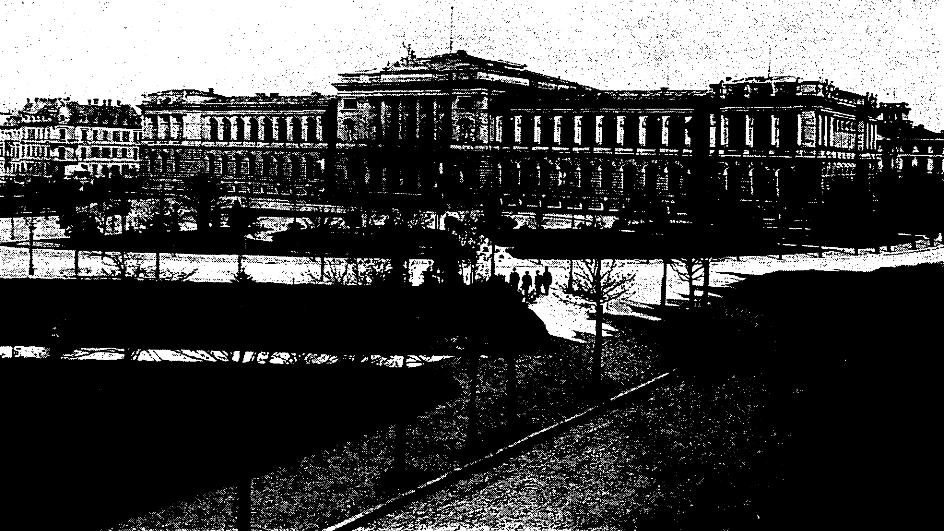
Zu denen, die lange Jahre bei den Aufführungen des Wilhelmer Kirchenchores unter Ernst Münch auf der Orgelbank mitwirkten, gehörte Albert Schweitzer. Was Schweitzer der kirchenmusikalischen Welt vor allem als Bach-Biograph und mit seiner neuen „malerischen" Auffassung der Kunst des Thomas-Kantors und als Anreger einer Reform der Orgelbaukunst (Kampf gegen die moderne Konzertorgel, Anknüpfung an die Meisterwerke des Orgelbaues des 17. Jahrhunderts) gegeben hat, sei nur kurz in Erinnerung gebracht. In dem Bolchener Orgelbaumeister Härpfer, der lange Jahre dem Reformierten Metzer Konsistorium angehörte, fand er einen tüchtigen Fachmann, der willig auf Schweitzers Gedanken einer Verschmelzung der Vorzüge deutscher und französischer Orgelbaukunst einging.

9. Kirchenbau

Was auf dem Gebiete des Kirchenbaues der elsaß-lothringische Protestantismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts geschaffen hat, wird immer ein Ruhmesblatt in seiner Geschichte bilden. Seine Leistungen können nur dann vollständig gewürdigt werden, wenn man sich erinnert, wieviel Unverstand, Mangel an schöpferischer Kraft und Abneigung gegen das Betreten neuer Wege überwunden werden mußte, um die Bahn für einen Aufstieg frei zu bekommen. In wenig glücklicher Weise hatte sich die Eisenacher Kirchenkonferenz 1861 zur Sache geäußert. Das von ihr erlassene Regulativ machte Vorschriften über den zu wählenden Stil und empfahl unter Ignorierung der Entwicklung, die der evangelische Kirchenbau seit dem 16. Jahrhundert genommen hatte, den gotischen. Die Wirkungen der Eisenacher Beschlüsse sind auch in der Südwestecke des Reiches spürbar gewesen, und nicht jeder besaß gegenüber diesen Bestrebungen soviel gesunde Kritik wie der spätere Kaiser Friedrich, dem einst der Anblick der ihrer Vollendung entgegengehenden Metzer Garnisonkirche den Ausruf entlockte: „Echte königlich-preußische Kommißgotik!"



Die Thomaskirche in Straßburg, Innenansicht



Die Universität in Straßburg

Die ausschlaggebende Bedeutung, die man den Fragen des Kirchbaustils beizumessen sich gewöhnt hatte, klingt auch noch in einer Aeußerung wider, die Kaiser Wilhelm II. bei einer Besichtigung der neurestaurierten Jung-St.-Peter-Kirche in Straßburg fallen ließ: „Da sieht man wieder: der Protestantismus hat eben doch keinen eigenen Kirchbaustil!" Worauf ihm einer der drei ihn begleitenden Pfarrer dieser Kirche, D. Hackenschmidt, schlagfertig entgegnete: „Das ist auch ganz natürlich: im Protestantismus gilt eben ‚Alles ist euer!'" Als sich dieser Vorfall ereignete, war eine neue Zeit angebrochen. Die Fortschritte kunstgeschichtlicher Forschung hatten den Blick für die früheren Leistungen des Protestantismus auf dem Gebiete des Kirchenbaues geschärft. In der Welt der Architekten regte sich ein neuer Eifer. Man suchte, aus den ausgetretenen Bahnen herauszukommen, und besann sich auf die besonderen Bedürfnisse der evangelischen Gemeinde, die sich naturgemäß mit denen der katholischen nicht deckten. Man erwartete mit gutem Grund hier ein richtunggebendes Wort von den Theologen. Friedrich Spitta griff als Liturgiker 1891 in die Debatte ein. (Zur Reform des evangelischen Kultus, Göttingen.) Er wies auf die befremdliche Erscheinung hin, daß sich viele evangelische Kirchen mit geringer Mühe in vollständig genügende katholische Kultusstätten umwandeln ließen, während die evangelischen Gemeinden immer neue Mittel anwenden und neue Versuche anstellen müßten, um dieselben nur einigermaßen für den protestantischen Kultus brauchbar zu machen. Er wünschte für den evangelischen Kirchenbau Verbindung reformierter Klarheit und lutherischer Innigkeit und forderte aus den Bedürfnissen des evangelischen Gottesdienstes heraus Aufstellung der Orgel mitsamt eines für den Kirchenchor bestimmten Platzes hinter dem Altar im Angesicht der Gemeinde. Im Sinne Spittas wurde in sehr beachtenswerter Weise bei einigen Neubauten verfahren, so u. a. in Plobsheim und in Longeville. Stärker als Spittas Einfluß erwies sich für die weitere Entwicklung der seines Kollegen Johannes Ficker, der in einem 1903 auf der Evangelischen Pfarrkonferenz für Lothringen und das Saargebiet gehaltenen Metzer Vortrag über evangelischen Kirchenbau aus gründlichster Sachkenntnis und feinstem künstlerischem Empfinden heraus dem evangelischen Kirchenbau die Wege wies. (In erweiterter Form erschienen in Leipzig 1905.) Auch bei Ficker handelte es sich um eine Selbstbesinnung auf das, was dem Protestantismus nach seiner Eigenart zieme: Er „darf nie anders als schlicht, darf nie verschwenderisch bauen". Durch die Einheitlichkeit des gottesdienstlichen Raums soll die evangelische Anschauung zum Ausdruck gebracht werden. Bestimmte Stilformen als für den Protestantismus besonders geeignet zu empfehlen, lehnte Ficker ab. Wesentlich aber war ihm, daß jedes Gebilde



Die Universität in Straßburg

Die ausschlaggebende Bedeutung, die man den Fragen des Kirchbaustils beizumessen sich gewöhnt hatte, klingt auch noch in einer Aeußerung wider, die Kaiser Wilhelm II. bei einer Besichtigung der neurestaurierten Jung-St.-Peter-Kirche in Straßburg fallen ließ: „Da sieht man wieder: der Protestantismus hat eben doch keinen eigenen Kirchbaustil!" Worauf ihm einer der drei ihn begleitenden Pfarrer dieser Kirche, D. Hackenschmidt, schlagfertig entgegnete: „Das ist auch ganz natürlich: im Protestantismus gilt eben 'Alles ist euer!'" Als sich dieser Vorfall ereignete, war eine neue Zeit angebrochen. Die Fortschritte kunstgeschichtlicher Forschung hatten den Blick für die früheren Leistungen des Protestantismus auf dem Gebiete des Kirchenbaues geschärft. In der Welt der Architekten regte sich ein neuer Eifer. Man suchte, aus den ausgetretenen Bahnen herauszukommen, und besann sich auf die besonderen Bedürfnisse der evangelischen Gemeinde, die sich naturgemäß mit denen der katholischen nicht deckten. Man erwartete mit gutem Grund hier ein richtunggebendes Wort von den Theologen. Friedrich Spitta griff als Liturgiker 1891 in die Debatte ein. (Zur Reform des evangelischen Kultus, Göttingen.) Er wies auf die befremdliche Erscheinung hin, daß sich viele evangelische Kirchen mit geringer Mühe in vollständig genügende katholische Kultusstätten umwandeln ließen, während die evangelischen Gemeinden immer neue Mittel anwenden und neue Versuche anstellen müßten, um dieselben nur einigermaßen für den protestantischen Kultus brauchbar zu machen. Er wünschte für den evangelischen Kirchenbau Verbindung reformierter Klarheit und lutherischer Innigkeit und forderte aus den Bedürfnissen des evangelischen Gottesdienstes heraus Aufstellung der Orgel mitsamt eines für den Kirchenchor bestimmten Platzes hinter dem Altar im Angesicht der Gemeinde. Im Sinne Spittas wurde in sehr beachtenswerter Weise bei einigen Neubauten verfahren, so u. a. in Plobsheim und in Longeville. Stärker als Spittas Einfluß erwies sich für die weitere Entwicklung der seines Kollegen Johannes Ficker, der in einem 1903 auf der Evangelischen Pfarrkonferenz für Lothringen und das Saargebiet gehaltenen Metzer Vortrag über evangelischen Kirchenbau aus gründlichster Sachkenntnis und feinstem künstlerischem Empfinden heraus dem evangelischen Kirchenbau die Wege wies. (In erweiterter Form erschienen in Leipzig 1905.) Auch bei Ficker handelte es sich um eine Selbstbesinnung auf das, was dem Protestantismus nach seiner Eigenart zieme: Er „darf nie anders als schlicht, darf nie verschwenderisch bauen". Durch die Einheitlichkeit des gottesdienstlichen Raums soll die evangelische Anschauung zum Ausdruck gebracht werden. Bestimmte Stilformen als für den Protestantismus besonders geeignet zu empfehlen, lehnte Ficker ab. Wesentlich aber war ihm, daß jedes Gebilde

protestantischer Kunst als freie persönliche Schöpfung sich ausweise. „Ein Hauch stiller Majestät wehe durch den Raum. Aber bei aller Feierlichkeit nichts Frostiges, nein, Wärme, ruhige Würde, freundlicher Ernst, Heimatgefühl soll das Innere in uns wecken, daß jeder empfindet: Hier sollst du zu Hause sein. Hier bist du zu Hause." Ihm ist evangelischer Kirchbaustil „freies schöpferisches Bilden künstlerischer Persönlichkeiten im Dienste evangelischen Gottesdienstes auf der Grundlage kirchlicher Besonderheiten, in der Anknüpfung an Geschichte, Ort und Landschaft". Die Berücksichtigung der Eigenart der einzelnen Fälle darf nicht so vernachlässigt werden, wie bei jenem elsässischen Kirchbau, bei dem für eine Gemeinde von etwa 400 Evangelischen eine Kirche mit 399 Sitzplätzen gebaut wurde! „Nichts Unwahres! Kein Surrogat! Eher das einfachste Material als täuschender Schein anderen reicheren Stoffes: Dem Leben dient lebendig nur das Echte und der Würde lebendigen Gottesdienstes und rechter Kunst entspricht einzig die Wahrheit!"

Ficker durfte darauf hinweisen, daß der Kampf mit dem Schlendrian damals auch im Reichslande an einzelnen Stellen aufgenommen worden war. Die neue evangelische Kirche in Saarburg erschien ihm als „das Muster eines einheitlichen Planes künstlerischer Ausschmückung des gesamten Kirchenraums mit figürlichem Bildwerk". Dies Musterbeispiel hatte auch bereits jenseits des Rheines Nachahmung gefunden. Wie Spitta für seine kirchenmusikalischen Bestrebungen in Heinrich von Herzogenberg den ihm kongenialen Tonmeister erhalten hatte, so Ficker für den Kirchenbau in Eduard Fürstenau den ihm gesinnungsverwandten und hochbefähigten Architekten, mit ihm auch in seiner Hinneigung zur Baukunst des 16. Jahrhunderts übereinstimmend. Bezeichnend auch hier das Anknüpfen an das, was das 16. Jahrhundert geschaffen hat. Man wird an das Wort Wilhelm Scherers erinnert: „Wenn man unter Kultur die allseitige gleichmäßige Ausbildung menschlicher Kräfte versteht, so hatte im Deutschland des 16. Jahrhunderts das Elsaß die höchste Kultur." Fickers Mitarbeit kam einem halben hundert Kirchbauten, darunter denen in Amanweiler, Redingen, Lützelburg, Nilvingen, Thal, Molsheim, Hohwald zustatten. Außer den — vorzugsweise lothringischen Diasporabauten und 3 Garnisonkirchen wurden zwischen 1871 und 1912 nicht weniger als 72 Kirchen gebaut. Hervorragende Künstler haben mitgewirkt, und nicht bloß hervorragende Architekten. Was zum Beispiel im Glasgemälde in Molsheim und auf dem Neuenberge von Professor Geiges geschaffen wurde, was Professor Jordan, Obersulzbach mit seinem Gemälde der Bergpredigt schenkte, waren erstklassige Werke.

Für Reformbestrebungen wie diese war es nichts Unerhebliches, daß auch von behördlicher Seite eingegriffen und eine zielklare Politik

ins Auge gefaßt wurde, damit nicht mehr in Zukunft zum Schaden der Gemeinden die ärgsten folgenschweren Mißgriffe geschehen konnten, einfach, weil es den zunächst berufenen und interessierten Instanzen an Können und Wissen, Einsicht und Geschmack fehlte. Die Einsetzung einer staatlichen und zweier kirchlichen Baukommissionen, denen Ficker als Mitglied angehörte, bedeutete daher einen wichtigen Fortschritt.

10. Bibelverbreitung

In der Geschichte der Bibelverbreitung nehmen die elsässischen Bibelgesellschaften eine beachtliche Stellung ein. In interessanter Weise spiegelt sich in der Entwicklung dieses Werkes die theologische und kirchenpolitische Entwicklung des elsässischen Protestantismus. Unter dem Eindruck der Leistungen der 1804 in London ins Leben gerufenen Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft bildete sich bereits 1804 in Straßburg ein „Verein geistlicher und weltlicher Mitglieder zur Verbreitung der Bibel", der sich kräftiger Unterstützung von England aus erfreuen durfte. Ein erstes Jahresfest feierte man am 2. „Hornung" 1817, verstärkt „durch eine beträchtliche Anzahl von neu hinzugetretenen Freunden des Guten aus allen Ständen" im Thomasstift. In seiner Eröffnungsrede legte Haffner dar:

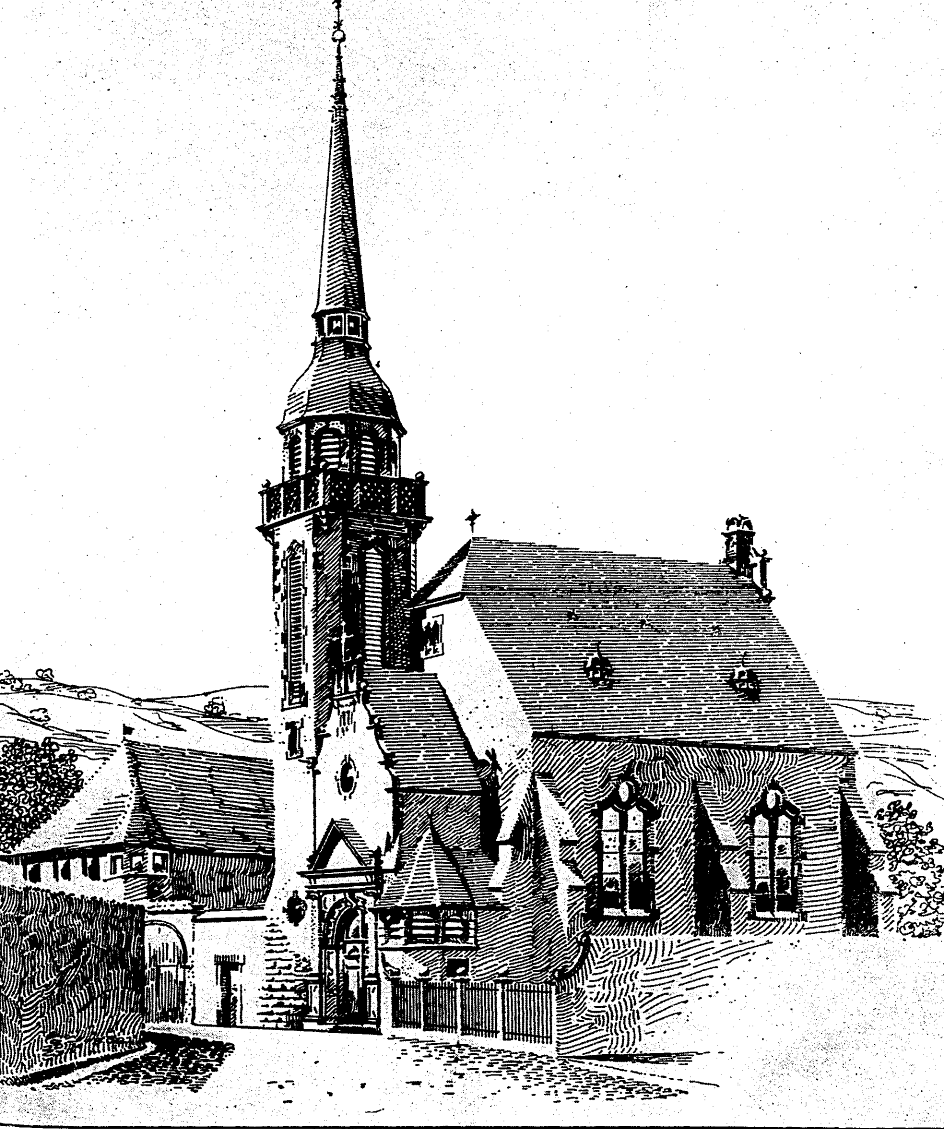
„. . . O, wie glücklich sind wir, daß derjenige, der allein der Wahrhaftige und Unfehlbare ist, selbst gesprochen hat, daß wir in dem Besitz eines Buches uns befinden, das wir mit allem Rechte als das beste Geschenk der Vorsehung betrachten, dessen Lehren noch niemand irregeleitet haben, dessen Ermahnungen und Anweisungen zu folgen, es keinen jemals gereuen kann! . . . Wie gedankenlos, wie undankbar sind doch nicht der Menschen so viele! Wie scheinen sie es doch so ganz vergessen zu haben, was sie der in unsern heiligen Büchern enthaltenen Lehre verdanken! Diese Lehre ist es ja, die die Fesseln des Aberglaubens zerbrochen, die die Schrecken, welche in seinem Gefolge einhergingen, verscheuchet, die so manche schädliche Irrtümer berichtiget, so manche wichtige Arbeit allgemeiner verbreitet und eine neue moralische Schöpfung herbeigeführt hat . . . Heil also der Gesellschaft edler Männer, die zur Verbreitung des Buches der Bücher den schönsten aller Vereine geschlossen hat, einen Verein, dessen Zweige sich schon durch alle Reiche Europas verbreiten, und der seinen Segen dem fernen Osten und Westen bringt! Aufs neue geht in Erfüllung das Wort des Propheten: Es ist in alle Lande ausgegangen ihr Schall und in alle Welt ihre Worte."

Nur ganz kurze Zeit, nicht über zwei Jahre, hatte man sich des friedlichen Wettbewerbs mit katholischen Bibelgesellschaften freuen dürfen; ihm bereitete bereits 1816 Papst Pius VII. ein Ende. Er sah in den Bibelgesellschaften nur eine arglistige Erfindung zur Untergrabung der Religion. Das Arbeitsgebiet der Straßburger wie

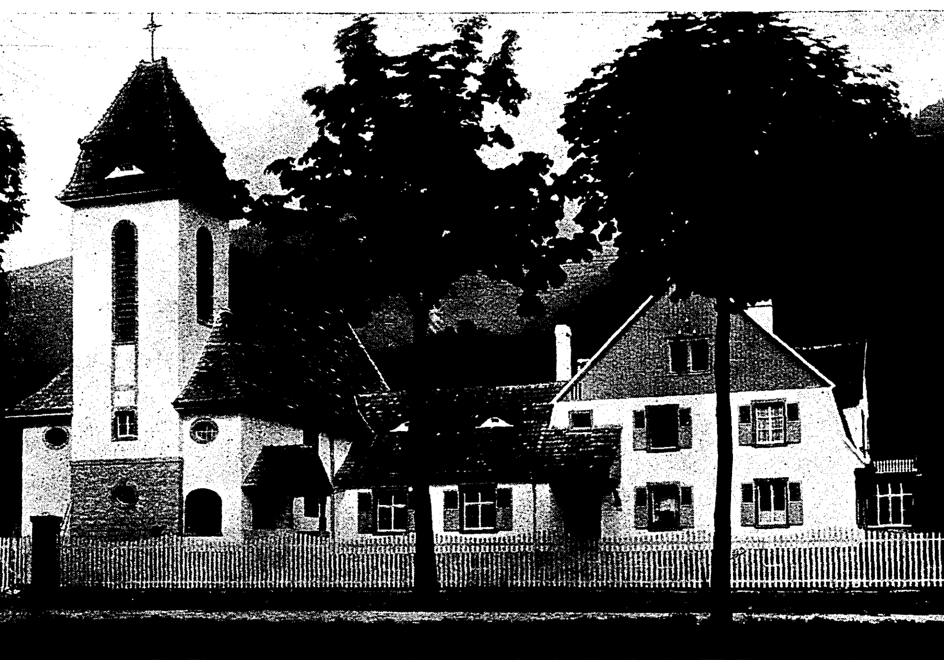
auch der 1818 gegründeten Mülhäuser und der Colmarer Bibelgesellschaft (gegründet 1820) war das Elsaß und angrenzende französische Departements und, in engen Grenzen, Lothringen. Mit Mülhausen arbeiteten zusammen Dornach, Gebweiler, Thann, Altkirch, Illzach, Sennheim, St. Ludwig. Die beiden oberelsässischen Bibelgesellschaften schlossen sich anfangs der Württembergischen Bibelgesellschaft an. Eine Schranke bedeutete die Zurückhaltung der konfessionell-lutherischen Pfarrer. Immer freundlicher gestalteten sich die Beziehungen zu der Société biblique protestante de Paris, die auch nach 1870 französische Bibeln zur Verfügung stellte. Natürlich lag aber die Hauptaufgabe der Gesellschaften in der Verbreitung deutscher Bibeln und Neuer Testamente. Erst 1909 entschloß man sich dazu, daß von einem Neudruck der ersten Bibelausgabe, die die Straßburger Gesellschaft (1819) hatte erscheinen lassen, Abstand genommen wurde, und faßte den längst überreif gewordenen Beschluß, alle Exemplare von Stuttgart zu beziehen. Erst jetzt kam auch die Revision des Luthertextes durch die Eisenacher Konferenz zur Geltung. Auch wurde die Berechtigung von Schulbibeln anerkannt; man half bei der Verbreitung der Bremer und Glarner Schulbibel. Im ganzen hat die Straßburger Gesellschaft im ersten halben Jahrhundert ihres Bestehens nahe an 100 000 Bibeln und Neue Testamente vertrieben, im zweiten diese Zahl nicht überschritten. Die Mülhäuser hat ihre Tätigkeit nur langsam erhöht, die Colmarer, die in dem ersten halben Jahrhundert ihres Bestehens 43 389 Exemplare heiliger Schriften verbreitete, erlebte die Freude, daß sich auswärts, so in Rappoltsweiler und in Markirch, Zweigvereine bildeten. Sie gelangte in den Besitz eines Bibelmuseums (1865), das durch ein von Pfarrer Bernard hinterlassenes Missionsmuseum vergrößert werden konnte. Kirchenpolitisch nicht ohne Bedeutung war, daß, abgesehen von der Nichtbereitschaft der konfessionell-lutherischen Kreise zur Zusammenarbeit, sich im Werke der Bibelverbreitung die beiden Schwesterkirchen ebenso wie die kirchenpolitischen Gruppen die Hände reichten.

In Lothringen bestanden vor 1870 enge Beziehungen zur Société biblique de Nancy (für Verbreitung französischer Bibeln) und zu Straßburg und Colmar (für deutsche Bibeln). Jedes evangelische Brautpaar erhielt eine Bibel, jeder Konfirmand ein Neues Testament. Irgendeine Notwendigkeit, nach 1870 in Form einer eigenen Bibelgesellschaft etwas Originales zu schaffen, bestand natürlich nicht, und so genoß man dankbar die Früchte der Arbeit, die anderswo geleistet wurde.

Die im Elsaß weitverbreiteten Bibel- und Missionsfeste waren das vornehmste Mittel, das Werk der Bibelverbreitung volks-



Die Bucerkirche in Molsheim



Die evangelische Kirche in Felleringen

tümlich zu machen. Ein Wunsch nach Einführung eines jährlich allgemeinen Bibelfestes, 1884 dem Oberkonsistorium unterbreitet, fand keine Gegenliebe.

11. Kirche und Schule

Die Beziehungen zwischen Kirche und Schule wurden nach dem Deutsch-Französischen Kriege durch den Gesetzgeber in Bahnen gelenkt, die gewisse Spannungen und Reibungen, wie sie in manchen anderen deutschen Staaten an der Tagesordnung waren, unmöglich machten. Der Staat wollte Herr im eigenen Hause sein und hatte keine Neigung, das Schulwesen klerikalen Herrschaftsansprüchen zu opfern (kam freilich dann klerikalen Wünschen sehr weit entgegen, indem er die weibliche katholische Volksschuljugend den katholischen Schulschwestern anvertraute, eine Maßnahme, die sich bitter an ihm rächte). Das Recht des Staates auf die Schule, der Gedanke der Staatsschule wurde vom elsässischen Protestantismus, der unter klerikalen Machtansprüchen in französischer Zeit genug zu leiden gehabt hatte, durchaus bejaht. Geltendmachung evangelisch-klerikaler Forderungen lag ihm seinem Wesen nach ja durchaus fern, auch da, wo man, wie namentlich in den Kreisen der kirchlichen Rechten, mit dem geringen Einfluß, der der Kirche auf das Schulwesen gelassen wurde, nicht zufrieden war. Die Sorge, der Staat könne wie in Frankreich in seinen Schulen antireligiöse Bildungspolitik treiben, brauchte die Gemüter nicht zu bedrücken. Was der Kirche an Einflußmöglichkeiten in der Schule verblieb, war bescheiden. (Vorschlagsrecht bzw. Begutachtungsrecht der Konsistorien bei endgiltiger Besetzung von Schulstellen; der Pfarrer Mitglied des Ortsschulvorstandes; kirchliche Mitwirkung in der Prüfungskommission für Elementarlehrer und -lehrerinnen dadurch, daß ihr ein Pfarrer angehörte; Begutachtung neuer Religionslehrbücher). Natürlich war die Kirche auch daran interessiert, daß in der Versehung des Organistenamtes durch die Lehrer keine Aenderung eintrat. Durch ein Gesetz vom 24. Februar 1908 wurde das Vorschlagsrecht der Konsistorien aufgehoben, nachdem der Oberschulrat 1892 einschränkende Bestimmungen auf kirchliches Drängen hin wieder zurückgenommen hatte. Große praktische Bedeutung hat dies Recht aber nie gehabt. Auftauchende Bestrebungen, dem Ortsschulvorstand die den Konsistorien genommenen Rechte zuzuweisen, kamen in einem Zeitpunkt, als die Mitwirkung der Gemeinderäte bei den Lehrerernennungen bereits beschlossene Sache war (1907), und waren daher zu Erfolglosigkeit verurteilt. Der Ortsschulvorstand führte vielfach nur ein Schattendasein. „So wie die Verhältnisse heute liegen, ist der Ortsschulvorstand nichts als eine hölzerne, wertlose Institution

und wäre besser gar nicht vorhanden." In dieser Weise äußerte sich oberelsässische Freude an kraftvoller ungeschminkter Meinungsäußerung in einer Eingabe an die Regierung. Von seiten des Kirchenregiments bemühte man sich (1893), durch die Pfarrer etwas Bewegung in diese Kirchhofsruhe zu bringen. Die Neigung der Pfarrer, von ihren Rechten der „Beaufsichtigung des Religionsunterrichts" Gebrauch zu machen, war aber durchaus verständlicherweise nur schwach entwickelt. Behördlicherseits erwartete man von ihnen, daß sie alljährlich den Lehrstoff für den Religionsunterricht auf Grund des Normallehrplanes vor Beginn des Schuljahres besprechen und bestimmen und sich durch wiederholten Besuch der Schule überzeugen sollten, daß in der Praxis danach verfahren würde.

Den großen Schaden, den die Verordnung über das Schulwesen vom 18. April 1871 mit ihrer Bestimmung, daß die Mädchen nach vollendetem 13. Lebensjahre bereits aus der Schule entlassen werden sollten, anrichtete, zu beheben, ist allen durch ein halbes Jahrhundert fortgesetzten Protesten und Vorstellungen nicht gelungen. Welch ein Rückschritt gegen früher! Dabei bildeten diese Bestimmungen ein Unikum in ganz Deutschland! Vordem fiel Konfirmation und Schulentlassung ohne weiteres zusammen. Knaben und Mädchen besuchten, bis sie 14 Jahre alt waren, die Schule und wurden alsdann nach zweijährigem Konfirmandenunterricht konfirmiert und nach ausreichend langer Schulzeit aus der Schule entlassen. Gegen Herabsetzung des Konfirmationsalters der Mädchen, wie sie durch die unseligen neuen Bestimmungen nahegelegt wurde, bestanden die allertriftigsten pädagogischen Bedenken. Aber andererseits: wie sollte man die Mädchen ein Jahr länger im Konfirmandenunterricht behalten, nachdem sie aus der Schule entlassen waren? Auf ein diese Zustände änderndes Gesetz wartete man vergebens. Die Regierung hätte wohl auch nicht die Kraft besessen, die parlamentarischen Widerstände zu überwinden (siehe Seite 5). So floß der „Quell der Verwilderung" unablässig weiter, und die Verordnung des damals legislative Befugnisse besitzenden Generalgouverneurs blieb die ganze Zeit hindurch in Kraft. „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort!" Für diese Notstände bildete die aus der französischen Zeit übernommene erfreuliche Einrichtung des am Donnerstag stattfindenden kirchlichen Religionsunterrichts der noch nicht im konfirmationspflichtigen Alter stehenden Jugend („kleines Examen") natürlich keine nennenswerte Milderung.

Als eine Wohltat erwies sich die Beibehaltung des konfessionellen Charakters des Volksschulwesens. Die Erfahrungen anderer deutscher Länder mit konfessionell stark gemischter

Bevölkerung ermutigten durchaus nicht, diesen Weg zu verlassen. Nie und nimmer hätte der rheinische Protestantismus ohne die evangelische Schule seine Bedeutung für die Rheinlande erhalten und behauptet. Baden hatte Simultanschulen, hatte aber auch besonders zugespitzte konfessionelle Gegensätze und erbitterte Kämpfe. Wie wenig von der Simultanschule eine Befriedung des konfessionellen Gegensatzes erwartet werden durfte, zeigte sich hier in aller Deutlichkeit. Württemberg mit seinem konfessionellen Schulsystem litt weit weniger unter den konfessionellen Gegensätzlichkeiten. So sprach nicht bloß die Erfahrung im eigenen Lande dafür, sondern auch die Beobachtung dessen, was sich anderwärts zutrug, am konfessionellen Schulsystem nicht zu rütteln, und hier begegneten sich wohlverstandene Interessen des Protestantismus mit denen des Katholizismus. Das System fand denn auch nie bedrohliche Gegnerschaft, so wenig es gewissen Ideologien innerhalb des politischen Liberalismus, vom Freidenkertum ganz zu schweigen, entsprach. Eindrucksvoll war gelegentlich die Kritik an der Praxis. Scharf griff 1890 auf der Pastoralkonferenz Professor Nowack den Betrieb in den staatlichen Lehrerseminaren an. Er erfolge ganz innerhalb der engsten Anschauung einer der Vergangenheit angehörenden Orthodoxie. Die heranwachsenden Lehrer des Volkes stünden unter einer religiösen Zucht, die nicht geeignet sei, sie zu freiwilligen und freudigen Organen der Religion zu machen. Gewisse Personalveränderungen haben dann später solche Kritik zum Verstummen gebracht.

Was das Verhältnis zwischen Pfarrern und Lehrern angeht, so kam ihm zustatten, daß durch die gesetzlichen Zustände Quellen der Verbitterung, wie sie in Ländern mit geistlicher Schulinspektion reichlich flossen, von vornherein verstopft waren. Natürlich ist das Bild kein einheitliches, aber doch ein im ganzen befriedigendes. Eine gewisse Verallgemeinerung verträgt wohl, was 1910 in einem Berichte der Neukirchinspektion ausgeführt wurde:

„Es war gewiß ein schlimmes Wort, das einmal in böser Stunde fiel: ‚Der Lehrer sei der geschworene Feind des Pfarrers', und es muß zugestanden werden, daß nicht allerorten zwischen den beiden das ‚Ein Herz und eine Seele' zur Geltung gelangt. Aber wie viele Geistliche haben es erfahren dürfen, was sie an einem tüchtigen, auch kirchlich und religiös interessierten Lehrer besitzen, und es nicht minder dankbar bezeugt, welch ein reicher Segen durch ihr einträchtiges Zusammenwirken in die Gemeinde hineingetragen werden kann."

Ein Ausdruck der die meisten Pfarrer beherrschenden Gesinnung war es auch, wenn der dem Pfarrerstande angehörige Berichterstatter fortfuhr:

„Wenn deshalb in unseren Tagen da und dort die Rede geht von einer gewissen Empfindlichkeit oder gar von einer gereizten Stimmung der Lehrer-

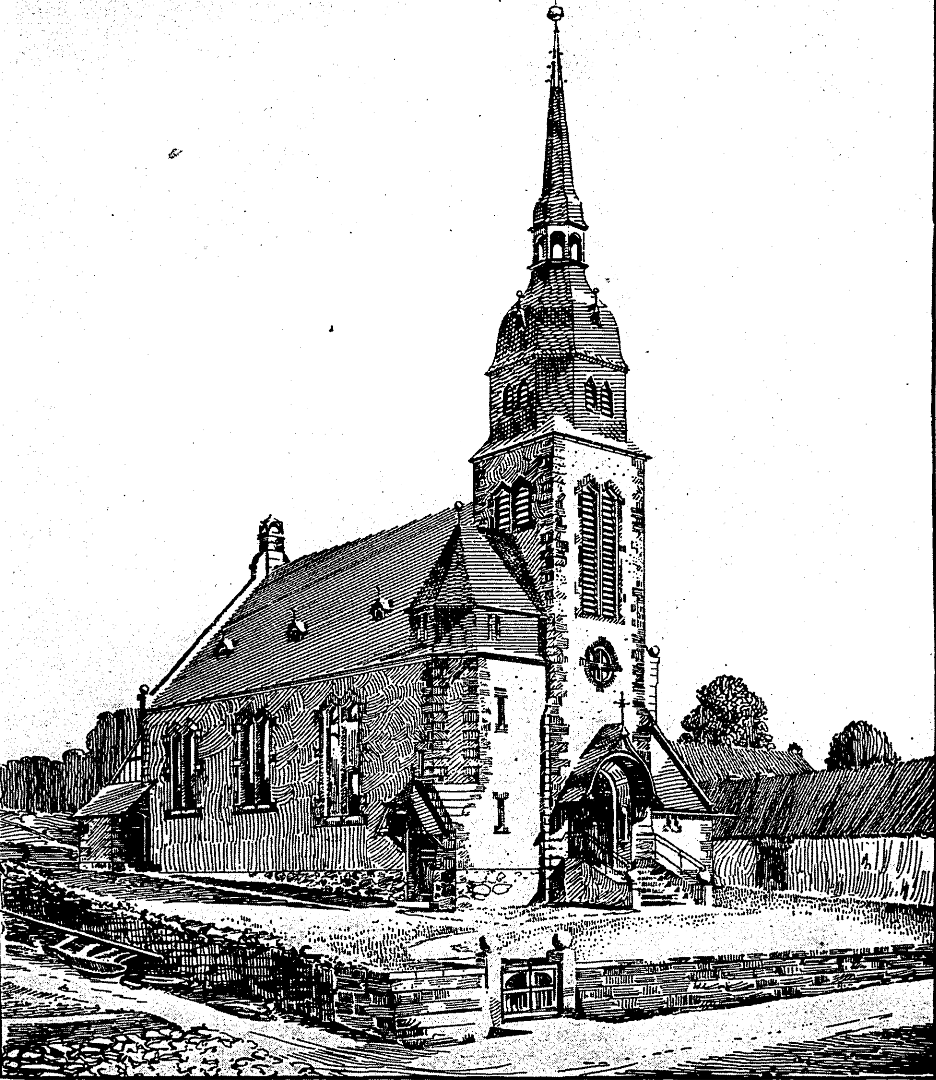
welt gegen die Geistlichkeit, so tritt an uns Pfarrer um so dringender die Aufgabe heran, so viel an uns ist, durch besonnenes Auftreten und christliches Taktgefühl ein besseres Verständnis zu ermöglichen und herbeizuführen. Nicht als Vorgesetzte wollen wir uns deshalb fühlen, denen gar eine Art von Beaufsichtigung und Kontrolle zukäme, sondern Bundesgenossen und ehrliche Mitarbeiter wollen wir den Lehrern sein, und wie an allen übrigen Gemeindegliedern so auch an ihnen das Amt des Seelsorgers erfüllen, indem wir unsere gemeinsame Arbeit auf der Grundlage gegenseitiger Achtung und rückhaltloser Anerkennung aufbauen und weiterführen."

Lange hat es gedauert, bis über dem Religionsunterricht in den Volksschulen die Notwendigkeit einer Reform des Religionsunterrichts an den höheren Schulen erkannt, lange auch, bis es der Kirche ermöglicht wurde, auf diesen Unterricht Einfluß auszuüben, und der Staat der Kirche (1902) das Recht einer Aufsicht über ihn gab. Dieses wurde dann von den Geistlichen Inspektoren in der Kirche A. K., von den Visitatoren in der Reformierten Kirche ausgeübt. Mit nichtigen Gründen schob die Regierung die Ausdehnung der kirchlichen Aufsicht auch auf den Religionsunterricht in den höheren Mädchenschulen auf die lange Bank. Geraume Zeit brauchte es auch, bis Konferenzen ein Band zwischen den in so wichtiger Arbeit stehenden Religionslehrern an höheren Schulen knüpften. An einem ersten Instruktionskurse 1909 in Straßburg nahmen 80 bis 90 Prozent aller in Betracht kommenden Lehrer teil. Die Einführung neuer Lehrpläne hatte frische Bewegung in die vordem stagnierenden Gewässer gebracht und eine engere Fühlung zwischen der auch auf diesem Gebiete energisch vorwärtsschreitenden wissenschaftlichen Arbeit und der Praxis hergestellt.

In der theologischen Diskussion spielte die Katechismusfrage längere Zeit eine erhebliche Rolle, bei manchem aus einer Unruhe heraus, der in zugespitzter Form einmal so Ausdruck gegeben wurde: „Lange Zeit war der Katechismus das Evangelium unseres Volkes. Es wird Zeit, daß das Evangelium wieder der Katechismus unseres Volkes werde". Pfarrer Ch. Scheer, Mülhausen, schrieb ganz im Geist der modernen Theologie einen Leitfaden für den evangelisch-kirchlichen Konfirmationsunterricht. D. Hackenschmidt, weit konservativer, ließ einen Wegweiser zu den Segensquellen Gottes für Konfirmanden erscheinen (1913).

12. Ausbildung der Pfarrer

„Die evangelische Kirche ist mit der Wissenschaft unzertrennlich verbunden. Wissenschaftlichkeit ist ein Stück pastoraler Gewissenhaftigkeit. Wollen wir mit gutem Gewissen predigen und unterrichten, so müssen wir unablässig die Grundlagen unserer Verkündigung



Die Evangelische Kirche in Thal bei Drulingen

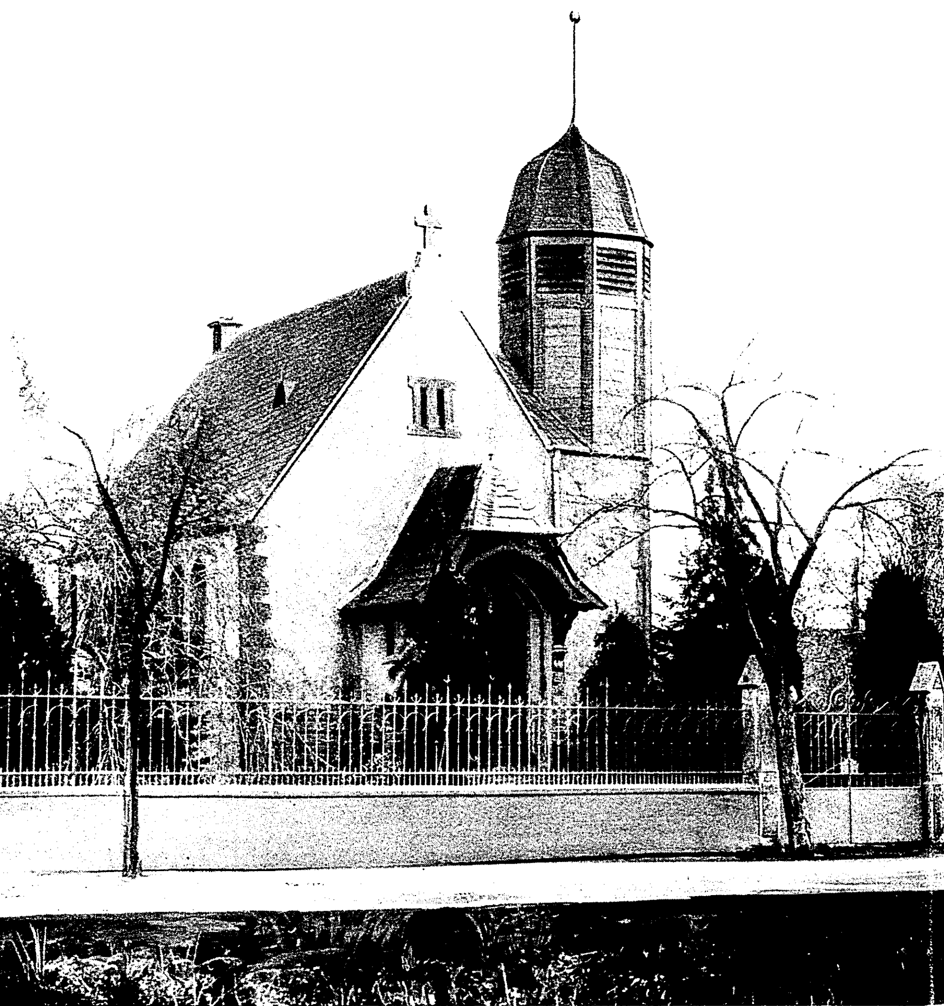


Die evangelische Kapelle in Amanweiler

prüfen. Die Wissenschaft ist unser Jungbrunnen; sie allein hält uns frisch, sie lehrt uns, der alten ewigen Wahrheit immer neue Seiten abgewinnen. Es ist Erweis der Wissenschaftlichkeit, daß man der Wissenschaft ihre Ergebnisse nicht vorschreibt, und Erweis der Glaubensgewißheit, daß man sich vor ihren Ergebnissen nicht fürchtet und einer gefahrdrohenden Forschung durch besseres und tieferes Forschen begegnet."

Diese trefflichen Worte Karl Hackenschmidts, eine Mahnung an die Mitglieder der Pastoralkonferenz in sich bergend, umschreiben eine wichtige Aufgabe, die jeder evangelischen Kirche gestellt ist. Sie muß darüber wachen, daß jener Zusammenhang zwischen Wissenschaftlichkeit und pfarramtlicher Betätigung nicht gelockert wird. Von hier aus ergibt sich auch das Interesse der Kirche an einem Pfarrernachwuchs, der des wissenschaftlichen Sinnes nicht entbehrt, von hier aus manche Sorge, die sich da einstellte, wo die Gewinnung eines mit gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüsteten und von wissenschaftlichem Streben erfüllten Pfarrerstandes gefährdet schien. So hat denn auch manche eingehende Aussprache zum Beispiel im Oberkonsistorium über die Leistungen und die Ausbildung der Theologiestudierenden und der Pfarramtskandidaten stattgefunden. Es machte allemal starken Eindruck, wenn die Prüfungen ein ungünstiges Ergebnis gehabt hatten. 1873 fielen von 3 2 Prüflinge und dann von 8 6 durch, 1874 von 9 5, 1887 von 9 4, 1889 von 13 9, 1888 bei der ersten Prüfung nach Einführung eines neuen Regulativ sämtliche 10! 1892 errechnete Dr. Höffel, daß, während bei den Medizinern nur 29 Prozent das Examen nicht bestanden, es bei den Theologen 45 Prozent seien. Woran lag die Schuld? An der Abschaffung der früher üblichen Semestralprüfungen? An zu hohen Anforderungen der Prüfungskommission? Daß diese mit der Zeit höher und recht streng wurden, war offensichtlich, wurde aber doch im allgemeinen nicht mißbilligt. „Es gilt auch als Ehre, in Straßburg bestanden zu haben." Und wurde nicht an der „Arbeitsuniversität" auch in anderen Fakultäten ein strenger Maßstab angelegt? War es Faulheit der Prüflinge? Lag es an mangelnder Zucht im Thomasstift? Oder daran, daß das Studium gewaltig an Umfang zugenommen hatte? Interessant äußerte sich dazu Professor Holtzmann 1890 im Oberkosistorium:

„Wer gearbeitet hat, wird bestehen, aber unter zwei Bedingungen. Er muß erstens eine gewisse Begabung mitbringen. Es ist ja schon vorgekommen, daß Theologen nicht aus eigenem Impuls, sondern auf anderer Zureden diesem Studium sich zugewendet haben, für welches sie nicht geeignet waren — und es ging nicht, auch wenn sie fleißig gearbeitet haben. Die zweite Bedingung aber ist die, daß der Studierende pflichttreu und vernünftig arbeite. Wir wollen keine Jugend erziehen, die immer nur über den Büchern sitzt; sie soll auch ihre Erholung haben. Die in dieser Richtung gemachten Bemerkun-



Die evangelische Kapelle in Amanweiler

prüfen. Die Wissenschaft ist unser Jungbrunnen; sie allein hält uns frisch, sie lehrt uns, der alten ewigen Wahrheit immer neue Seiten abgewinnen. Es ist Erweis der Wissenschaftlichkeit, daß man der Wissenschaft ihre Ergebnisse nicht vorschreibt, und Erweis der Glaubensgewißheit, daß man sich vor ihren Ergebnissen nicht fürchtet und einer gefahrdrohenden Forschung durch besseres und tieferes Forschen begegnet."

Diese trefflichen Worte Karl Hackenschmidts, eine Mahnung an die Mitglieder der Pastoralkonferenz in sich bergend, umschreiben eine wichtige Aufgabe, die jeder evangelischen Kirche gestellt ist. Sie muß darüber wachen, daß jener Zusammenhang zwischen Wissenschaftlichkeit und pfarramtlicher Betätigung nicht gelockert wird. Von hier aus ergibt sich auch das Interesse der Kirche an einem Pfarrernachwuchs, der des wissenschaftlichen Sinnes nicht entbehrt, von hier aus manche Sorge, die sich da einstellte, wo die Gewinnung eines mit gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüsteten und von wissenschaftlichem Streben erfüllten Pfarrerstandes gefährdet schien. So hat denn auch manche eingehende Aussprache zum Beispiel im Oberkonsistorium über die Leistungen und die Ausbildung der Theologiestudierenden und der Pfarramtskandidaten stattgefunden. Es machte allemal starken Eindruck, wenn die Prüfungen ein ungünstiges Ergebnis gehabt hatten. 1873 fielen von 3 2 Prüflinge und dann von 8 6 durch, 1874 von 9 5, 1887 von 9 4, 1889 von 13 9, 1888 bei der ersten Prüfung nach Einführung eines neuen Regulativ sämtliche 10! 1892 errechnete Dr. Höffel, daß, während bei den Medizinern nur 29 Prozent das Examen nicht bestanden, es bei den Theologen 45 Prozent seien. Woran lag die Schuld? An der Abschaffung der früher üblichen Semestralprüfungen? An zu hohen Anforderungen der Prüfungskommission? Daß diese mit der Zeit höher und recht streng wurden, war offensichtlich, wurde aber doch im allgemeinen nicht mißbilligt. „Es gilt auch als Ehre, in Straßburg bestanden zu haben." Und wurde nicht an der „Arbeitsuniversität" auch in anderen Fakultäten ein strenger Maßstab angelegt? War es Faulheit der Prüflinge? Lag es an mangelnder Zucht im Thomasstift? Oder daran, daß das Studium gewaltig an Umfang zugenommen hatte? Interessant äußerte sich dazu Professor Holtzmann 1890 im Oberkosistorium:

„Wer gearbeitet hat, wird bestehen, aber unter zwei Bedingungen. Er muß erstens eine gewisse Begabung mitbringen. Es ist ja schon vorgekommen, daß Theologen nicht aus eigenem Impuls, sondern auf anderer Zureden diesem Studium sich zugewendet haben, für welches sie nicht geeignet waren — und es ging nicht, auch wenn sie fleißig gearbeitet haben. Die zweite Bedingung aber ist die, daß der Studierende pflichttreu und vernünftig arbeite. Wir wollen keine Jugend erziehen, die immer nur über den Büchern sitzt; sie soll auch ihre Erholung haben. Die in dieser Richtung gemachten Bemerkun-

gen und Anspielungen auf das Stift sind nicht zutreffend. Die Führung im Stift ist nicht zu lax... Was vielen fehlt, das ist die Kunst der Zeiteinteilung, der Zeitausnützung, nulla dies sine linea. In dieser ernsten Zeit, wo der Kampf ums Dasein jeden zum Aufbieten seiner ganzen Kraft nötigt, da muß auch der Student sich zusammennehmen und das Ziel, auf das er lossteuert, nicht aus den Augen verlieren. Er mag jeden Tag einige Zeit der Erholung widmen; ebenso muß aber auch an jedem Tag eine bestimmte Zeit ernster Arbeit geweiht sein. Für das gemütliche Wesen, für das bequeme, lässige Sichgehenlassen ist kein Raum mehr im Leben. Deshalb muß auch der Student bewußt seine Zeit gewissenhaft ausfüllen, vernünftig arbeiten; dann wird ihm auch die Schlußprüfung keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten."

Auch andere Mißstände erregten berechtigte Kritik, so das viele Predigen von Studenten, „um honoriert zu werden". Da wurde ja „jener Geistesrichtung Vorschub geleistet, welche das Amt ansieht als eine zu melkende Kuh". Und das Niveau dieser Predigten? „Man hat oft wahrgenommen, daß gerade diejenigen, welche am meisten gepredigt hatten, in der Examenspredigt am schlechtesten bestanden." Auch die Einrichtung der Probepredigt der Kandidaten blieb nicht unbeanstandet. War diese nicht vielleicht abgeschrieben? Oder legte sie „nicht wenigstens von fleißigem Quellenstudium Zeugnis ab?" Merkwürdigerweise hingegen ließ sich niemals eine Stimme der Kritik an dem Brauche vernehmen, Studenten der Theologie zur Aushilfe bei der Austeilung des heiligen Abendmahls an den Festtagen in die Gemeinden abzuordnen, wiewohl doch hier eine unevangelische, klerikalisierende Vorstellung deutlich durchschimmerte. Schlimm war es, daß durch die unzureichenden Pensionen der Ruheständler hochbetagte, so gut wie arbeitsunfähige Pfarrer genötigt wurden, im Amte zu bleiben, und die den ihnen dann zugewiesenen Vikaren zugemuteten Leistungen über deren Kraft gehen mußten. Mit der Besserung des Besoldungswesens ließ dieser Notstand nach. Viele Unzulänglichkeiten wurden 1887 durch ein neues Regulativ über die Befähigung zur Anstellung im Pfarramt behoben. Die Einführung des zweiten theologischen Examens ging auf Professor Nowack zurück.

Einen Besitz, um den manche andere Landeskirche und manche andere theologische Fakultät Straßburg beneiden konnte, bedeutete das „Theologische Studienstift Collegium Wilhelmitanum" (gegr. 1544), an dessen Spitze Bronner, Erichson, Anrich, Schweitzer und Wehrung standen. Blieb beiden Landeskirchen dauernd ein Predigerseminar versagt, so hatten sie hier eine große, freilich wohl nicht immer restlos ausgenützte Chance der Einwirkung auf die künftige Pfarrerschaft, wobei nicht bloß die Persönlichkeit des Stiftsdirektors und seine erzieherischen Fähig-

keiten sehr in die Waagschale fielen, sondern auch der Dienst gegenseitiger Erziehung, den die Stiftler (unter ihnen neben den Alteinheimischen viele Altdeutsche) einander leisten konnten, wie das Professor Ed. Reuß einmal in einer seiner Reden an Theologiestudierende ausgeführt hat:

„Ich gebe Ihnen zu bedenken, daß Sie hier, gleichsam als Brüder des gemeinsamen Lebens, wie sich vor langen Jahrhunderten in unserem Vaterlande diejenigen nannten, denen das Heil ihrer Seele und der Kirche das Höchste war, sich selbst als Miterzieher Ihrer Kommilitonen zu betrachten haben, als mitverantwortlich für deren sittlichen und geistlichen Fortschritt. Jeder ältere namentlich mag sich betrachten als den akademischen Vormund eines jüngeren. Die Jugend ist an sich gelehrig und zur Nachahmung geneigt. Der Segen dieses Hauses, welches die Frömmigkeit und Milde der Vorfahren gestiftet, beruht also, nächst Gott, am meisten auf denen, welche den besten Einfluß auf die anderen gewinnen können."

Ein nicht zu unterschätzender Vorteil der Straßburger theologischen Ausbildung gegenüber der in mancher Universität mit einer nach Hunderten zählenden Schar von Theologiestudierenden lag auch in der relativen „Kleinheit" der Fakultät. Die Zahl von 100 ist nur selten wesentlich überschritten worden. So bestand ganz anders die Möglichkeit persönlicher Fühlung zwischen Lehrer und Schüler. Von ihr ist reichlicher Gebrauch gemacht worden, natürlich je nach Veranlagung der Professoren in verschiedenem Maße. Nicht jeder war so zum Führer der theologischen Jugend geschaffen wie Reuß und Baum, Spitta und Ficker. Manchem konnte man wohl anmerken, daß er allerlei Hemmungen im ungezwungenen Verkehr mit seinen Studenten zu überwinden hatte. Aber sie zählen doch nach Hunderten, die einstigen Straßburger Studenten der Theologie, die gerade diese menschlichen Beziehungen, die ihre Lehrer auf der Universität mit ihnen anknüpften, ihr ganzes Leben hindurch als großes Geschenk empfunden haben.

Daß die Ausbildung in der Theologie nicht mit der Ablegung der zweiten theologischen Prüfung abgeschlossen sein durfte, daß auch der Pfarrer sich noch um seine wissenschaftliche Fortbildung zu kümmern habe, ist eine Wahrheit, deren Mißachtung in der Praxis zwar nicht ganz selten war, die sich aber dann auch immer irgendwie an dem Pfarrer wie an seiner Gemeinde gerächt hat. Und es fehlte glücklicherweise nicht an Einrichtungen, die als Pflegestätten wissenschaftlichen Sinnes in der Pfarrwelt ihren großen Wert besaßen. Für die erste Zeit war bedeutsam die 1828 gegründete Theologische Gesellschaft, die für Ed. Reuß nach seinem eigenen Geständnis den Mittelpunkt seines Wirkens bildete und Theologen verschiedener Richtungen vereinigte. Sie schloß ihre Pforten am Tage ihrer zweitausendsten Sitzung, am 12. Februar 1886. Die Liberalen hatten ihr „Baumkränzel", die Luthe-

raner ihre Hagenauer Konferenz, die Positiven ihre „Theologische Konferenz", die „Modernen" ihren Wissenschaftlichen Predigerverein, die Lothringer Pfarrer mit ihren Amtsbrüdern im angrenzenden Saargebiet ihre Pfarrkonferenz für Lothringen und das Saargebiet. Dazu kamen Zusammenschlüsse in den einzelnen Konsistorien, und wie manches Pfarrkränzchen behandelte regelmäßig irgendeinen Gegenstand aus dem theologischen und kirchlichen Leben! Alle diese Zellen der Pflege der Theologie und der praktischen Weiterbildung übertraf aber an Bedeutung für das gesamte kirchliche Leben die 1834 gegründete Straßburger Pastoralkonferenz. Sie hatte nur einen Fehler: daß auch hier die konfessionellen Lutheraner abseits blieben, und es zu einer Zusammenfassung aller Kräfte nicht kam.

Aus der Vielheit aller dieser Vereinigungen erklärt es sich wohl, daß der da und dort auftauchende Gedanke der Einrichtung von theologischen Ferienkursen nicht in die Praxis umgesetzt wurde, wiewohl solche Kurse sicher ihre selbständige Bedeutung gegenüber dem, was man von alters her besaß, hätten gewinnen können. Es hätte hier auch die Möglichkeit eines gewissen Korrektivs bestanden gegenüber einem zu starken Uebergewicht des Historischen über das Systematische. Hier lag eine Schwäche der Straßburger theologischen Ausbildung, die nicht restlos mit der damaligen Entwicklung der theologischen Wissenschaft entschuldigt und begründet werden kann.

13. Die Kirche im Krieg

Das Grenzland Elsaß-Lothringen erlebte während des Weltkrieges auch im kirchlichen Leben seiner evangelischen Bevölkerung seine besonderen Bedrängnisse. In der Kirche A. K. konnte über ein Fünftel der Pfarrstellen nicht ordnungsmäßig besetzt werden, die meisten dieser Pfarreien überhaupt nicht. Der reformierten Kirche erging es wohl nicht besser. Durch die zunehmende Einschränkung des Bahnverkehrs, durch die militärischen Sperren, die nicht selten die Hauptgemeinde von den Filialen trennten, ergaben sich Schwierigkeiten für den pfarramtlichen Dienst. Im Oberelsaß sank die Kirche von Münster in Trümmer und Asche, andere gottesdienstliche Stätten wurden zu militärischen Zwecken gebraucht. Räumungsbefehle zerstreuten in Zeiten besonderer Gefahr die Gemeindeglieder in alle Himmelsrichtungen. „Durch den Wegzug vieler elsässischer und der meisten altdeutschen Familien ist das ganze kirchliche Leben in Unordnung geraten", wurde 1915 aus dem Mülhäuser Diasporagebiet berichtet. „Seit Beginn des Krieges ist kein Pfarrer mehr im Thanner und im Masmünstertal." Die stete Fliegergefahr wirkte sich an einigen Orten, wie zum Beispiel in Metz, auch im kirch-

lichen Leben sehr empfindlich aus. Namentlich an sternklaren Abenden war der Kirchgang mit ernster Lebensgefahr verbunden. Das kirchliche Vereinsleben geriet ins Stocken, ja wurde größtenteils ganz lahmgelegt. Die väterliche Zucht fehlte in den Familien. Der Vater stand ja draußen im Felde. Die Jugend bedurfte besonders ernstlicher und liebevoller Betreuung. Aber ihre Helfer und Freunde waren durch den Kriegsdienst ferngehalten. Wie viele tüchtige Lehrer wurden schmerzlich entbehrt!

Eine Fülle neuer Aufgaben erwuchs den P f a r r e r n und mutete ihnen Außerordentliches zu: zu den üblichen Gottesdiensten die Abhaltung von Feldgottesdiensten, Kriegsbetstunden, Lazarettseelsorge (die Militärpfarrer konnten allein diese Arbeit nicht bewältigen), Flüchtlingsseelsorge, gesteigerte Seelsorge in der Gemeinde, Briefwechsel mit den im Felde stehenden Gemeindegliedern, Hilfe in der Fürsorge für Kriegswitwen und -waisen, Mitwirkung in der Tätigkeit des Roten Kreuzes, auch bei den Jugendwehren, Einschaltung in die Bemühung um Linderung der wirtschaftlichen Nöte, Regelung der Brotfrage, Beschaffung von Lebensmitteln, Einwirkung auf rechtzeitige Einbringung der Ernte und Bestellung der Felder, richtige Verteilung der Arbeit auf die vorhandenen Arbeitskräfte, Regelung des Kreditwesens, Armenpflege, Stellenvermittlung für Kriegsbeschädigte, Werbung für Kriegsanleihen usw. Und in all der gesteigerten unvermeidlichen Betriebsamkeit sollte sich der Pfarrer doch nicht nur durch Vielgeschäftigkeit hervortun, sondern durch die seelischen Kräfte, die von ihm ausgingen, als ein Führer erweisen, bei dem Mutlose Mut, Verzagte Freudigkeit, Leichtfertige Gewissensernst, Zweifelnde Glaubenskraft spürten. War nicht offenkundig, daß diese Jahre heranreifender großer Entscheidungen im Völkerleben, da es ging „durch Krieg und große Schrecken, die alle Welt bedecken“, für unzählige auch Zeiten schwerer religiöser Krisis bedeuteten? Welche Verantwortung für die Diener des Evangeliums!

Was von K i r c h e n b e h ö r d e n geschah, nicht nur durch Verwaltungsmaßnahmen, sondern auch durch ein aufmunterndes und mahnendes seelsorgerliches Wort, war würdig und gut. Das sonst ziemlich wortkarge Direktorium erließ am 1. Februar 1915 eine lange Kundgebung an die Pfarrer über die Aufgaben des geistlichen Amtes, von dem Wunsche erfüllt, „daß die neue Zeit auch innerlich erneute Menschen vorfindet“.

„Besonders wirksam wird der Geistliche die Herzen fassen können, wenn er jetzt seines Amtes als Tröster in Treue waltet, als Tröster in der allgemeinen großen Not, als Tröster in dem schweren Leid, das der Krieg so vielen einzelnen bringt. Eine mutige, aus den Verheißungen der Schrift ihre Zuversicht schöpfende Haltung des Pfarrers wird die ganze Gemeinde heben und stärken.“

Ebenso würdig gehalten war eine Kundgebung der Reformierten Synode vom 8. November 1916, den kriegsgeschädigten Gemeinden Anteilnahme aussprechend, den kämpfenden Gemeindegliedern Bewunderung und Dank zollend, den Hinterbliebenen der Gefallenen Mitgefühl bekundend, allen ohne Unterschied die Mahnung zurufend, sich ohne Murren in die Zeit zu schicken. Die Kundgebung schloß mit einem Worte Karl Hackenschmidts:

Es muß aus Tränen und Mühen
eine Freudenernte erblühen.

Der Präsident des Metzer Konsistoriums Fritz Hoffet bezeugte beim Scheiden von seinem Amte (1916):

„Der Krieg hat an die Gemeinden und deren Seelsorger neue Aufgaben gestellt. Allenthalben sind sie mit Aufopferung ausgeführt worden. Ein Geist der Hingabe und des bereitwilligen Mitwirkens erfaßte die Gemüter und machte sie erfinderisch, um neue Mittel und Wege zur Linderung der Notstände zu schaffen. Ohne bleibenden Segen wird diese gemeinsame Arbeit, die über den Rahmen der konfessionellen und kirchlichen Liebestätigkeit hinausging, für unsre Gemeinden nicht bleiben können."

Daß die Pfarrer in „weitgehendem Maße — oft bis an die Grenze ihrer Kraft, ja darüber hinaus — ihren Pflichten gegen Gott, Kirche und Vaterland in der abgelaufenen Kriegszeit gerecht geworden sind", wurde ihnen auch in einer Kundgebung des Direktoriums vom 25. Juli 1916 ausgesprochen. Kennzeichnend war für diese behördlichen Verlautbarungen, daß neben Dank und Bitte nicht die Mahnung zur Selbstbesinnung fehlte. So hieß es in der letzten Kundgebung des Direktoriums vom 22. Juli 1918:

„Unsere Herzen sind auch voll Bußernstes bei dem Gedanken an die Schuld, welche die Christenheit, die Völker und die einzelnen in dieser Prüfungszeit auf sich geladen haben."

Wie hat nun die Bevölkerung auf diese Bemühungen um religiöse Vertiefung des Kriegserlebnisses reagiert? Welche innere Haltung hat sie eingenommen? Worin war diese begründet?

Es gilt zunächst, sich darüber klarzuwerden, daß die seelische Belastung, die der Krieg dem Grenzland bereitete, unendlich viel größer war, als in den in Deutschlands Mitte gelegenen Gebieten. Wieviel drohender war hier die ständige Gefahr, Kriegsschauplatz zu werden, der ja einzelne Teile des Oberelsaß und Lothringens nicht entgingen! Was das bedeutet hätte, wenn etwa das Elsaß das Schicksal Nordfrankreichs erlebt hätte, das konnte sich ja jeder ausmalen. Da man aber, je länger der Krieg dauerte und je erfolgreicher eine geheime französische Propaganda den von der deutschen Regierung genährten Glauben an ein für Deutschland günstiges Kriesende zu erschüttern

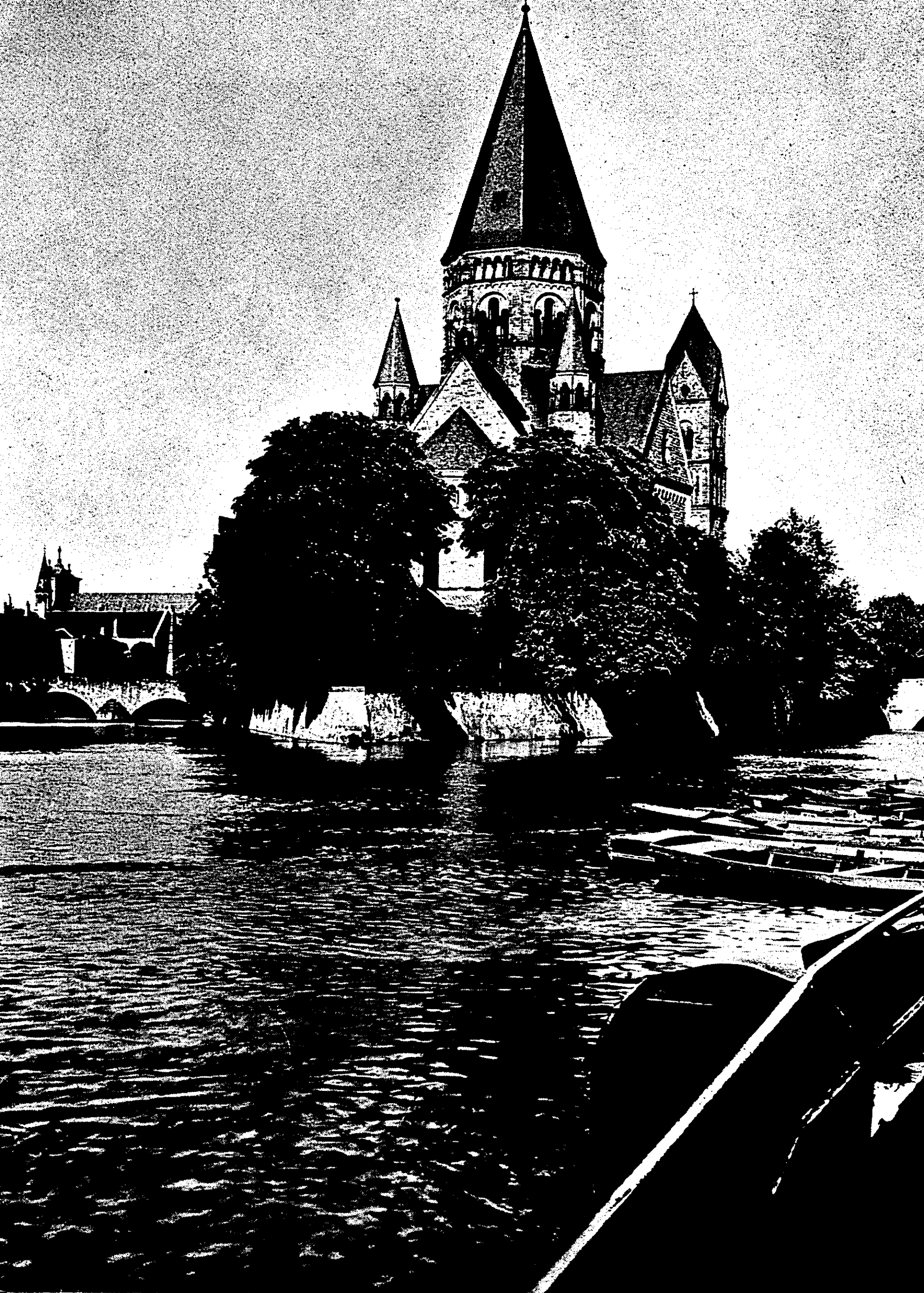
verstand, mit solcher Möglichkeit immer ernsthafter rechnete, wurde die Unsicherheit über das, was der Krieg der Heimat noch an schweren Heimsuchungen bringen würde, drückender und quälender. Immer schärfer schieden sich aber auch die Geister, ob eine Aenderung in der Zugehörigkeit des Landes zu Deutschland zu wünschen oder zu befürchten sei, ob man daher unvermeidliche Nöte eines Landes, auf dessen Boden die Kriegsfurie sich austobt, als Durchgangsstadium zu einer zu begrüßenden Loslösung von Deutschland in Kauf zu nehmen habe, oder ob man alles tun und erleiden solle, um solches Schicksal von der Heimat abzuwenden. Je länger sich der Krieg hinzog, um so mehr verschlechterte sich die Stimmung für Deutschland. Nicht nur die nationale Hochstimmung, die weite Kreise auch der einheimischen Bevölkerung bei Kriegsbeginn ergriffen hatte, war längst abgeflaut (das war sie natürlich überall), und keine deutschen Siege führten mehr zu Erlebnissen von jener Wucht empor. Wenn in den ersten Kriegsmonaten die kirchlichen Kollekten für das von den Russen heimgesuchte Ostpreußen fast dieselbe Höhe erreichten wie Kollekten für elsässische Landsleute, so war das der Ausdruck einer Gesinnung, die mehr und mehr nachließ. Immer drückender wurden all die Eingriffe in das private Leben, all die Bedrängnisse von Handel und Wandel, die steigende Teuerung, all die Unterordnung des ganzen Lebens unter die militärischen Interessen empfunden. Vor allem aber erregten die Mißgriffe militärischer Stellen, die dort in Erscheinung tretende Unfähigkeit psychologischen Verständnisses für die seelische Lage des Volkes viel böses Blut. Erprobte altdeutsche Beamte der Zivilverwaltung, seit Jahrzehnten vertraut mit elsässischem und lothringischem Wesen, rangen die Hände über die zahllosen Fehlgriffe, erkannten ihre folgenschwere Bedeutung, waren aber machtlos. Mars regierte die Stunde. Das Militär herrschte, und nicht bloß mit all den hervorragenden Fähigkeiten des deutschen Offizierkorps, sondern auch mit all den Schranken, die militärischer Denkweise nicht bloß in Deutschland anhaften. Das alles war Wasser auf die Mühlen der französischen Propaganda. So wurde die politische Stimmung immer uneinheitlicher. Von einer gemeinsamen Auffassung über das, was man als Ergebnis des furchtbaren Ringens für die Heimat erhoffte, war in vielen Gemeinden immer weniger die Rede. Auch innerhalb der Pfarrerschaft gingen Wandlungen vor sich. Die bei Kriegsbeginn nur kleine Minderheit der französisch Gesinnten hörte auf, eine kleine Minderheit zu sein. Alle Schattierungen nationaler Gesinnung waren hier vertreten von dem vor Kriegsausbruch wegen einer Ansprache bei den Gedenkfeiern des Souvenir français auf den Metzer Schlachtfeldern von 1870—71 mit einem Verweis und wegen deutschfeindlichen Verhaltens während

des Krieges mit zweijähriger Enthebung vom Amte bestraften D. Gerold bis hin zu D. Hackenschmidt, der wie einst 1870, mit dem flammenden Pathos deutsch-vaterländischer Gesinnung auch jetzt als Dichter, Prediger und Schriftsteller sich zu Deutschland bekannte. Natürlich bedeutete die Gegensätzlichkeit politischer Gesinnung eine schwere Belastung für das Gemeindeleben. Unheilvoll für das sittliche Leben wirkten sich die im Interesse der Ernährung getroffenen Verfügungen aus, insofern ihre pünktliche Beachtung schließlich auch sehr gewissenhaften Menschen als unerträgliche Zumutung erschien. Wenn damals das Witzwort im Umlauf war, daß man im künftigen Deutschland nur noch zweierlei Gebäude bauen würde, einmal Gefängnisse für diejenigen, die diese behördlichen Bestimmungen übertreten hätten, und sodann Irrenhäuser für diejenigen, die sie alle beachtet hätten, so wurde damit doch ein sehr wunder Punkt der Volkssittlichkeit berührt. Besonders war auch das „Hamstern" eine sehr demoralisierende Erscheinung. Daß auch auf sexuellem Gebiet der Weltkrieg wie jeder Krieg Verwüstungen mit sich brachte, versteht sich von selbst.

Was schließlich dazu führte, daß gegen Kriegsende Präsident Freiherr von der Goltz bekennen mußte: „Wir erleben in unserem Volke einen Niedergang des religiösen und sittlichen Gefühls, wie wir ihn nach dem Aufstieg am Anfang nicht für möglich gehalten hätten", war aber die Dauer des Krieges. Das Fazit wäre ohne Zweifel ein ganz anderes gewesen, hätten etwa ein Jahr nach Beginn die Friedensglocken geläutet. So aber brachte der Krieg denen, die so etwas wie sittliche Wiedergeburt erhofften, grausame Ernüchterung, wenn auch neben den Schattenseiten die Lichtseiten durchaus nicht fehlten. Was dem Tieferblickenden deutlich wurde, war die Wahrheit des Jesuswortes: „Wer da hat, dem wird gegeben werden, und wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen werden." (Matth. 25, 29.) Treffend hat ein genauer Kenner der Volksseele sein Urteil 1918 dahin abgegeben:

„Diejenigen, welche schon in Friedenszeiten ernst, tüchtig, gewissenhaft, treu und gut waren, sind dies in noch höherem Maße jetzt im Krieg und bringen all die Vorzüge ihres Wesens jetzt in der Feuerprobe unseres Volkstums ganz anders zur Geltung als in ruhigen Friedenszeiten. Aber andererseits macht der Krieg die unsicheren Elemente oder die bereits verkommenen Menschen durch das Wegfallen von allerlei Hemmnissen zur Bekundung gemeiner Gesinnung noch roher, gewissenloser, unsittlicher, als sie vorher schon waren."

Daß aber in jener „Feuerprobe" viel Gold eines vom Schöpfer mit reichen Gaben bedachten Volkstums schließlich bewährt erfunden wurde, dazu hat auch die evangelische Kirche in jenen schicksalsschweren Jahren ihren Beitrag geleistet.



Die neue evangelische Kirche in Metz

des Krieges mit zweijähriger Enthebung vom Amte bestraften D. Gerold bis hin zu D. Hackenschmidt, der wie einst 1870, mit dem flammenden Pathos deutsch-vaterländischer Gesinnung auch jetzt als Dichter, Prediger und Schriftsteller sich zu Deutschland bekannte. Natürlich bedeutete die Gegensätzlichkeit politischer Gesinnung eine schwere Belastung für das Gemeindeleben. Unheilvoll für das sittliche Leben wirkten sich die im Interesse der Ernährung getroffenen Verfügungen aus, insofern ihre pünktliche Beachtung schließlich auch sehr gewissenhaften Menschen als unerträgliche Zumutung erschien. Wenn damals das Witzwort im Umlauf war, daß man im künftigen Deutschland nur noch zweierlei Gebäude bauen würde, einmal Gefängnisse für diejenigen, die diese behördlichen Bestimmungen übertreten hätten, und sodann Irrenhäuser für diejenigen, die sie alle beachtet hätten, so wurde damit doch ein sehr wunder Punkt der Volkssittlichkeit berührt. Besonders war auch das „Hamstern" eine sehr demoralisierende Erscheinung. Daß auch auf sexuellem Gebiet der Weltkrieg wie jeder Krieg Verwüstungen mit sich brachte, versteht sich von selbst.

Was schließlich dazu führte, daß gegen Kriegsende Präsident Freiherr von der Goltz bekennen mußte: „Wir erleben in unserem Volke einen Niedergang des religiösen und sittlichen Gefühls, wie wir ihn nach dem Aufstieg am Anfang nicht für möglich gehalten hätten", war aber die Dauer des Krieges. Das Fazit wäre ohne Zweifel ein ganz anderes gewesen, hätten etwa ein Jahr nach Beginn die Friedensglocken geläutet. So aber brachte der Krieg denen, die so etwas wie sittliche Wiedergeburt erhofften, grausame Ernüchterung, wenn auch neben den Schattenseiten die Lichtseiten durchaus nicht fehlten. Was dem Tieferblickenden deutlich wurde, war die Wahrheit des Jesuswortes: „Wer da hat, dem wird gegeben werden, und wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen werden." (Matth. 25, 29.) Treffend hat ein genauer Kenner der Volksseele sein Urteil 1918 dahin abgegeben:

„Diejenigen, welche schon in Friedenszeiten ernst, tüchtig, gewissenhaft, treu und gut waren, sind dies in noch höherem Maße jetzt im Krieg und bringen all die Vorzüge ihres Wesens jetzt in der Feuerprobe unseres Volkstums ganz anders zur Geltung als in ruhigen Friedenszeiten. Aber andererseits macht der Krieg die unsicheren Elemente oder die bereits verkommenen Menschen durch das Wegfallen von allerlei Hemmnissen zur Bekundung gemeiner Gesinnung noch roher, gewissenloser, unsittlicher, als sie vorher schon waren."

Daß aber in jener „Feuerprobe" viel Gold eines vom Schöpfer mit reichen Gaben bedachten Volkstums schließlich bewährt erfunden wurde, dazu hat auch die evangelische Kirche in jenen schicksalsschweren Jahren ihren Beitrag geleistet.



Die neue evangelische Kirche in Metz



Das evangelische Gemeindehaus in Metz

C Köpfe

Alle Geistesgeschichte redet von der Macht nach Verwirklichung ringender Gedanken, aber auch von der Kraft menschlicher Persönlichkeiten. Wir haben uns in unserer Darstellung bemüht, auch diesem letzteren Gesichtspunkte gerecht zu werden, so sehr uns vor allem daran lag, die Linien geschichtlicher Entwicklung nachzuzeichnen. Es erscheint uns nun aber doch nicht überflüssig, nach der Seite des Persönlichen eine kleine Nachlese zu halten. Dieser seien von vornherein klare Schranken gezogen. Wer noch unter den Lebenden weilt, soll in diesem Schlußkapitel unerwähnt bleiben. Was im Vorhergehenden von Persönlichkeit und Arbeitsleistung einzelner berichtet wurde, soll nicht wiederholt werden. Aber wir können uns auch mit diesen Einschränkungen nicht unterfangen, alle diejenigen im Bilde vorzuführen, die in dem von uns dargestellten Abschnitt der Kirchengeschichte eine bedeutsame Rolle gespielt haben. Es fließen die Quellen, soweit sie dem Verfasser zugänglich waren, zu einem auch nur skizzenhaft hingeworfenen Charakterbild zu spärlich. In der Nichterwähnung von Persönlichkeiten sei daher keinerlei Bewertung, vor allem keinerlei Unterbewertung ihres Wirkens gesehen. Auf Verständnis aber hofft der Verfasser rechnen zu dürfen, wenn er mit Vorliebe im folgenden sich solchen Männern zugewandt hat, die für ihn ein Stück Lebenserinnerung bedeuten.

Eine führende Persönlichkeit hatte die Zeit vor 1870 in Johann Friedrich Bruch (1792—1874) besessen. „Wer da weiß, was es heißt, protestantische Theologen zusammenzuhalten zu einmütigem Verkehr und Handeln, und ihnen den Boden, auf welchem sie sich verstehen können und gegenseitig achten und unterstützen, als den vor allem aufzusuchenden und zu betretenden zu empfehlen, der wird auch mit unbemäkelter Anerkennung der Milde, der Ruhe, der Klarheit gedenken, mit welcher Bruchs Geist vierzig Jahre lang unter uns gewaltet hat." So bekannte kein geringerer als Eduard Reuß von dem als Lehrer und Prediger, als Kirchenpolitiker, kirchlicher Verwaltungsmann und Schriftsteller so vielseitig tätigen „letzten Kirchenvater des Elsaß". Er mußte der letzte bleiben. Das geistige Leben differenzierte sich nachher so stark, daß es schon ein Genie hätte sein müssen, wenn einer in der Folgezeit eine ähnliche Rolle gespielt hätte wie einst Bruch. Ein solches Genie wurde dem Elsaß aber nicht geschenkt, auch kein Kirchenführer, der für seine Heimatkirche das bedeutet hätte, was etwa ein Umbeck und Hackenberg für die rheinische Kirche, ein Helbing für die badische, ein Bezzel für die bayrische auf bestimmten Wegstrecken dieses Zeitraumes bedeutet haben.



Das evangelische Gemeindehaus in Metz

C Köpfe

Alle Geistesgeschichte redet von der Macht nach Verwirklichung ringender Gedanken, aber auch von der Kraft menschlicher Persönlichkeiten. Wir haben uns in unserer Darstellung bemüht, auch diesem letzteren Gesichtspunkte gerecht zu werden, so sehr uns vor allem daran lag, die Linien geschichtlicher Entwicklung nachzuzeichnen. Es erscheint uns nun aber doch nicht überflüssig, nach der Seite des Persönlichen eine kleine Nachlese zu halten. Dieser seien von vornherein klare Schranken gezogen. Wer noch unter den Lebenden weilt, soll in diesem Schlußkapitel unerwähnt bleiben. Was im Vorhergehenden von Persönlichkeit und Arbeitsleistung einzelner berichtet wurde, soll nicht wiederholt werden. Aber wir können uns auch mit diesen Einschränkungen nicht unterfangen, alle diejenigen im Bilde vorzuführen, die in dem von uns dargestellten Abschnitt der Kirchengeschichte eine bedeutsame Rolle gespielt haben. Es fließen die Quellen, soweit sie dem Verfasser zugänglich waren, zu einem auch nur skizzenhaft hingeworfenen Charakterbild zu spärlich. In der Nichterwähnung von Persönlichkeiten sei daher keinerlei Bewertung, vor allem keinerlei Unterbewertung ihres Wirkens gesehen. Auf Verständnis aber hofft der Verfasser rechnen zu dürfen, wenn er mit Vorliebe im folgenden sich solchen Männern zugewandt hat, die für ihn ein Stück Lebenserinnerung bedeuten.

Eine führende Persönlichkeit hatte die Zeit vor 1870 in Johann Friedrich Bruch (1792—1874) besessen. „Wer da weiß, was es heißt, protestantische Theologen zusammenzuhalten zu einmütigem Verkehr und Handeln, und ihnen den Boden, auf welchem sie sich verstehen können und gegenseitig achten und unterstützen, als den vor allem aufzusuchenden und zu betretenden zu empfehlen, der wird auch mit unbemäkelter Anerkennung der Milde, der Ruhe, der Klarheit gedenken, mit welcher Bruchs Geist vierzig Jahre lang unter uns gewaltet hat." So bekannte kein geringerer als Eduard Reuß von dem als Lehrer und Prediger, als Kirchenpolitiker, kirchlicher Verwaltungsmann und Schriftsteller so vielseitig tätigen „letzten Kirchenvater des Elsaß". Er mußte der letzte bleiben. Das geistige Leben differenzierte sich nachher so stark, daß es schon ein Genie hätte sein müssen, wenn einer in der Folgezeit eine ähnliche Rolle gespielt hätte wie einst Bruch. Ein solches Genie wurde dem Elsaß aber nicht geschenkt, auch kein Kirchenführer, der für seine Heimatkirche das bedeutet hätte, was etwa ein Umbeck und Hackenberg für die rheinische Kirche, ein Helbing für die badische, ein Bezzel für die bayrische auf bestimmten Wegstrecken dieses Zeitraumes bedeutet haben.

Anders steht es mit den führenden Gestalten auf dem Gebiete wissenschaftlicher Theologie. Natürlich war ihr Herrschaftsgebiet in der Theologenwelt eines Landes begrenzt, dem jede Uniformierung des theologischen Denkens, etwa nach der Art von Mecklenburg, weltenfern lag. Immerhin: wenn Jahrzehnte hindurch die Neigung zu historisch-kritischer Arbeit, mochte sie sich nun der Bibel oder Abschnitten der Kirchengeschichte zuwenden, stärker wohl als der Drang zu systematischem Denken, in der Pfarrwelt sich lebhaft auswirkte, so war dies z. T. Reußsches Erbe. Nicht bloß, weil der Gelehrte Eduard Reuß (1804—1891) ein Meister auf diesem Gebiete gewesen ist, sondern weil ihm eine pädagogische Virtuosität eignete, eine seltene Gabe lebendiger Uebermittlung in einer dem Geist und Verständnis des Schülers angepaßten Form. Seiner Liebe zur Jugend und der erzieherischen Weisheit, die in ihm war, hat Reuß in seinen Reden an Theologiestudierende ein Denkmal gesetzt. Ihnen schickte er folgendes Gedicht voraus:

An die Jünger.

Abwärts zieh'n die Lebenstage:
Meiner Zeit verklung'ne Sage,
Lob und Tadel, Wunsch und Klage,
Schlafen bald einst mit mir ein.
Was ich war — ein Sohn des Falles;
Was ich wollte — vieles, alles:
Eitle Worte leeren Schalles.
Was ich tat, wird wenig sein.
Meiner Reden Frühlings-Saaten
(Reiften sie wohl euch zu Taten?)
Will ich denen, die mir nahten,
Noch zum Scheidegruße weihn.
Sind es gleich geringe Gaben,
Liegt doch hier mein Herz begraben:
Wer es findet, soll es haben.
Nehmt und lest und denket mein!

Wie bescheiden, nüchtern und — fromm der große Forscher von den Grenzen menschlichen Wirkens dachte, erhellt aus diesen Reden:

„Wärst du ein Prophet, wie Mose war, und hättest dein Israel durch die Wüste geführt und es zeitlebens mit Manna gespeist und getränkt aus dem lebendigen Brunnen des Felsens, geadelt durch das Murren des Pöbels und angestaunt von der Nachwelt, — höher kommst du doch nicht als auf die Spitze des Berges Nebo, von wo der Herr dich das Gelobte Land aus der Ferne schauen läßt: Deinen Fuß setzest du hinieden nimmer hinein."

Im Suchen nach der Wahrheit ward ihm ganz deutlich, daß sie nicht bestehen kann „in dem Erkalten des Gemütes, in dem Despotismus des Zweifels, in der schwindelnden Erhebung der Vernunft, auf der

einsamen Gletscherhöhe der Abstraktion, wo der Fuß über Abgründen zittert und das Schneelicht mit Blindheit droht".

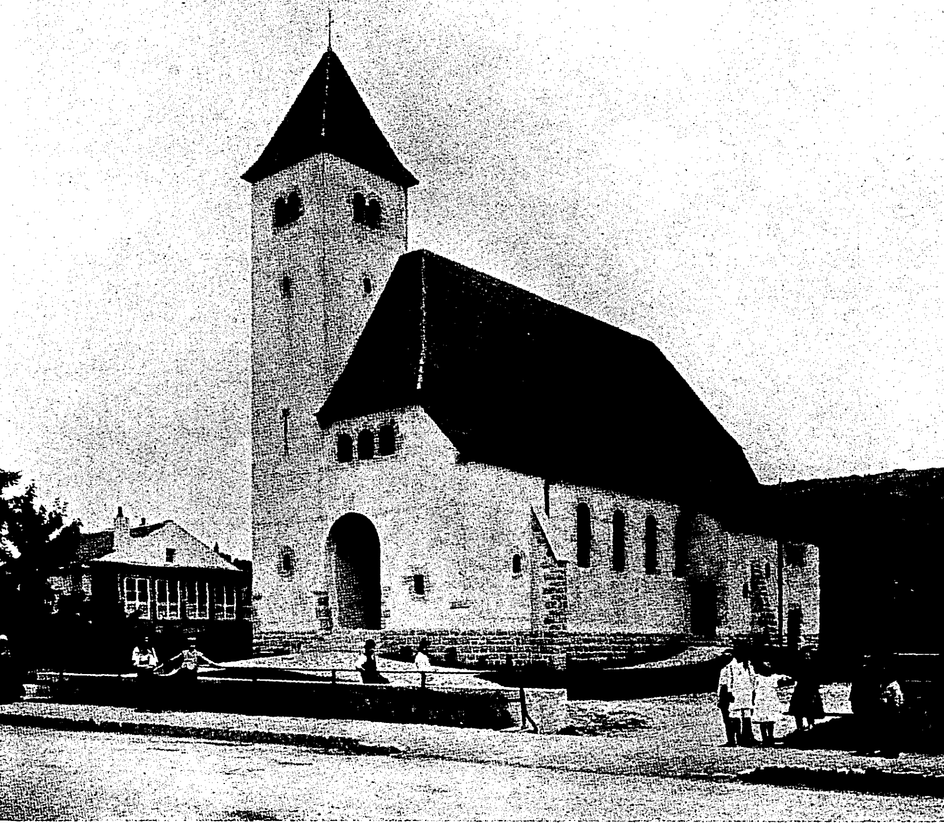
Und demütig bekannte Reuß, „daß wir selber unablässig an dem Baue stören, den wir aufführen sollen, daß wir unser Holz und Stroh zwischen die Werkstücke schieben und die Risse und Wetterschäden mit verschulden, welche ihm zuletzt vielleicht den Einsturz drohen".

Festgehalten zu werden verdient, wie Reuß über seinen Freund und Kollegen Johann Wilhelm Baum (1809—1878) urteilte: „Baum ist ein edler, gerader Charakter, ein Mensch, wie ich sie gern habe, ein Mensch, an den ich glaube (ich glaube wenig an Menschen, besonders in dieser Zeit religösen Schwankens), ein deutsches, mutiges Herz, geistreich, wissenschaftlich, frisch und der Fraubaserei gram." Auch Baum's ihn lange überlebende Gattin († 1910), die mütterliche Freundin und Beraterin so vieler Studenten, war eine so hervorragende Frau, daß sie in diesem Buche nicht ungenannt bleiben darf. Durch die ungemeine Regsamkeit ihres vielseitigen Geistes und durch die charaktervolle Bestimmtheit ihres Wesens war sie Baum's würdige Lebensgefährtin.

Viel innere Verwandtschaft bestand zwischen Reuß und Heinrich Julius Holtzmann (1832—1910). Und wenn Reuß sich getragen fühlen durfte von einer Welle herzlicher Verehrung seiner Schüler, auch solcher, die dogmatisch andere Wege gingen, so hat auch Holtzmann solche Frucht uneigennützigen, rastlosen Dienstes an Wissenschaft und Kirche ernten dürfen. Als bei seinem Ausscheiden aus dem Oberkonsistorium Georg Wolf seiner in ehrender Weise gedachte, meldete sich der der kirchlichen Rechten angehörende Inspektor Krencker zum Wort und erklärte, daß auch seine Gesinnungsgenossen sich in der Verehrung für Holtzmann mit dem Vorredner durchaus eins wüßten. In einem Lande mit so zugespitzten Parteigegensätzen gewiß eine bemerkenswerte Tatsache, daß einer der markantesten Vertreter der „liberalen" Theologie einmütig solch hohe Wertschätzung genoß. Und doch kein Wunder; denn die besten Eigenschaften des deutschen Gelehrten waren in Holtzmann vereinigt und namentlich diejenigen, für die elsässische Sinnesart eine besondere Aufgeschlossenheit besitzt: Sachlichkeit, Gerechtigkeit, Echtheit und Wahrhaftigkeit. Holtzmann hat nie etwas aus sich gemacht. Auch müßte derjenige seiner Schüler noch gefunden werden, der aus seinem Munde etwas gehört, was an Pose oder Phrase erinnert hätte. Die leicht aus sich herausgehende Mitteilsamkeit eines Reuß war ihm nicht gegeben; dem strengen Wissenschaftler widerstrebte es, seinen Vorlesungen irgendeinen „erbaulichen" Charakter zu verleihen. Seine Schüler sollten zunächst einmal wissenschaftlich arbeiten lernen. Die Mühe, gewissermaßen erst Hartholz zu bohren, wollte er ihnen nicht

ersparen. Ebensowenig sah er es als pädagogisch richtig an, den jungen Theologen vor religiösen Krisen zu bewahren. Seine Schüler sollten schwimmen lernen. Er wollte ihnen ihre Kräfte stählen helfen, um sie vor dem Versinken zu bewahren, aber ihnen nicht die Leine halten, damit sie gefahrlos schwimmen könnten. Es ist verständlich, daß diese Art Holtzmanns manchem jungen Theologen, der im Kampf um innere Gewißheit, beunruhigt durch allerlei Hypothesen theologischer Wissenschaft, sich nach Führung sehnte, Enttäuschung bereitete. Aber es hat auch nicht wenige gegeben, die jene Verbindung von Aufgeschlossenheit gegenüber den geistigen Strömungen der Zeit und positiver Stellung zu Religion, Christentum und Kirche, wie sie sie bei Holtzmann antrafen, vor dem Bruch mit der Welt des Ewigen bewahrt hat. Es war eine Atmosphäre des Ehrfurchtgebietenden um ihn gebreitet und, so sparsam Holtzmann mit Aeußerungen des religiösen Gefühls war, wer hätte nicht gespürt, daß ein tiefes, reiches, frommes Innenleben ihm geschenkt war? Strahlen desselben durfte der Leser seiner „Akademischen Predigten" auffangen. Sie stammten aus den Jahren 1858—1864. Holtzmann gab A. Krauß recht, wenn dieser ihnen den Charakter von Gemeindepredigten absprach und sie religiöse Meditationen über Bibelstellen nannte.

Hatte Holtzmann bei seinem Scheiden aus Baden der Kirchenpolitik Valet gesagt — nicht schweren Herzens! —, so fühlte sich in ihr erst recht in seinem Element Wilhelm Nowack (1850—1928). Als wissenschaftlicher Forscher ohne schöpferische Originalität, stark mehr in Bekundungen eines zergliedernden kritischen Sinnes, als Prediger nicht ohne Wärme, aber durch lehrhaften Zug und Mangel an Phantasie die Wirkung seiner Worte abschwächend, am eindruckvollsten da, wo es galt, kritisch und polemisch Stellung zu nehmen, fühlte sich Nowacks Kämpfernatur am meisten in der Arena der Kirchenpolitik zu Hause. Seinem unerschrockenen Offensivgeist kostete es kaum Ueberwindung, Farbe zu bekennen, die Dinge beim Namen zu nennen, Verblendeten den „Star zu stechen", oder, wie der Berliner sich drastisch ausdrückte, „den Kümmel zu reiben". Durch seine Schärfe verdarb er viel, auch war seine Hand in Personalfragen nicht immer glücklich. Ein Mann starker Sympathien und Antipathien, wurde er im Urteil leicht ungerecht. Seine Kritik nicht bloß an den Menschen, sondern auch an den Zuständen, die er im Elsaß vorfand, war zu temperamentvoll, als daß in den Kritisierten und Mitschuldigen dieser Zustände durch seine zürnenden Worte der Drang, sich und die Zustände zu bessern, gleich übermächtig hätte werden können. Verletzte die Rücksichtslosigkeit seines Widerspruchs, so wirkte andererseits versöhnend, daß er doch selbst auch Widerspruch ertragen konnte. Es hat Zeit gebraucht, bis Nowack sich



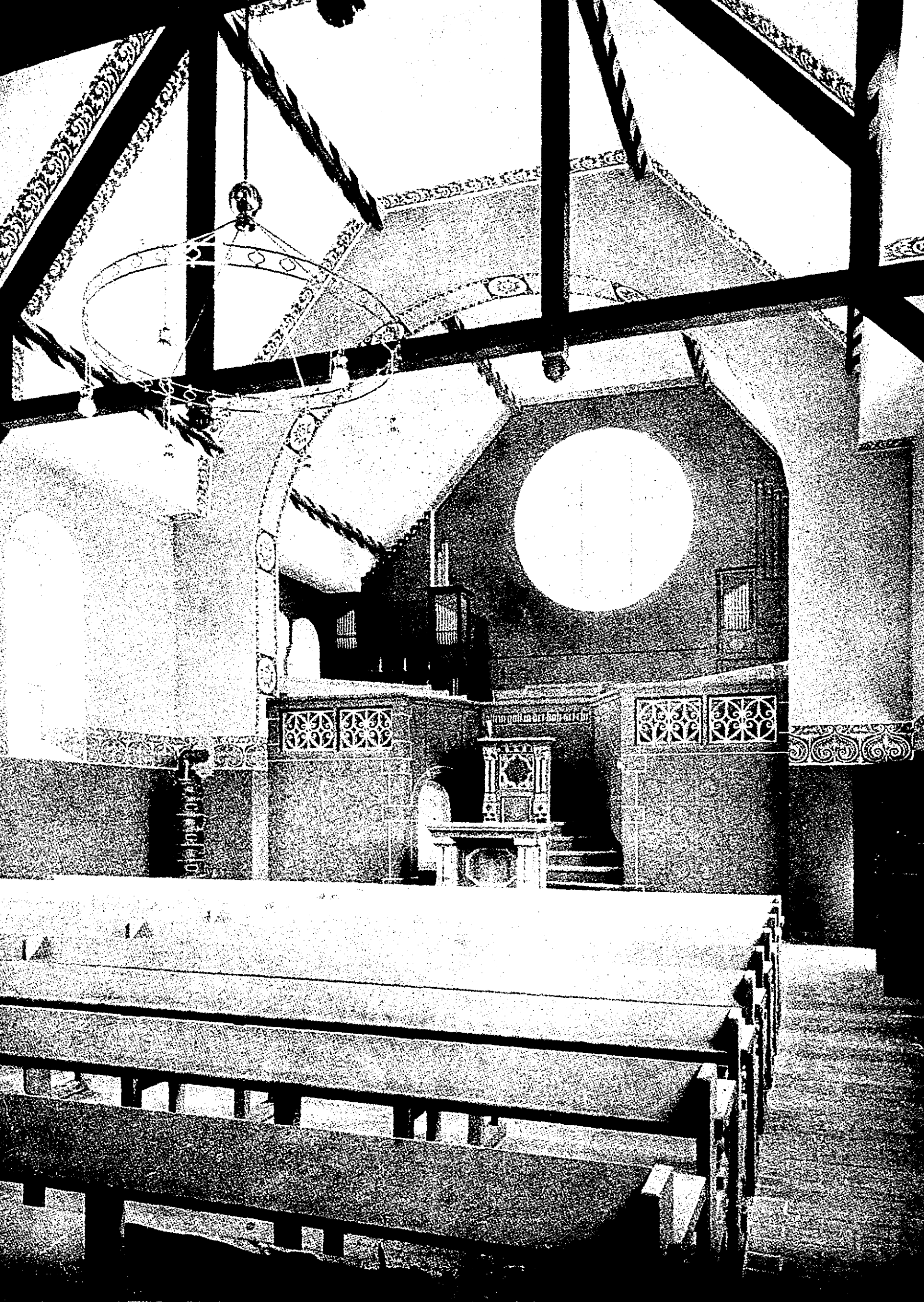
Die evangelische Kirche in Longeville bei Metz, Außenansicht



Die evangelische Kirche in Longeville bei Metz (Innenansicht)

an das Elsaß gewöhnte und bis das Elsaß sich an Nowack gewöhnte. Seine Art erschien zunächst eben doch sehr wesensfremd. Aber nicht bloß seine unbestreitbaren positiven Verdienste um das kirchliche Leben erzwangen schließlich eine freundlichere Beurteilung, wie er denn auch 1913 mit 20 von 24 Stimmen vom Oberkonsistorium in das Direktorium gewählt wurde. Es hatte auf die Dauer nicht verborgen bleiben können, daß er für die Eigenart des Landes Verständnis besaß, und daß dieser Kämpfer gerne auch, wo es ihm richtig erschien, sich um einen Ausgleich ernstlich bemühte.

Eine ganz andere Natur war Paul Lobstein (1850—1922). Die Liebe seiner Gattin und seines Sohnes hat ihn, ein einmal in einer Bücherbesprechung gefallenes überschwengliches Wort aufgreifend, un alsacien idéal, ein dankbarer Schüler hat ihn (vgl. Chr. Welt vom 16. Sept. 1933) „für fleißige Studenten den idealen Dozenten" genannt. Vorzüge seiner Vorlesungen wie seiner ganzen wissenschaftlichen Persönlichkeit waren Gediegenheit und Klarheit. In musterhaft eingeteilten Portionen, nie zu viel, nie zu wenig, fein geordnet, verabreichte Lobstein die geistige Kost, kein Dozent machte es seinen Schülern leichter, ein gutes Kollegheft zu führen und, was man schwarz auf weiß besaß, dann getrost nach Hause zu tragen. Hatte doch Lobstein die durchschnittliche geistige Aufnahmefähigkeit und -willigkeit seiner Zuhörer in keiner Minute aus dem Auge gelassen. Aber Höhen und Tiefen gab es in diesen Vorlesungen nicht. Ueberall derselbe Gleichschritt und dieselbe geistige Temperatur, überall derselbe Anflug von Trockenheit. Sein Vater, Johann Friedrich Lobstein, hatte als Prediger der französischen Erweckungsbewegung und als Erbauungsschriftsteller große Wirkung ausgeübt, als Dozent enttäuscht. Paul Lobstein hatte an seinen Vater (dieser starb 1855, Lobstein wurde 1850 in Epinal geboren) nur flüchtige Erinnerung. Daß Lobstein nur von Frauen erzogen wurde, war für seine Charakterentwicklung wohl nicht ohne Bedeutung. Gewissenhaftigkeit und Pflichtbewußtsein mag väterliches Erbteil gewesen sein. Der Geist des Hauses war eine Verbindung von Orthodoxie und Pietismus. Seine Mutter hatte mit zwanzig Jahren zu dem Kreis jener ersten sechs Diakonissinnen gehört, mit denen Franz Härter sein Werk begann. Sie hat dann als Witwe dem alten Horning in der Jung-St.-Peter-Gemeinde in der Armen- und Krankenpflege hingebend gedient, ihre Kinder schickte sie aber zu Franz Härter in den Konfirmandenunterricht. Als später dann der junge Theologe ins Leben trat, hielt er sich offen auch für ganz andere geistige Bewegungen, als die er von Hause aus kannte. Für Eduard Reuß hatte er zeitlebens große Verehrung. In Tübingen und Göttingen gewann er Fühlung mit den



Die evangelische Kirche in Longeville bei Metz (Innenansicht)

an das Elsaß gewöhnte und bis das Elsaß sich an Nowack gewöhnte. Seine Art erschien zunächst eben doch sehr wesensfremd. Aber nicht bloß seine unbestreitbaren positiven Verdienste um das kirchliche Leben erzwangen schließlich eine freundlichere Beurteilung, wie er denn auch 1913 mit 20 von 24 Stimmen vom Oberkonsistorium in das Direktorium gewählt wurde. Es hatte auf die Dauer nicht verborgen bleiben können, daß er für die Eigenart des Landes Verständnis besaß, und daß dieser Kämpfer gerne auch, wo es ihm richtig erschien, sich um einen Ausgleich ernstlich bemühte.

Eine ganz andere Natur war Paul Lobstein (1850—1922). Die Liebe seiner Gattin und seines Sohnes hat ihn, ein einmal in einer Bücherbesprechung gefallenes überschwengliches Wort aufgreifend, un alsacien idéal, ein dankbarer Schüler hat ihn (vgl. Chr. Welt vom 16. Sept. 1933) „für fleißige Studenten den idealen Dozenten" genannt. Vorzüge seiner Vorlesungen wie seiner ganzen wissenschaftlichen Persönlichkeit waren Gediegenheit und Klarheit. In musterhaft eingeteilten Portionen, nie zu viel, nie zu wenig, fein geordnet, verabreichte Lobstein die geistige Kost, kein Dozent machte es seinen Schülern leichter, ein gutes Kollegheft zu führen und, was man schwarz auf weiß besaß, dann getrost nach Hause zu tragen. Hatte doch Lobstein die durchschnittliche geistige Aufnahmefähigkeit und -willigkeit seiner Zuhörer in keiner Minute aus dem Auge gelassen. Aber Höhen und Tiefen gab es in diesen Vorlesungen nicht. Ueberall derselbe Gleichschritt und dieselbe geistige Temperatur, überall derselbe Anflug von Trockenheit. Sein Vater, Johann Friedrich Lobstein, hatte als Prediger der französischen Erweckungsbewegung und als Erbauungsschriftsteller große Wirkung ausgeübt, als Dozent enttäuscht. Paul Lobstein hatte an seinen Vater (dieser starb 1855, Lobstein wurde 1850 in Epinal geboren) nur flüchtige Erinnerung. Daß Lobstein nur von Frauen erzogen wurde, war für seine Charakterentwicklung wohl nicht ohne Bedeutung. Gewissenhaftigkeit und Pflichtbewußtsein mag väterliches Erbteil gewesen sein. Der Geist des Hauses war eine Verbindung von Orthodoxie und Pietismus. Seine Mutter hatte mit zwanzig Jahren zu dem Kreis jener ersten sechs Diakonissinnen gehört, mit denen Franz Härter sein Werk begann. Sie hat dann als Witwe dem alten Horning in der Jung-St.-Peter-Gemeinde in der Armen- und Krankenpflege hingebend gedient, ihre Kinder schickte sie aber zu Franz Härter in den Konfirmandenunterricht. Als später dann der junge Theologe ins Leben trat, hielt er sich offen auch für ganz andere geistige Bewegungen, als die er von Hause aus kannte. Für Eduard Reuß hatte er zeitlebens große Verehrung. In Tübingen und Göttingen gewann er Fühlung mit den

dort herrschenden theologischen Strömungen. Mit Reuß verband ihn das Streben, an der Grenzscheide zweier Nationen Uebermittler theologischer Wissenschaft des einen Landes für das andere zu werden, nur daß Reuß es darauf absah, die Franzosen mit der deutschen Theologie bekannt zu machen, während Lobstein nicht minder lebhaft sich bemühte, Deutschland Werke des zeitgenössischen französischen Protestantismus nahezubringen. In seiner politischen Gesinnung stand Lobstein immer auf seiten Frankreichs. Ueber schlechte Behandlung seitens der Regierung brauchte er sich deshalb nicht zu beklagen. Dennoch fühlte er sich berechtigt und berufen, nach dem Waffenstillstand im Namen der Direktorialkommission den seine politische Gesinnung nicht teilenden Pfarrern zuzurufen:

Loin de nous d'inviter à la dissimulation et à l'hypocrisie des hommes appelés à rendre témoignage à la vérité, ou de les pousser à un byzantinisme dont les fruits mortels s'étalent en ce moment au grand jour dans les contrées soumises à la domination de nos maîtres de la veille. Il ne nous répugne pas moins d'évoquer le spectre de la peur et de recourir à des procédés qui dégraderaient à la fois les bourreaux et les victimes. Nous faisons appel aux sentiments qui seuls conviennent à des citoyens libres et à des ministres de l'Evangile.

Chers et honorés frères, si vous estimez que vous ne sauriez vous faire à la perspective d'une Alsace française; s'il y a, entre la situation présente et le souvenir de votre passé ou notre orientation vers l'avenir une contradiction irréductible; s'il ne vous est pas possible de reconnaître, dans les événements de ces dernières semaines, l'action d'une Providence juste et miséricordieuse, alors n'attendez pas que des rapports étrangers vous désignent aux rigueurs du pouvoir civil et politique, prévenez des mesures que la Commission directoriale n'aurait le plus souvent ni la volonté, ni le pouvoir de détourner, n'hésitez pas à tirer sans arrière — pensez les conséquences d'une situation anormale, prenez vous-même l'initiative d'un départ volontaire, échangez contre la patrie de votre coeur un pays où désormais votre présence serait nécessairement indésirable.

Mit Lobstein befreundet war Paul Ernst Lucius (1852—1902), ein Sohn des Ernolsheimer Pfarrhauses, wie Lobstein eine stille Gelehrtennatur, wie er aber auch voll lebendigen kirchlichen Interesses. Der Wissenschaft wie der Kirche dienten seine Bemühungen, der Mission den ihr gebührenden Platz in der Theologie zu erobern. Der Eindruck seiner Vorlesungen litt an seiner sklavischen Abhängigkeit vom Manuskript. Jede Silbe war „Vorlesung“ im eigentlichsten Sinne des Wortes. Aber der unbekannte Student, der einstmals in eine Bank des Luciusschen Hörsaales die Worte eingrub: Salve Luci, dormituri te salutant, hat damit seiner eignen Strebsamkeit kein ehrendes Denkmal gesetzt. Denn wer sich einmal über jene Schwächen des Vortrages

hinwegsetzte, kam bei Lucius reichlich auf seine Rechnung. Wie fein verstand Lucius, die bewegenden Kräfte der Kirchengeschichte darzustellen, überall kräftig die Linien des historischen Bildes herausarbeitend, nie den Hörer mit nebensächlichen Einzelheiten belastend!

Diese Gabe besaß auch sein Schüler Gustav Anrich (1867 bis 1930), ebenfalls ein elsässischer Pfarrerssohn. Auch er hatte Hemmungen zu überwinden, freilich nicht auf sprachlichem Gebiet. Es war staunenswert, wie er durch eisernen Willen und strenge Selbstzucht immer mehr in seine Aufgabe hineinwuchs und durch die Hochwertigkeit seiner Darbietungen schließlich alles vergessen machte, was ihm die Natur an formaler Begabung oder an Schwung der Rede versagt hatte. Und wie sich der Lehrer Anrich steigende Wertschätzung erwarb, so erntete der charaktervolle Mensch, auf dessen Zuverlässigkeit und Festigkeit man unbedingt bauen konnte, Liebe und Verehrung. Es war ein großer Verlust für die elsässische Kirche, als der Ausgang des Weltkrieges Anrich veranlaßte, freiwillig seine Heimat, an der er mit ganzer Seele hing und deren Geschichte er so oft die Zunge gelöst hat, zu verlassen.

Was Anrich fehlte, besaß Emil Walter Mayer (1854—1927), der Systematiker, in hohem Maße. In seinen Adern pulsierte romanisches Blut. Da war nichts von deutscher Schwerblütigkeit. Frei, formgewandt und formfreudig ergoß sich der Strom seiner temperamentvollen Rede. Mayer konnte begeistern, mit sich fortreißen. Manchmal hatte man freilich den Eindruck, daß die Problematik der von ihm behandelten Fragen etwas zu schnell auf eine einfache Formel gebracht wurde. Vielleicht gab seine Art noch mehr den jüngeren Semestern als den älteren. Im Umgang war er von bestrickender Liebenswürdigkeit.

Die praktische Theologie wurde lange Jahre allein durch Alfred Krauß (1836—1892) vertreten. Seine Schüler rühmen die anregende Art dieses Theologen, dessen nüchterner, reformierter Grundzug in vielem elsässischer Tradition und elsässischem Wesen kongenial war. Seine große Gelehrsamkeit hat ihn nicht davor behütet, daß er zu neuaufkommenden Strömungen keine innere Stellung mehr gewann.

Diese waren verkörpert durch Friedrich Spitta (1852 bis 1924) und Julius Smend (1857—1930). Spitta und Smend: es war zwischen beiden, si parva licet componere magnis, ein Unterschied wie zwischen Luther und Zwingli. Nicht bloß weil Spitta, der Sohn des Dichters von „Psalter und Harfe", aus streng lutherischem Hause stammte, Smend im Reformiertentum seine geistige Heimat hatte. Spittas Art hatte etwas Vulkanisches. Die Glut einer heißen, schwer mit Spannungen kämpfenden Frömmigkeit entlud sich bei ihm in elementarer Weise.

Bei Smend kam alles viel reflektierter heraus, er war mehr der Mann nüchterner Verständigkeit trotz des starken künstlerischen Zuges, den er mit Spitta teilte. Spitta voller wissenschaftlicher und künstlerischer Intuition, schöpferischer als Smend; dieser stärker in ruhig abwägendem, methodisch diszipliniertem Denken. Spitta immer vom Drang beseelt, sich geistig zu verschenken, Smend mehr aristokratisch sich zurückhaltend. Spitta von großer Ursprünglichkeit in seinen Aeußerungen, Smend ein Künstler der Sprache, das Feinziselierte und Gemeißelte liebend. Spitta mit feurigem Herzen dem Lande zugetan, das ihm zweite Heimat geworden war, Smend, dessen Licht- und Schattenseiten gleich scharf beobachtend und prüfend, auf elsässischem Boden immer der Sohn der roten Erde bleibend. Ein Schüler Spittas, der Schweizer Alfred Bertholet, heute Professor der Wissenschaft des Alten Testamentes an der Berliner Hochschule, hat an Spittas Sarg bekannt: „Er war der vorbildliche akademische Lehrer, weil er es verstand, ad hominem zu wirken. An ihm ist mir wie nur an seltenen Menschen der ganze Reichtum deutscher Gemütstiefe aufgegangen." Auch Smend war ein vortrefflicher Lehrer, in seiner Darstellungsweise gestraffter als Spitta, weniger geneigt zu gelegentlichen Abschweifungen, strenger und unerbittlicher in der Kritik, mehr als Spitta befähigt, zu methodischer Arbeit anzuleiten. All sein theologisches Denken und Forschen kreiste um die Fragen der Gestaltung des Kultus, während Spittas eindringendes Studium ja auch der Erforschung des Urchristentums und der Wissenschaft vom Neuen Testament zugewandt war.

Das für die Ausbildung der Pfarrer so wichtige Amt des Direktors des Studienstiftes Collegium Wilhelmitanum hat als Nachfolger Jakob Bronners, des „guten, alten Pädagogen", seit 1873 bis zu seinem Tode A l f r e d E r i c h s o n (1843—1901) innegehabt. Holtzmanns Gedächtnisrede auf Erichson schilderte den „Antiquar des elsässischen Protestantismus" in seiner nie versagenden Dienstbereitschaft, auch sein eifriges kirchenpolitisches Wirken, das sich meist hinter den Kulissen vollzog, nicht vergessend.

Unter den Männern der kirchlichen Verwaltung sei des langjährigen Generalsekretärs des Direktoriums E m i l K ü ß (1837 bis 1911) gedacht. Der „ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht", 36 Jahre hindurch auf seinem Posten stehend (1874—1910), war Küß ein mit den kirchlichen Zuständen genau vertrauter Bürokrat, eine kühle Natur, fast frostig wirkend, und doch ein wohlwollender, hilfsbereiter Berater derer, die seinen erfahrenen Rat einholten.

Lange Jahre (1882—1908) hat in kirchlicher Verwaltungsarbeit auch der Präsident des Metzer Konsistoriums, E u g e n B r a u n (1841

bis 1915), ein Mülhäuser Pfarrerssohn, gestanden. Dreiundzwanzigmal durfte er die Einweihung von Kirchen und Kapellen vornehmen. Ihrer wären weniger gewesen, hätte Braun, ein unverdrossener Arbeiter, der sich der Unterstützung tüchtiger Juristen, wie der Geheimräte Grünewald und Haas, erfreuen durfte, etwas vom engherzigen, pedantischen Bürokraten an sich gehabt. Was geschehen konnte, um den Instanzenweg abzukürzen, um überflüssiges Schreibwerk zu vermeiden, geschah. Wenn ein Staatssekretär sich einmal dahin geäußert haben soll, es sei nie gut, wenn ein hoher Beamter über eine zu große Arbeitskraft verfüge, so hatte Braun den Sinn, der in solcher wunderlichen Rede lag, wohl begriffen. Er ließ andere arbeiten, und zwar in großer Selbständigkeit, ohne ihnen dreinzureden. Und da diese anderen gerne arbeiteten, schadete es auch nichts, wenn er die Zügel sehr locker ließ. Was ihm in vielen Lagen sehr zustatten kam, war ein Anflug von Esprit und humorvoller Schlagfertigkeit. Auch bei Hofe war der freundliche alte Präsident persona grata.

Das Amt, das Eugen Braun in Metz bekleidete, versah als Präsident des Mülhäuser Konsistoriums seit 1864 Adolf Stöber (1811—1892), der formvollendete Poet, dem sich so leicht ein inneres oder äußeres Erlebnis zum Gedichte wandelte, der eindrucksvolle Künder tiefer Liebe zur deutschen Muttersprache, der verdienstvolle Herausgeber des Mülhäuser Gesangbuchs, der bewährte Freund der Inneren Mission und bei aller Vielfältigkeit seiner Gaben und Aufgaben nicht zuletzt der in seinem Amte treu erfundene Pfarrer. Eine milde, friedliebende Natur, und doch auch wissend um das Recht heiligen Zornes.

Nein! In des Lebens
Wirren und Kämpfen,
Ziemt es den Zorn nicht
Immer zu dämpfen!
Darfst nicht inmitten
Tollem Gewühl
Stehn wie ein Eisberg,
Allezeit kühl.
Nein! Wo das Unrecht
Thronet und schaltet,
Wo die Verkehrtheit
Wohnet und waltet:
Sollst du entbrennen
Wie ein Vulkan,
Feuer und Flammen
Schleudern hinan.

Beuget die Ohnmacht
Heilige Rechte,
Will sie die Freien
Meistern wie Knechte:
Auf! Laßt entlodern
Flammendes Wort!
Rache zu fordern,
Donner' es fort!
Siehst du die Freiheit
Küssen die Rute,
Die ihr den Nacken
Geißelt zu Blute:
Auf! Den Verkehrten
Stachle dein Zorn,
Sei dem Entehrten
Weckender Sporn!

Theodor Gerold (1837—1928), der Führer der Liberalen in der Nachfolge seines Schwiegervaters D. Bruch, war nicht das, was man

einen ideenreichen Kopf nennt, auch nicht ein sonderlich beweglicher Geist. Wenn er in der akademischen Laufbahn, die er in jungen Jahren einzuschlagen begonnen hatte, zum Ziele einer Professur gekommen wäre, so hätte er sicher zu den gediegenen, aus seiner Feder stammenden wissenschaftlichen Veröffentlichungen einige weitere nicht weniger gediegene hinzugefügt. Daß er aber der Wissenschaft neue Pfade gewiesen hätte, ist kaum anzunehmen. Was ihn auszeichnete, war die gravitas seines Wesens, dessen Strenge und Ernst eben doch keineswegs bloß zurückschreckte, sondern auch anzog. Gewiß war etwas Starres in ihm, aber diese Starrheit war doch Begleiterscheinung einer großen Diszipliniertheit des Wesens, innerer Festigkeit und Ueberzeugungstreue. So versagte auch der Gegner ihm den Respekt nicht und blieb nicht unempfindlich gegenüber der feierlichen Würde seiner Persönlichkeit. Gelegentlich hat übrigens Gerold gegenüber Elementen in seiner Partei, die die Fenster nicht öffnen wollten, wenn die Luft etwas muffig geworden war, sich für das Recht des Neuen eingesetzt, und das nicht etwa bloß aus dem Instinkte des Taktikers heraus, sondern aus einem inneren Ueberwundensein. Man denke nur an seine Stellung in der Gesangbuchfrage.

Man tut aber weder Gerold noch vielen anderen tüchtigen Vertretern des Pfarrstandes ein Unrecht, wenn man als die bedeutendste Erscheinung der elsässischen Pfarrwelt dieses Zeitraums Karl Hackenschmidt (1839—1915) bezeichnet. Gewiß fehlte ihm manches, was andere in hohem Maße besaßen. Er war kein volkstümlicher Prediger, überhaupt keine Anziehungskraft für die Masse, kein Organisator und auch nicht zum Führer im Parteikampf geschaffen. Und doch vereinigte er in seiner Person Gaben und Kräfte, die man selten zusammen antrifft. An dem Theologen Hackenschmidt war ein Professor der Theologie verlorengegangen. Nicht bloß um seines ausgebreiteten theologischen Wissens willen, das er ein langes Leben hindurch in täglich mühsam den starken Anforderungen seines Pfarramtes abgerungenen Stunden mehrte und vertiefte. Was hatte er nicht alles gelesen — und nicht nur gelesen, sondern auch innerlich verarbeitet! Wie geistvoll und immer anschaulich und originell wußte er von diesem Wissen mitzuteilen! Alle Aeußerungen trugen den Stempel seiner stark ausgeprägten Subjektivität, nicht selten auch seines heißen Temperaments. In seiner Neigung zu scharf pointierter Redeweise ging er sehr weit und erregte zuweilen begreiflichen Anstoß. Seine Beweglichkeit verführte ihn leicht zu Seitensprüngen, die ihn von dem erstrebten Ziele zurückbrachten. Aber was bedeutet das alles gegenüber der unleugbaren Tatsache, daß hier wirklich ein Theologe von Format der Kirche geschenkt war! Und derselbe Hackenschmidt ein Volksschriftsteller von Gottes Gnaden, immer frisch

und lebendig, immer fesselnd und den Leser in seinen Bann ziehend. Und derselbe Mann, der mit dem geschärften Wirklichkeitsblick des „Steckelburgers" ausgerüstet war, ein Poet von hinreißendem Schwung und Feuer.

Die Straßburger Pfarrer Wilhelm Horning und Gustav Härter, die Söhne jener führenden Kämpfer aus der Zeit, da das konfessionelle Luthertum und der Pietismus sich mühsam einen Lebensraum unter der Sonne des evangelischen Kirchentums des Elsaß erstritten, waren typische Epigonen, ohne die geistige Bedeutung ihrer Väter, aber beide mit heißem Ernst bedacht, das überkommene Erbe zu wahren. Der kämpferische Horning (ihm zur Seite sein Bruder Alfred in Pfulgriesheim) war eifrig im Durchsuchen der Vergangenheit nach Waffen für den Kampf der Gegenwart. Seine Polemik war leidenschaftlich, oft hemmungslos, so daß ihm nachgesagt werden konnte, er verfolge die Straßburger Fakultät mit dem Grimme, der die Jünger des Elias den Baalspfaffen gegenüber beseelte. Gustav Härter, weit irenischer und milder als sein Vater, erwarb sich durch Innerlichkeit und Innigkeit seines Wesens viele Sympathien. In der würdigen Gestalt des Professors Karl Heinrich Bögner waren viele Werke der Inneren Mission gewissermaßen verkörpert. Als eine ungewöhnliche Persönlichkeit darf der Pfarrer von Jung-St.-Peter Emil Ried bezeichnet werden, „das Vorbild eines überzeugungstreuen, dem Dienste des Herrn und seiner Kirche ganz ergebenen Pfarrers". Er besaß ebenso Achtung bei seinen kirchenpolitischen Gegnern auf der Linken wie der liberale Ruprechtsauer Inspektor Fritz Riff sie bei den „Brüdern von der Rechten" genoß. Gemütstiefe und Gewissensernst zeichneten diesen vielbegabten, schaffensfrohen Theologen aus. Einen Pfarrer von volkstümlicher Kraft besaß die Straßburger Kirche in dem beredten, gebildeten und humorvollen Pfarrer Gustav Kopp von der Neuen Kirche, einen Mann von universaler Geistesausstattung in dem Pfarrer von St. Wilhelm Julius Redslob. In besonderem Ansehn standen die Brüder A. und K. Fischer (Pfarrer in Rappoltsweiler und Heiligenstein), eine originelle Erscheinung war der Buchsweiler Inspektor Daniel Teutsch. Als Typus einer innere Bestimmtheit mit freundlicher Milde verbindenden Pfarrerpersönlichkeit lebt in der Erinnerung der Inspektor von Keskastel Martin Krencker. Die Ideale eines wehrhaften, in deutschem Wesen fest verwurzelten Protestantismus verfocht mit den Mitteln ursprünglicher und urwüchsiger Beredsamkeit, auch mit schriftstellerischer Gewandheit, der langjährige Vorsitzende des elsässischen Evangelischen Bundes, Pfarrer Emil Schweitzer. In rücksichtsloser Tatkraft in der Verfolgung seiner Ziele überragte der kluge, energie-

geladene Pfarrer Fritz Hoffet die meisten seiner Amtsbrüder; leider war er in den Mitteln, durch die er Verhältnisse und Menschen seinem Willen dienstbar zu machen suchte, oft nicht gerade wählerisch. Als ein Vorbild in gewissenhafter und rastloser Indienststellung der ihm verliehenen Gaben wirkte Pfarrer D. Paul Grünberg. Wiewohl er zu den geschätztesten Straßburger Predigern gehörte, lag das Schwergewicht seiner Begabung doch mehr auf der wissenschaftlichen Seite. Ein starker Drang nach verstandesmäßiger Klarheit und eine Freude an dementsprechender Darstellung der seinen scharf beobachtenden Geist beschäftigenden Fragen war in ihm lebendig. Unter den Pfarrern, die wie Grünberg nach dem Weltkrieg das Land verließen, waren auch die inzwischen ebenfalls heimgegangenen Altelsässer D. Friedrich Federlin, Ruprechtsau, Emil Grucker, Hagenau, und Karl Braun, Königshofen, die zu den Zierden des elsässischen Pfarrstandes gehört haben.

Noch manche markante Persönlichkeit, noch mancher Name, der zu seiner Zeit in vieler Munde war, wäre zu nennen. Aber auch wenn einem jeden hier ein Blatt der Erinnerung gewidmet werden könnte: die Träger der kirchengeschichtlichen Entwicklung dieser Zeit wären mit alledem nur ganz einseitig und lückenhaft dargestellt. Denn was hätten alle jene „Köpfe" bedeutet, wenn es nicht neben und hinter den mehr oder minder führenden Persönlichkeiten in Stadt und Land Gemeinden von Christen gegeben hätte, die still und treu, aus ewigen Quellen ihre Kraft schöpfend, in einer, aufs Ganze gesehen, doch glaubensmatten Zeit und in einem durch vielfache Gegensätze innerlich gespaltenen Lande an jenem unsichtbaren Bau tätig waren, zu dessen Errichtung jedes Christenleben einen Stein herbeitragen soll! Daß der elsaß-lothringische Protestantismus über „Köpfe" verfügte, war für ihn ein Segen; daß aber noch viel mehr Herzen brannten für Herstellung einer Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, war das Entscheidende. Hat dies Feuer auch nicht lichterloh gebrannt, so hat es seine Wärme und seine Leuchtkraft doch vielen mitgeteilt. Den auf keiner Tafel der Geschichte verzeichneten Hütern und Hüterinnen der heiligen Flamme gebührt daher kein geringerer Dank der Nachwelt.

Ortsverzeichnis

Die * verweisen auf Abbildungen.

Personenverzeichnis

Die * verweisen auf Abbildungen.

Verzeichnis der Abbildungen

Die Bilder Seite 44 und 101 stammen von Phot. Scherl, das Bild Seite 125 von Phot. Held, Weimar, die Bilder der Seite 149 und 156 von der Staatlichen Bildstelle, Berlin.

Nur durch tatkräftige Hilfe sehr vieler haben wir die Bilder dieses Buches sammeln können. Wir sagen für diese Mitarbeit unseren herzlichen Dank und bedauern es sehr, daß wir von einzelnen Persönlichkeiten, deren Bild wir gern veröffentlicht hätten, keine geeignete Vorlage trotz vielfacher Bemühungen erlangen konnten.

1993

Michaelis
Grenzlandkirche...

